~~Zc. III. 43. b~~

L. g. o. 969/2.

Deutsches Lesebuch

von

Dr. K. E. P. Wackernagel.

Zweiter Theil.

Deutsches Lesebuch

von

Dr. K. E. P. Wackernagel.

Zweiter Theil.

Dritter unveränderter Abdruck.

Stuttgart,

Verlag von S. G. Liesching.

1843.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Ueber den Gebrauch dieses neuen Lesebüchleins und das Verhältnis desselben zu dem Unterricht, dessen Gegenstand die deutsche Sprache ist, so wie über die Grundsätze, nach welchen dieser Unterricht überhaupt ertheilt werden müße, hatte ich versucht, mich in einer größeren Vorrede ausführlich zu erklären. Da dieselbe aber zu einem Umfange angewachsen, der es mir nicht mehr angemeßen erscheinen läßt, sie dem Büchlein unmittelbar vorzusetzen, so laße ich sie nunmehr besonders abdrucken, als einen bloß für Lehrer bestimmten Theil des Buchs, unter dem Titel: Ueber den Unterricht in der Muttersprache. Auf diese Weise ist dann nicht jeder, der sich das Lesebuch anschafft, genöthigt, auch diesen Theil mitzukaufen, und umgekehrt.

Damit sei denn dieses Büchlein, an dem es gewis kein Fehler ist, daß es in poetischer, nationaler und religiöser Richtung einen sehr entschiedenen Charakter ausspricht, Eltern und Lehrern aufs freundlichste empfohlen. Den letzteren wird es angenehm sein zu

wißen, daß dasselbe unter Mitwirkung ausgezeichneter Schulmänner zu Stande gekommen, daß sie also ein um so größeres Vertrauen zu der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung und ganzen Haltung haben dürfen.

Stetten, den 8. August 1842.

K. E. P. W.

Vorbemerkung zum dritten Abdruck.

Der vorliegende zweite Theil meines Lesebüchleins hat bei dem dritten Abdruck eine kleine Veränderung erfahren. Die schöne Erzählung von Friedrich Jacobs Nro. 126 war nämlich bis dahin aus zweiter Hand mitgetheilt worden; jetzt gebe ich sie unmittelbar aus der Quelle selbst, und hoffe, daß die kleinen Unbequemlichkeiten, die sich daran knüpfen möchten, doch leicht auch zum Vortheil des Unterrichts verwandt werden können.

Es wäre mir nahe gelegt, noch einige das Lesebuch nicht unmittelbar angehende Bemerkungen zu machen; eine unbesonnene Vorrede vor einem andern Lesebuch, die mir zu Gesicht gekommen, bestärkt mich aber in dem Entschluß, meinerseits an einem solchen Orte selbst in anständiger Form auf Nichts einzugehen, das bloß zwischen Lehrern verhandelt werden sollte.

Stetten, den 1. September 1843.

K. E. P. W.

Zweiter Theil.

DAs Schöne stammet her vom Schonen: es ist zart,
und will behandelt sein wie Blumen edler Art.

Wie Blumen vor dem Frost und rauher Stürme Drohen
will es geschonet sein, verschont von allem Rohen.

J. N. G.

1.

Die Muttersprache.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Muttersprache, Mutterlaut,
wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort das mir erschallet,
süßes erstes Liebeswort,
Erster Ton den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

Ach! wie trüb ist meinem Sinn,
wann ich in der Fremde bin,
Wann ich fremde Zungen üben,
fremde Wörter brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen wie ein Gruß.

Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichthum, in die Pracht:
Ist mirs doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Schlüften,
längst verschollnes altes Lied,
Leb aufs neu in heilgen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüht!

Ueberall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
geb ich meine Liebe kund,
Meine seeligsten Gedanken
sprech ich, wie der Mutter Mund.

2.

Zuversicht.

(Von Ludwig Tieck.)

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein,
und wandert über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
die Sonne ab und auf
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
nie matt in ihrem Lauf.

Und Mensch, du sitzest stets daheim,
sehnst dich nicht nach der Fern?
Sei frisch und wandle durch den Hain,
und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
so geh und such es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
betrete bald die Spur.

So weit dich schließt der Himmel ein,
geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
und finden, was es sucht.

3.

Die vier Jahres- und Lebenszeiten.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

Die vier Zeiten des Jahres wurden einsmals vor Gott gefordert und einer jeden ihr Name und Zeichen gegeben. Der ersten wurde gesaget: Du sollst Frühling heißen, du sollst den Menschen frühe wecken zum Gebete und zu der Arbeit, wie auch den Vogel, seinen Schöpfer zu loben. Du sollst das Vieh nach dem kalten Winter erquicken und die Erde mit fruchtbarem Thau anfrischen. Dein Kleid soll sein grün, dem grünen Holze des Lebens zu Ehren. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, daß ihrer nach dem Trübsalswinter des irdischen Lebens der stets grünende Frühling der Ewigkeit warte.

Zu der andern Jahreszeit wurde gesagt: Dein Name soll Sommer heißen, weil du täglich von der Sonne Klarheit mehr und mehr zeugen sollst, und dein Kleid soll sein von tausend Farben, zur Erinnerung, daß die Güte des Herrn tausendfältig unter den Menschen blühe. Dein Amt soll sein, zu predigen, daß die unsichtbare Sonne kräftiger sei in den Herzen der Frommen, als die sichtbare Sonne in den Gewächsen der Erden, sie zu ihrer Vollkommenheit zu bringen.

Zu der dritten Jahreszeit wurde gesagt: Dein Name soll Herbst heißen, weil du den herben Winter ankündigen sollst. Dein Kleid soll grau sein, zu guter Erinnerung an den greisen Tod. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen, wie alles Fleisch Heu, und alle Herrlichkeit des Menschen wie das Gras auf dem Felde sei, denn der Geist des Herrn bläset darein. Das schönste Obst, welches du den Menschen gibest, soll ihnen weisen, daß auch ihre Leiber täglich faul und mürbe werden.

Zu der vierten Jahreszeit wurde gesagt: Dein Name soll Winter heißen, weil der Wind dein Herr ist und Ungewitter, Sturm, Frost und Schnee nach und nach erregen wird. Dein Kleid soll schneeweiß sein, dem hinfallenden Alter zum Gedächtnisse. Dein Amt soll sein, den Menschen täglich zu predigen: Dulde das Böse, hoffe das Beste, denn nach dem Winter kommt der Sommer, nach Ungewitter Sonnenschein, nach Trauern Freude, nach der Vergänglichkeit die Ewigkeit.

4.

Künftiger Frühling.

(Von Ludwig Uhland.)

Wohl blühet jedem Jahre
sein Frühling mild und licht:
Auch jener große, klare,
getrost! er fehlt dir nicht.

Er ist dir noch beschieden
am Ziele deiner Bahn:
Du ahnest ihn hienieden
und droben bricht er an.

5.

Die halb gefüllte Flasche im Wappen.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

Die Familie des angesehenen Kaufmanns F. in Flensburg trägt in ihrem Wappen eine halbgefüllte Flasche, die einem seltenen Edelmuth ihres Urgroßvaters ihre Aufnahme verdanken soll.

Dieser hatte nämlich in einem der häufigen Kriege zwischen Schweden und seinem Vaterlande in einer für die Dänen siegreichen Schlacht als gemeiner Soldat gefochten. Nach dem Siege wurde der alte F. auf einen Wachposten gestellt, und konnte daher für seinen brennenden Durst nur mühsam eine Flasche Bier erhalten.

Als er diese eben an den durstigen Mund setzt, um sich zu laben, ertönt nicht weit von ihm der bittende Ruf eines Schweden, der, beider Beine beraubt, sehnsüchtig um einen Trunk bat. Von Mitleiden überwältigt, biegt sich unser F. über den Flehenden hin, und reicht ihm, seine eigene Qual vergeßend, die volle Flasche.

Aber in demselben Augenblicke feuerte der heimtückische Schwede, um zum letzten Male seinen Volkshaß gegen die Dänen zu befriedigen, ein Pistol auf den milden Geber ab; — doch Gott der Herr ist dessen Schild; der Schuß geht fehl. — Ruhig ergriff F. die Flasche, trank sie halb aus, und reichte sie dann dem waffenlos Sterbenden mit den Worten: „Nun erhältst du nur die Hälfte."

6.

Eberhard der Gütige zu Göppingen am Brunnen.

(Von Gustav Schwab.)

Ach Graf, ihr seid so bleich und krank,
euch kann der kühle Felsentrank
aus unserm Quell nicht heilen!
Nehmt Abschied euch von Berg und Flur,
und denkt an eure Seele nur,
sie will von hinnen eilen!

Der Arzt mit traurigem Gesicht
zum gütgen Eberhard es spricht;
mit Lächeln der es höret:

„Dich lob ich, daß du ehrlich bist,
doch hat mich noch zu dieser Frist
die Warnung nicht verstöret."

O schmäht nicht, Herr, die treue Kunst!
„Nicht schmäh ich, doch des Himmels Gunst
gab mir ein beßres Zeichen.
Wohl fertig bin ich längst zu gehn,
doch eh zwei Dinge sind geschehn,
darf ich noch nicht erbleichen."

„Du siehst mich an und glaubst mir nicht,
so höre, was des Herrn Gesicht
im Traume mir verheißen:
Mir soll, eh läßt das blühnde Weib,
die Nachbarin, den jungen Leib,
Das Lebensband nicht reißen."

Der Arzt blickt aus dem Fenster bang:
es ruht die Straße breit und lang
in öder Mittagsstunde,
Nur aus dem stillen Nachbarhaus
ein grauer Priester wankt heraus
und fleht mit leisem Munde.

Der Graf ermannet sich, und spricht:
„Verbergt mir, frommer Vater, nicht,
wem habt ihr zugesprochen?"
Da ruft ihm zu der ernste Greis:
Es hat ein jung und blühend Reis
der Gärtner abgebrochen.

Und mit dem heilgen Sakrament,
und mit dem Docht, der zagend brennt,
wankt so der Alte weiter;
Doch ob der Arzt auch seufzt und schweigt
und sein betrübtes Antlitz neigt,
des Grafen Blick ist heiter.

„Ja, zarte Blumen welken bald,
die Bäume stehn und werden alt,
drum bleib ich ungestorben:
Mein zweiter Traum mir treu verspricht,
daß meiner Hütte Bau nicht bricht,
eh daß ein Baum verdorben!"

„Siehst du dort in des Hofes Raum
den schlanken, mächtgen Eichenbaum?
er grünt vom Fuß zum Gipfel:
Das ist der zweite sichre Spruch:
ihr legt mich nicht ins Leichentuch,
eh denn verdorrt sein Wipfel."

Und sieh, der Sonne Schein vergeht,
und sieh, die schwüle Windsbraut weht,
am Himmel zürnt das Wetter:
Der erste Strahl, der niederfährt,
der hat den Eichenstamm versehrt,
versengt ihm alle Blätter.

Der Graf hebt sich von seinem Sitz,
er glaubt dem Donner und dem Blitz,
er hört des Herren Stimme.
„Ich komme bald, ich bin bereit!
laß nur zur Beichte, Herr, mir Zeit,
nicht fordre mich im Grimme!"

Hin wankt er, wo der Quell sich rührt,
vom Priester und vom Arzt geführt,
zu beichten und zu lauschen.
Er schlummert ein beim Strudel hell,
erwachend hört er dann den Quell
des ewgen Lebens rauschen.

7.

Der Schwanritter.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlaßen; er hatte aber in einer Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Wittwe und Waise unerachtet, des Landes, das nach deutschem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem König zu klagen; und als bald darauf Karl nach Niederland zog, und einen Tag zu Neumagen am Rheine halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsen Herzog gekommen, und wollte der Klage zu Antwort stehen. Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute;

da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein herdan, und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich; in dem Schiff aber ruhte ein schlafender Ritter, sein Schild war sein Hauptkißen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg*; der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemanne, und brachte sein Schiff an das Gestade. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich ob diesem seltsamen Ereignis; jedermann vergaß der Klage der Frauen, und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke; wohl und herrlich empfieng ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! wann ich dein wieder bedarf, will ich dir schon rufen. Sogleich schwang sich der Schwan, und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schauete den fremden Gast neugierig an; Karl gieng wieder ins Gestühl zu seinem Gericht, und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach vertheidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampf für sein Recht, und die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschrak sie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den sich niemand wagen würde; vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte; da erhub sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf wurde sich von beiden Seiten zum Streit gerüstet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf Seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig. Da neigten sie und die Tochter dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an: daß sie nie und zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen, und welches sein Geschlecht sei, denn außerdem müße sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin bekamen zwei Kinder, die waren wohl gerathen; aber immer mehr fieng es an, ihre Mutter zu drücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war; und endlich that sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak herzlich und sprach: Nun hast du selbst unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen. Die Herzogin bereute es, aber zu spät; alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn, zu bleiben. Der Held waffnete sich, und der Schwan kam mit demselben Schifflein

---

* Der Theil der Rüstung, der den Hals bedeckt.

geschwommen; darauf küste er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk; dann trat er ins Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau gieng der Kummer zu Bein und Herzen; doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Von diesen stammen viele edle Geschlechter, die von Geldern sowohl als Cleve, auch die Rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

8.

Das Münster zu Straßburg in der Sternennacht.

(Von August Stöber.)

AM Tage stehst du still und wie verdroßen,
die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umfloßen,
verkündst du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
dann stehst du, eine Lilie, eingetaucht
In aller Zeiten Pracht, und so umflimmert
hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wirds auch hell dort über deinem Rheine
in fernem Süden ist der Nacht entblüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
dem einzgen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
des Heimwehs um die längst vergangne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
und wißet, was das Heil gebunden hält!

9.

Rheinstrom.

(Das germanische Europa. Von G. B. Mendelssohn. 1836. Seite 124 ff.)

DEr Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! Nicht auf seine Größe: viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Waßerfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebiets; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer steht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint. In dem erhabensten und herrlichsten, centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen tobenden Gewäßer zusenden. Wo sie aus dem Gebirg hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa funfzehn der größten und schönsten

Seen: — unergründlichen smaragdnen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Krystallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in Einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren, an stattlichen Schlößern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt, und nun dem Schooße des Meeres zueilt, ihm mächtige Waßerspenden zu bringen, und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Waßerfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleich bleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüberreichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend erscheint er, als ein bewegter Waßerspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wäßrige Oede, mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europas. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein, und führt zu den brittischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheines, einem bergummauerten Centralgebiet, führen natürliche Waßerstraßen durch lange enge Felsenthore zu reichen herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

10.

Die Kaiserwahl.

(Aus dem Trauerspiel Ernst, Herzog von Schwaben. Von Ludwig Uhland.)

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich ergieng,
da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
ein neu Weltalter schien heraufzuziehn;
da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
sich heimlich forschend mit den Blicken maß:
kanns doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
daß, wer dem Kaiser heut den Bügel hält,
sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsere freien Männer nicht
an Hub- und Hain-Gericht und Markgeding, *
wo man um Esch und Holztheil Sprache hält:
nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
ins Maienfeld ** hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz,
wo unabsehbar sich die ebne Flur
auf beiden Ufern breitet, sammelte
der Andrang sich: die Mauern einer Stadt
vermochten nicht das deutsche Volk zu faßen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
die Sachsen sammt der slavschen Nachbarschaft,
die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben;
am linken lagerten die Rhein'schen Franken,
die Ober- und die Nieder-Lothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt;
und mitten in dem Lager jeden Volks
erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
an Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
an Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
und alle doch ein großes Brüdervolk,
zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im Besondern erst berieth,
im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
der Inselbuchten, mählig wars gereift
zum allgemeinen offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
und aus den Wenigen erkor man Zween,
allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
im Kreiß der Fürsten, sichtbar allem Volk,
die beiden Männer, die aus freier Wahl
das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
von allen Würdigen die Würdigsten,
und so einander selbst an Würde gleich,
daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.

---

* Hub, Hain und Mark — Hufe (Feld), Wald und Gränze. Geding — Vertrag.

** Die alten Maiversammlungen der Deutschen fanden auf großen und freien Auen in der Nähe eines Flußes statt. Jene bei Kamb, einem nun verschwundenen Flecken, Oppenheim gegenüber.

Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick wars, ob dem
die Thräne rollt in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
und sich des Volkes Brausen so gelegt,
daß man des Rheines stillen Zug vernahm, —
denn niemand wagt' es, diesen oder den
zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
um nicht am Andern Unrecht zu begehn,
noch aufzuregen Eifersucht und Zwist, —
da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
einander herzlich faßten bei der Hand
und sich begegneten im Bruderkuſs;
da ward es klar, sie hegten keinen Neid
und Jeder stand dem Andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt:
„Weil doch," so rief er, „Einer es muß sein,
so seis der Aeltre." Freudig stimmten bei
gesammte Fürsten, und am freudigsten
der jüngre Kunrad; donnergleich erscholl,
oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
ergriff er seines edlen Vetters Hand
und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
die fromme Kaiserwittwe Kunigund;
glückwünschend reichte sie dem neuen König
die treu bewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber schaarten sich die Reihn,
voran der König, folgend mit Gesang
die Geistlichen und Laien: so viel Preis
erscholl zum Himmel nie an Einem Tag;
wär Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
nicht freudiger hätt ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
woselbst der König im erhabnen Dom
der Salbung heilge Weihe nun empfieng.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
erschien er herrlicher als kaum zuvor,
und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

11.

Der Bote im Junius.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. Seite 32.)

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Wenn der Dornstrauch blüht, und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So ein heller Decembertag ist auch wohl schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart reift: aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab!

Wach auf, mein Herz, und singe
dem Schöpfer aller Dinge —

es ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von Ferne gefühlt, und stehe bescheiden am Weg in ihrem Feierkleide und frohlocke!

Sprichwörter.

12.

WIe die Alten sungen,
so zwitschern die Jungen.

Alles Ding hat seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

Einigkeit, ein festes Band,
hält zusammen Leut und Land.

Wen Falschheit kränkt und Undank quält,
der geh bei Zeiten aus der Welt.

Wer in Frieden will walten,
muß leiden und still halten.

Gemach in die Kohlen geblasen,
so fährt dir keine Asche in die Nasen.

Wer nicht kommt zur rechten Zit,
der geht der Mahlzeit quit.

Willst du Wildpret bringen nach Haus,
so schieß nicht nach Spatzen die Ladung aus.

Jedem gefällt seine Weise wohl,
drum ist das Land der Narren voll.

Was einmal Unrecht gewesen ist,
das bleibt Unrecht zu aller Frist.

Vor gethan und nach bedacht,
hat manchen in groß Leid gebracht.

Vergleichen und vertragen,
ist beßer als zanken und klagen.

13.

WOmit man sündigt, damit wird man gestraft.
Es ist nicht allen Bäumen Eine Rinde gewachsen.
Wer sich nicht bestäuben will, der bleib aus der Mühle.
Ueber dem Nagel geht das Hufeisen verloren.
Das Wetter schlägt gern in die hohen Türme.
Beßer bäurisch gefahren, als herrisch gelaufen.
Es ist kein Krügelein, es findet sein Deckelein.
Wer dir von Andern schlecht spricht, spricht auch Andern schlecht von dir.
Eine gute Ausrede ist drei Batzen werth.
Wenn ein Wanderer getrunken hat, wendet er dem Brunnen den Rücken.
Man sucht keinen hinter der Thür, man habe denn selbst dahinter gestanden.
Wer seine Schulden bezahlt, verbeßert seine Güter.

14.

WEr viel fragt, kriegt viel Antwort.
Schicke dich in die Zeit.
Was lange währt, wird gut.
Unversucht, unerfahren.
Jeder Vogel hat sein Nest lieb.
Der Tod scheidet allen Krieg.
Alte Stiefel brauchen viel Schmierens.
Die Katze läßt das Mausen nicht.
Keine Antwort ist auch eine Antwort.
Noth bricht Eisen.
Man muß nicht nach jeder Mücke schlagen.
Ein Narr kann mehr fragen, als sieben
Weise beantworten können.

15.

Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.

(Von J. P. Hebel.)

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das muß zweimal wahr sein. Fürs erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage thun, worauf der Weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist als Geben, Rufen leichter als Kommen. Fürs andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig ist, oder wortwitzig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den Verständigen am Schweigen. „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Von dem Doktor Luther verlangte einst Jemand zu wißen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiderte der fromme und witzige Mann: In einem Birkenwalde sei der liebe Gott geseßen, und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geschnitten.

16.

Räthsel.

Ein riesengroßer Säemann
durchschreitet das erschrockne Land,
Um seiner Schultern breite Kraft
den dunkeln Mantel weit gespannt.

Hin wallt des Hauptes wirres Haar,
die Augen funkeln jähe Glut,
Sein Odem schnaubt weit durch das Thal,
sein Fuß zertritt den Wald voll Wuth.

Tief in den Mantel greift er ein,
der seine Schultern weit umschlingt,
und streuet aus die volle Saat,
die nimmer doch Gedeihen bringt.

Denn nimmer sproßet ihr der Keim,
nie treibt den Halm sie himmelan,
Das warme Leben flieht, wo sie
umhergestreut der Säemann.

17.

Der Predil.

(Erzählungen von Karl Stöber. 1841. I. Seite 171 ff.)

Der Wanderer, der von den Malnitzer Tauern herabkommt, und von Tarvis aus seinen Weg nach der nördlichen Handelsstadt des adriatischen Meeres fortsetzen will, kann sich rechtshin wenden über Ponteba und Udine, oder linkshin über den Predil, und dann an den Felsenufern des Isonzo hinab bis in die weite Ebene, welche sich um das wunderfreundliche Görz herum ausbreitet. Der Erzähler wählte einmal den letzteren Weg, und nach Gewohnheit des Landes wurden nun die Pferde an seinem Wagen ausgespannt, und zwei bedächtige Ochsen an ihre Stelle gethan. Sie nahmen sich

an dem leichten Fahrzeug sonderbar aus, und schienen, aus der Ferne betrachtet, an der Seite des himmelhohen Bredils nicht förderlicher hinanzuschleichen, als eine Schnecke mit ihrem Hause an einem regennaßen Felsenstücke. Das gieng dem Erzähler zu langsam, und er wandelte der schönen Straße nach zu Fuß voraus.

Der Bredil ist ein herrlicher und zugleich höchst lieblicher Berg in den Reihen der Karnischen Alpen. Ein kleiner, tiefblauer See macht den Teppich zu den Füßen des sitzenden Fürsten. Ein saftgrünes Gewand von Matten und Zwergtannen ist über seine Schultern und um seine Lenden geworfen. Einer der letzten deutschen Kaiser hat ihn in seiner schönen Straße mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, und sein weißes Haupt trägt er dem Himmel näher als der Erde. Ueber die Felsen, an welche er sich lehnt, tropft, rinnt und stürzt Waßer in reicher Fülle, und sammelt sich in dem Bett des Isonzo, der, ein junger Gemsbock, in mächtigen Sprüngen dem tiefen Thale zueilt. Der Erzähler ließ ihn springen, und kam, immer der Straße folgend, an die hohen Ruinen, welche in der Umgegend unter dem Namen: „die Klause" bekannt sind.

In den Sonnenstrahlen, welche über die Ruinen der Klause auf das linke Felsenufer des Isonzo herüberfielen, saß, als der Erzähler an diese Stätte kam, ein alter Mann aus Villach, der seinen zwei Frachtwagen voraus gegangen war, als sie am Wirtshause auf der Scheideck des Bergs anhielten, um die Rosse ein halbes Stündlein verschnaufen zu laßen. Der Erzähler hatte auch gerade nichts Beßeres zu thun, als zu warten, und setzte sich zu dem alten Manne. Die Kärntner aber sind meistens gar freundliche, umgängliche und redselige Leute, und so theilte auch dieser alte Fuhrmann fast ungebeten über die ausgebrannte Klause am jenseitigen Ufer des Isonzo Folgendes aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen mit.

„Ich war einmal," erzählte der Greis, „in den schlimmen Kriegsläuften der neunziger Jahre mit meinem Fuhrwerk von Triest bis nach Flitsch da unten gekommen. Da kamen die Franzosen in großer Eile das Thal herauf, spannten meine sechs Gäule an ihre Pulverkarren und zwangen mich, meinen Wagen stehen zu laßen und ihnen zu folgen. Nicht weit von der Klause ließ ihr General Halt machen, und die Oesterreicher darin auffordern, sich zu ergeben. Aber diese antworteten zuerst dem Trompeter mit Nein, und dann den Leuten, die hinter ihm nachkamen, aus ihren guten Kanonen. Die Franzosen fielen beim ersten Angriff unter den Kartätschen wie Kartenmänner. Beim zweiten Anlauf gelangten sie, einen Obersten voran, in die bedeckte, finstere Brücke, die über den Isonzo bis unmittelbar an das Thor der Klause lag. Aber unsere Landsleute hatten die Hauptbalken derselben zuvor halb durchhauen, was die Franzosen in der Eilfertigkeit des Sturmschrittes und

in dem dunkeln Gange nicht bemerken konnten. Die Brücke brach plötzlich mit großem Krachen zusammen, und Hunderte stürzten mit ihren Trümmern in den Abgrund. Ungefähr zwei Drittel von dem feindlichen Bataillon kamen in eiliger Flucht den Berg wieder herab. Die übrigen führte der Isonzo aus seinem Schlunde heraus, und ließ da, wo er wieder breit und seicht fließt, die Leichname auf dem Kies liegen, wie eine Katze die Mäuse hinlegt, die sie erwürgt hat. Unter ihnen war auch der Oberst.

Wir Kärntner Fuhrleute lachten in die Faust, aber der französische General stampfte mit dem Fuß und fluchte, und lugte mit seinem Fernrohr umher, parlirte auch dazwischen mit seinem Adjutanten. Dieser wandte sich endlich zu uns deutschen Fuhrleuten, und sagte in unserer Sprache: „Leute, wer unter euch einen Weg weiß, auf dem man den Oesterreichern droben in den Rücken kommen kann, und uns diesen Weg führt, der bekommt diesen Beutel mit hundert Dukaten.“ Wir wußten wohl einen, aber wir schüttelten mit dem Kopf. Nur einen unter uns blendete der gelbe Mammon, daß er den Verräther machte und gieng. Mit dem Judas voran, setzte sich der Rest des französischen Bataillons, das seine gefallenen Brüder rächen wollte, ein Mann hinter dem andern, in Marsch.

Indessen arbeiteten die Oesterreicher in ihrer Klause, die von dem französischen Feldgeschütz doch auch Löcher bekommen haben mochte, munter, wie Ameisen, über deren Haus ein Holzhacker gestolpert ist. Aber ihre Freude dauerte nicht lange. Hinter ihnen, hoch auf der Felsenwand, erschienen bald ihre Feinde zum drittenmale. Zuerst rollten große Felsentrümmer herab, dann folgten ganze brennende Blöcke nach. Zuletzt that es in der Klause einen dumpfen Knall, und plötzlich war darin Alles todtenstille, wie in einem Nest von Waldbienen, die man mit Schwefel erstickt hat. Es mußte das Feuer in den Pulvervorrath der kleinen Besatzung gedrungen sein.

Die Franzosen hielten es gar nicht der Mühe werth, sich in der ausgebrannten, leeren und schwarzen Klause umzusehen. Sie marschirten vorüber, der Schanze zu, die nur eine halbe Stunde oberhalb der Klause lag. Die Oesterreicher darin wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Sie antworteten aber mit ihren Kanonen so, daß der französische General, nachdem er sich zu weit gewagt hatte, sich mit seinen Leuten wieder um eine Ecke des Bergs zurückziehen mußte. Aber es half nichts. Dem Judas Ischarioth wurde auch die linke Hand mit Gold gefüllt. Diesen Wegweiser voran, stunden bald etliche Hundert Franzosen im Rücken der Schanze und schoßen von oben herab aus allen Läufen hinein, wie die Bergschützen von oben in ein Adlernest hineinschießen, wenn sie es nicht einnehmen können, sondern nur zerstören wollen.

Ich stund, — jetzt möchte ich es auch nicht mehr thun, — nicht sehr weit von der Schanze auf einem Felsen, und konnte mitten hinein sehen. Der

Hauptmann darin ließ seine Kanonen drehen und die Läufe hoch richten. Aber sie schadeten den Feinden nichts mehr, und seine Scharfschützen hatten ihre letzten Patronen bald verschoßen. Dieß merkten die Franzosen, und kamen in hellen Haufen heran. Der österreichische Hauptmann nahm einem gefallenen Kanonier die brennende Lunte aus der Hand, und stellte sich damit an einen Wagen mit Munition. Bald aber sank er, von einer Kugel getroffen, zwischen die Räder, und die Lunte fiel aus seiner Hand in den offenen Kasten des Pulverkarren. Indes erstiegen die Franzosen den Wall und fiengen an, die wenigen Vertheidiger, die keinen Pardon nahmen, niederzustoßen. — Da thut es auf einmal einen furchtbaren Schlag. Ein dicker Dampf bedeckt die ganze Schanze, und als er sich den Berg langsam hinaufgezogen hat, ist sie wie ausgekehrt. Die Lunte, die aus der Hand des wackern Hauptmanns zwischen die Patronen gefallen war, hatte nicht eher gezündet, als bis die Granaten mit einem Deutschen zehn Franzosen und noch mehr niederschmettern konnten.

Als wir eine halbe Stunde darauf an der eroberten Schanze vorüberzogen, war es darin schwarz, wie in der Schmelzhütte von Bleiberg, und so leer, wie vorhin, als Sie, mein Herr, daran vorbeigegangen sind. Nur die Läufe der Kanonen blieben liegen; die verbrannten Leichname hatte es bis auf die Straße herüber geworfen."

Nun, und der Judas? der Verräther? fragte der Erzähler den Fuhrmann, welcher aufstund und damit zu erkennen gab, daß seine Geschichte von der Klause und von der Schanze aus sei.

„Der," antwortete der Gefragte, „ist mit den Franzosen weiter gezogen, man weiß nicht wohin. In dem Kärntner Lande hat er sich nicht mehr blicken laßen. Es wird bei ihm, wie bei Cain, geheißen haben: Die Stimme von deiner Brüder Blut schreiet zu mir von der Erde. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden."

18.

Muth und Hoffnung.

(Von Friedrich Schlegel.)

Mit Muth soll sich der Mann umkleiden
in dieser wilden Zeiten Sturm,
Standhaft dastehn in allen Leiden,
am wüsten Meer ein Felsenturm,
Je grimmiger die Feinde schnauben,
so fester an den Retter glauben,
der uns den Frühling wieder bringt:
Wenn einst die ird'sche Pforte offen,
der Geist hinauf zum Vater dringt,
erfüllt wird, was wir alle hoffen.

19.

Von Soldatenehre.

(Von Ernst Moritz Arndt. Juli 1813. Katechismus f. d. teutschen Kriegs- und Wehrmann. Aus dem eilften Kapitel.)

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann soll für seinen löblichen und gerechten König und Herrn und für dessen Reich und Ruhm sterben und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat soll sein Vaterland und sein Volk über alles lieben, und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wenn das liebe Vaterland in Gefahr steht.

Ein wackerer Soldat soll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geschrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat soll die Gerechtigkeit und Freiheit über alles lieben und für diese freudig das Schwert ziehen; denn ein anderer Krieg gefällt Gott nicht, der einst von jedem Tropfen unschuldig vergoßenen Blutes Rechenschaft fordern wird.

Ein wackerer Soldat soll nicht prunken mit der äußeren Ehre, noch sich auf Eitelkeit blähen; sondern die Treue gegen das Vaterland soll seine Ehre sein und sein stiller Muth seine höchste Zierde.

20.

Soldaten-Morgenlied.

(1813. Von Max v. Schenkendorf.)

Erhebt euch von der Erde,
ihr Schläfer, aus der Ruh:
Schon wiehern uns die Pferde
den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
so hell im Morgenroth,
Man träumt von Siegeskränzen,
man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott, in Gnaden
schau her vom blauen Zelt:
Du selbst hast uns geladen
in dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
und gib uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
dein ist, o Herr! der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
ein Morgen mild und klar,
Sein harren alle Frommen,
ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
auf jeden deutschen Mann;
O brich, du Tag der Fülle
du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Türmen,
und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
und Lieb und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
dann frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
wir waren auch dabei!

21.

Heinrich der Löwe.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Zu Braunschweig stehet aus Erz gegoßen das Denkmal eines Helden zu dessen Füßen ein Löwe liegt, auch hängt im Dom daselbst eines Greifen Klaue. Davon lautet folgende Sage.

Vor Zeiten zog Herzog Heinrich, der edle Welf, nach Abenteuern aus. Als er in einem Schiff das wilde Meer befuhr, erhub sich ein heftiger Sturm und verschlug den Herzog; lange Tage und Nächte irrte er, ohne Land zu finden. Bald fieng den Reisenden die Speise an auszugehen, und der Hunger quälte sie schrecklich. In dieser Noth wurde beschloßen, Looße in einen Hut zu werfen, und wessen Looß gezogen ward, der verlor das Leben und mußte der andern Mannschaft mit seinem Fleische zur Nahrung dienen. Willig unterwarfen sich diese Unglücklichen, und ließen sich für den geliebten Herrn und ihre Gefährten schlachten. So wurden die Uebrigen eine Zeit lang gefristet, doch schickte es die Vorsehung, daß niemals des Herzogs Looß herauskam. Aber das Elend wollte kein Ende nehmen; zuletzt war bloß der Herzog mit einem einzigen Knecht noch auf dem ganzen Schiffe lebendig, und der schreckliche Hunger hielt nicht stille. Da sprach der Fürst: „Laß uns beide looßen, und auf wen es fällt, von dem speise sich der andere." Ueber diese Zumuthung erschrak der treue Knecht, doch so dachte er, es würde ihn selbst betreffen, und ließ es zu; siehe, da fiel das Looß auf seinen edlen liebwerthen Herrn, den jetzt der Diener tödten sollte. Da sprach der Knecht: „Das thue ich nimmermehr; und wenn alles verloren ist, so hab ich noch ein andres ausgesonnen: ich will euch in einen ledernen Sack einnähen, wartet dann, was geschehen wird." Der Herzog gab seinen Willen dazu; der Knecht nahm die Haut eines Ochsen, den sie vordem auf dem Schiffe gespeist hatten, wickelte den Herzog darein und nähte sie zusammen; doch hatte er sein Schwert neben ihn mit hineingesteckt. Nicht lange, so kam der Vogel Greif geflogen, faßte den ledernen Sack in die Klauen, und trug ihn durch die Lüfte über das weite Meer bis in sein Nest. Als der Vogel dieses bewerkstelligt hatte, sann er auf einen neuen Fang, ließ die Haut liegen und flog wieder aus. Mittlerweile faßte Herzog Heinrich das Schwert und zerschnitt die Nähte des Sackes; als die jungen Greifen den lebendigen Menschen erblickten, fielen sie gierig und mit Geschrei über ihn her. Der theure Held wehrte sich tapfer und schlug sie sämmtlich zu Tode. Als er sich aus dieser Noth befreit sah, schnitt er eine Greifenklaue ab, die er zum Andenken mit sich nahm, stieg aus dem Neste den hohen Baum hernieder, und befand sich in einem weiten wilden Wald. In diesem Walde gieng der Herzog eine

gute Weile fort; da sah er einen fürchterlichen Lindwurm wider einen Löwen streiten, und der Löwe schwebte in großer Noth, zu unterliegen. Weil aber der Löwe insgemein für ein edles und treues Thier gehalten wird, und der Wurm für ein böses, giftiges, so säumte Herzog Heinrich nicht, sondern sprang dem Löwen mit seiner Hilfe bei. Der Lindwurm schrie, daß es durch den Wald erscholl, und wehrte sich lange Zeit; endlich gelang es dem Helden, ihn mit seinem guten Schwerte zu tödten. Hierauf nahte sich der Löwe, legte sich zu des Herzogs Füßen neben den Schild auf den Boden, und verließ ihn nimmer mehr von dieser Stunde an. Denn als der Herzog nach Verlauf einiger Zeit, während welcher das treue Thier ihn mit gefangenem Hirsch und Wild ernähret hatte, überlegte, wie er aus dieser Einöde und der Gesellschaft des Löwen wieder unter die Menschen gelangen könnte, baute er sich eine Horde aus zusammengelegtem Holz mit Reis durchflochten, und setzte sie aufs Meer. Als nun ein Mal der Löwe in den Wald zu jagen gegangen war, bestieg Heinrich sein Fahrzeug und stieß vom Ufer ab. Der Löwe aber, welcher zurückkehrte und seinen Herrn nicht mehr fand, kam zum Gestade und erblickte ihn aus weiter Ferne; alsobald sprang er in die Wogen, und schwamm so lange, bis er auf dem Floß bei dem Herzog war, zu dessen Füßen er sich ruhig niederlegte. Hierauf fuhren sie eine Zeit lang auf den Meereswellen; bald überkam sie Hunger und Elend. Der Held betete und wachte, hatte Tag und Nacht keine Ruh; da erschien ihm der böse Teufel und sprach: „Herzog, ich bringe dir Botschaft; du schwebst hier in Pein und Noth auf dem offenen Meere, und daheim zu Braunschweig ist lauter Freude und Wonne; heute an diesem Abend hält ein Fürst aus fremden Landen Hochzeit mit deinem Weibe, denn die gesetzten sieben Jahre seit deiner Ausfahrt sind verstrichen.“ Traurig versetzte Heinrich: das möge wahr sein, doch wolle er sich zu Gott lenken, der alles wohl mache. „Du redest noch viel von Gott,“ sprach der Versucher, „der hilft dir nicht aus diesen Waßerwogen; ich aber will dich noch heute zu deiner Gemahlin führen, wofern du mein sein willst.“ Sie hatten ein lang Gespräche; der Herr wollte sein Gelübde gegen Gott, dem ewigen Licht, nicht brechen; da schlug ihm der Teufel vor: er wolle ihn ohne Schaden sammt dem Löwen noch diesen Abend auf den Giersberg vor Braunschweig tragen und hinlegen, da solle er seiner warten; finde er ihn nach der Zurückkunft schlafend, so sei er ihm und seinem Reiche verfallen. Der Herzog, welcher von heißer Sehnsucht nach seiner geliebten Gemahlin gequält wurde, gieng dieses ein, und hoffte auf des Himmels Beistand wider alle Künste des Bösen. Alsbald ergriff ihn der Teufel, führte ihn schnell durch die Lüfte bis vor Braunschweig, legte ihn auf den Giersberg nieder und rief: „Nun wache, Herr! ich kehre bald wieder.“ Heinrich aber war aufs höchste ermüdet, und der Schlaf setzte ihm mächtig zu.

Nun fuhr der Teufel zurück, und wollte den Löwen, wie er verheißen hatte, auch abholen: es währte nicht lange, so kam er mit dem treuen Thiere daher geflogen. Als nun der Teufel, noch aus der Luft herunter, den Herzog in Müdigkeit versenkt auf dem Giersberge ruhen sah, freute er sich schon im Voraus; allein der Löwe, der seinen Herrn für todt hielt, hub laut zu schreien an, daß Heinrich in demselben Augenblick erwachte. Der böse Feind sah nun sein Spiel verloren, und bereute es zu spät, das wilde Thier herbeigeholt zu haben; er warf den Löwen aus der Luft herab zu Boden, daß es krachte. Der Löwe kam glücklich auf den Berg zu seinem Herrn, welcher Gott dankte und sich aufrichtete, um, weil es Abend werden wollte, hinab in die Stadt Braunschweig zu gehen. Nach der Burg war sein Gang, und der Löwe folgte ihm immer nach, großes Getöne scholl ihm entgegen. Er wollte in das Fürstenhaus treten, da wiesen ihn die Diener zurück. „Was heißt das Getön und Pfeifen?" rief Heinrich aus, „sollte doch wahr sein, was mir der Teufel gesagt? Und ist ein fremder Herr in diesem Haus?" „Kein fremder," antwortete man ihm, „denn er ist unserer gnädigen Frau verlobt, und bekommt heute das braunschweiger Land." „So bitte ich," sagte der Herzog, „die Braut um einen Trunk Weins, mein Herz ist mir ganz matt." Da lief einer von den Leuten hinauf zu der Fürstin, und hinterbrachte, daß ein fremder Gast, dem ein Löwe mitfolge, um einen Trunk Wein bitten laße. Die Herzogin verwunderte sich, füllte ihm ein Geschirr mit Wein und sandte es dem Pilgrim. „Wer magst du wohl sein," sprach der Diener, „daß du von diesem edlen Wein zu trinken begehrst, den man allein der Herzogin einschenkt?" Der Pilgrim trank, nahm seinen goldenen Ring, und warf ihn in den Becher, und hieß diesen der Braut zurücktragen. Als sie den Ring erblickte, worauf des Herzogs Schild und Name geschnitten war, erbleichte sie, stund eilends auf und trat an die Zinne, um nach dem Fremdling zu schauen. Sie ward des Herrn inne, der da mit dem Löwen saß; darauf ließ sie ihn in den Saal entbieten und fragen: wie er zu dem Ringe gekommen wäre, und warum er ihn in den Becher gelegt hätte? „Von keinem hab ich ihn bekommen, sondern ihn selbst genommen, es sind nun länger als sieben Jahre; und den Ring hab ich hingelegt, wo er billig hingehört." Als man der Herzogin diese Antwort hinterbrachte, schaute sie den Fremden an, und fiel vor Freuden zur Erden, weil sie ihren geliebten Gemahl erkannte; sie bot ihm ihre weiße Hand und hieß ihn willkommen. Da entstund große Freude im ganzen Saal; Herzog Heinrich setzte sich zu seiner Gemahlin an den Tisch; dem jungen Bräutigam aber wurde ein schönes Fräulein aus Franken angetraut. Hierauf regierte Herzog Heinrich lange und glücklich in seinem Reich; als er in hohem Alter verstarb, legte sich der Löwe auf des Herrn Grab und wich

nicht davon, bis er auch verschied. Das Thier liegt auf der Burg begraben, und seiner Treue zu Ehren wurde ihm eine Säule errichtet.

22.

Der Taucher.

(Von Schiller.)

„Wer wagt es, Rittersmann oder [Knapp,
zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund:
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
er mag ihn behalten, er ist sein eigen."

Der König spricht es, und wirft von der Höh
der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
vernehmens und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und die Frauen
auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
und blickt in den Schlund hinab,
Die Waßer, die sie hinunter schlang,
die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
wie wenn Waßer mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
grundlos, als giengs in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt,
der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnisvoll über den kühnen Schwimmer
schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wirds über dem Waßerschlund,
in der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"
Und hohler und hohler hört mans heulen,
und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

„Und würfst du die Krone selber hinein
und sprächst: wer mir bringet die Kron,
Er soll sie tragen und König sein!
mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
das erzählt keine lebende glückliche Seele.“

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel
schoß jäh in die Tiefe hinab; [gefaßt,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel
und Mast
hervor aus dem alles verschlingenden
Grab —
Und heller und heller wie Sturmessausen
hört mans näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset
und zischt,
wie wenn Waßer mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende
Gischt,
und Well auf Well sich ohn Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schooß
da hebet sichs schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken
wird bloß,
und es rudert mit Kraft und mit emsi-
gem Fleiß,
Und er ists, und hoch in seiner Linken
schwingt er den Becher mit freudigem
Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden
Waßerhöhle
hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde
zu des Königs Füßen er sinkt, [Schaar,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis
zum Rande,
und der Jüngling sich also zum König
wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ists fürchterlich,
und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu
schauen
was sie gnädig bedecken mit Nacht und
Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildflutend entgegen ein reißender Quell;
mich packte des Doppelstroms wüthende
Macht,
Und wie einen Kreißel mit schwindelndem
Drehen
trieb michs um, ich konnte nicht wider-
stehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
in der höchsten schrecklichen Noth
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
das erfaßt ich behend und entrann dem Tod,
Und da hieng auch der Becher an spitzen
Korallen,
sonst wär er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lags noch bergetief
in purpurner Finsternis da,
Und obs hier dem Ohre gleich ewig schlief,
das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen
und Drachen
sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da in grausem Ge-
zu scheußlichen Klumpen geballt, [misch,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hieng ich, und wars mir mit Grausen bewußt,
von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht ichs, da krochs heran,
regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
laß ich los der Koralle umklammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
doch es war mir zum Heil, es riß mich nach oben."

Der König darob sich verwundert schier,
und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm ich dir,
geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst dus noch einmal und bringst mir Kunde,
was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
so mögen die Ritter den Knappen beschämen."

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
in den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
so sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
und sieht sie erbleichen und sinken hin:
Da treibts ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sichs hinunter mit liebendem Blick,
es kommen, es kommen die Waßer all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
den Jüngling bringt keines wieder.

23.

Sprüche von Hans Aßmann von Abschatz.

(Poetische Uebersetzungen und Gedichte. 1704.)

EIne Feder auf einmal
macht zuletzt die Henne kahl.

Allzu fetter Heerd
selten lange währt.

Fette Braten, mager Mus;
Mangel folgt auf Ueberfluß.

Nichts behält, wer allzu viel
auf einmal ergreifen will.

Wer das Schmalz in Händen hat,
findet leicht zur Suppe Rath.

Wer auf jede Feder acht't,
nie das Bette fertig macht.

Nach der That
gilt der Rath.

Geld, der Meister aller Sachen,
weiß aus Nein oft Ja zu machen.

Beßer Wolle weggeschoren,
als das ganze Schaaf verloren.

Beßer ist es, daß das Ei
als das Huhn verloren sei.

Katze, zieh die Handschuh aus,
sonsten fängst du keine Maus.

Uebermaaß
sprengt das Faß.

Laß deinen Mund verschloßen sein,
so schluckst du keine Fliegen ein.

Vom Faße quillt,
was eingefüllt.

24.

Denksprüche alter Weisen,

mit meinen Randglossen.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. Seite 111.)

Nichts Böses thun, ist gut,
nichts Böses wollen, ist beßer.

Und dem feinen Herrn, ders nicht thut noch will, muß wohl recht gut zu Muthe sein.

*

Den leeren Schlauch bläst der Wind auf,
den leeren Kopf der Dünkel.

Drücke sie beide, daß sie zu sich selbst kommen.

*

Gib dem Narren Gift!
das heißt: rühme ihn.

Gib dem Narren kein Gift; denn es ist auf den Apotheken verboten.

*

Sei das,
was du von Andern willst gehalten sein.

Denn wenn du 'n Esel bist, so bist du 'n Esel, ob auch alle Menschen dich für einen Löwen hielten.

*

Die Welt ist ein Schauplatz:
du kommst, siehst und gehst vorüber.

Und wirst vom Schauplatz vergeßen, wer du auch seist. Mach aber, daß dich das wenig kümmern dürfe.

*

Der Großprahler ist wie ein gemahltes Schwert:
beide können nicht gebraucht werden.

Und doch werden beide oft in vergoldeten Rahmen gefaßt.

*

Der Adel besteht in der Stärke des Leibes bei Pferden,
bei Menschen in guter Denkart.

Gilt auch bei unserm Adel.

*

Die Götter haben große Geschenke zu vergeben,
aber das größte von allen ist die Tugend.

Ich glaube, lieber Herr! Hilf meinem Unglauben.

*

Das Geld eines Geizigen ist wie die untergehende Sonne:
kein Mensch hat gut davon.

Harre der künftigen Morgenröthe: des Geldes in der Hand eines beßeren Erben.

*

Es ist beßer, daß ein Narr beherrscht werde,
denn daß er herrsche.

Weiß keine Glosse.

*

Versprich nicht Großes,
thue was Großes.

Schwatze nicht von der Weisheit, sei weise.

25.

Bittschrift der linken Hand an die künftigen Erzieher.

(Schriften von H. P. Sturz. 1781. II. Seite 369.)

WEnn Euch ein Vater des Volks einst versammelt, o ihr Freunde der Jugend, so erwägt auch mein Leiden, und eifert gegen das Vorurtheil, dessen Opfer ich bin. Ich und meine Schwester sind Zwillinge und uns äußerlich so ähnlich, wie die Blätter eines Baumes; aber eine parteiische Erziehung hat uns zu ganz verschiedenen Geschöpfen gemacht. Mich Arme gewöhnte man früh, meine Schwester als eine vornehmere Person zu betrachten. Sie nahm bei jeder Gelegenheit den Rang über mir. Sie allein wurde belehrt und gebildet, und ich wuchs wie eine Bäuerin heran. Sie wurde im Zeichnen, Schreiben und nützlichen Kenntnissen unterwiesen, ich, wie eine Magd in der Familie, nur zu verächtlichen Arbeiten geübt, und wenn ich es wagte, die Nadel oder die Feder zu ergreifen, so waren empfindliche Schimpfwörter, ja nicht selten die Ruthe, mein Lohn. Ist es nicht ungerecht, alle Zärtlichkeit an einem Kinde zu verschwenden? anerschaffne Fähigkeiten nicht zu entwickeln? eine Rangordnung unter Geschwistern zu dulden, die alles wechselseitige Vertrauen aufhebt? — In unserem Hause fügt es sich zum Unglück, daß wir beide unsre Brüder und Schwestern ernähren müßen, und diese Sorge fällt größtentheils auf meine wohlerzogene Schwester. Man setze den Fall, daß sie bettlägrig würde (und sie ist leider! mit Gichtflüßen geplagt), müßte denn nicht Hunger und Elend unser unvermeidliches Looß sein? Denn ich bin nicht geschickt genug, einen Bettelbrief zu schreiben, und muß mich auch zu diesem Auffsatz fremder Hände bedienen. Sie kann sterben, und so bleibt unsrer verlaßnen Familie keine Versorgerin übrig.

O, gebieten Sie den Eltern gegen alle ihre Kinder eine ungetheilte, unparteiische Liebe. Ich bin

Ihre

demüthige Dienerin

die linke Hand.

Der Anwalt, dem die linke Hand diesen Brief zu schreiben aufgetragen, sah einen Knaben in England, der mit beiden Händen gleich fertig schrieb, ohne irgend ein Kunststück, als daß man ihn gewöhnte, die nämliche Vorschrift wechselsweise mit der linken und rechten Hand abzuschreiben; denn beide Hände müßen gleich geübt werden. Als Jouvenet durch einen Schlagfluß gelähmt ward, fieng er mit glücklichem Erfolge an, mit der linken Hand zu malen, und es ist nach einem seiner historischen Gemälde ein Kupfer mit der Unterschrift bekannt: **P. Juvenet dextra paralyticus sinistra pinxit.** Jeder Instrumentspieler erfährt, wie gelehrig die linke Hand sei.

26.

Sylbenräthsel (Charade.)

(Von J. P. Hebel.)

1.

Ich helfe Kisten laden,
Doch mach ich auch Charaden.

2.

Ein Sylbenpaar zieht jährlich hin und her,
bald ists bei uns, bald wieder überm Meer,
Und kommts ins Land,
weiß von Gewand,
dann wehe den Schlangen und Kröten!
Nur stille Flucht
dahin, wo Niemand sie sucht,
kann sie retten von entsetzlichen Nöthen.
Die Dritte wird nicht schwer mehr scheinen:
zwei Große wohnen drin mit ihren Kleinen,
Sie wandeln ein, sie wandeln aus,
wie jeder pflegt im eignen Haus.
Das Ganze ist ein künstliches Geflecht,
für die Bewohner eben recht.

Dem Storchennest dieß Räthsel gleicht?
Allein wir machens nicht so leicht;
wir steigen nicht, wir bleiben auf der Erde.
Wenn fern von uns der Storch entfliegt,
sich jeder wärmt am eignen Heerde,
und Schnee im öden Neste liegt,
wird erst das Ganze lieb und werth;
die Schnitterin es leicht entbehrt.

27.

Schäfers Sonntagslied.

(Von Ludwig Uhland.)

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
noch eine Morgenglocke nur;
nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
als knieten Viele ungesehn!
und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

28.

Das Reh.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 152 ff.)

Das Reh ist im Sommer rothbraun, im Winter röthlichgrau mit weißem Spiegel an dem hinteren Theil der Schenkel; an jeder Seite der schwarzen Oberlippe ein weißer Fleck; Kinn weiß, an der Kehle ein weißer Fleck. Die Jungen gefleckt. Man findet, allein selten, weiße, gescheckte, auch fast schwarze Rehe. Das Geweih ist vielfachen Veränderungen unterworfen;

bald kommen fast alle Enden als Spieße über der Rose zugleich zum Vorschein, bald krümmen sich beide Stangen als Knorren gleich über der Rose nach unten.

Das weibliche Thier, Rehgeiß, Geiß oder Ricke, hat einen schmäleren Kopf, längeren, dünneren Hals und schlankeren Körper, und trägt den Hals beständig niedrig.

Der Bock erreicht eine Länge von viertehalb und eine Höhe von drittehalb Fuß.

Dieses in seinem ganzen Wesen und in allen seinen Bewegungen höchst zierliche Geschöpf, unsere kleinste Hirschart, scheint Europa, die nördlichsten Länder ausgenommen, eigenthümlich zu sein. In der Schweiz ist es die einzige Hirschart, und da es an manchen Orten gehegt wird, nicht sehr selten. In England, wo man es sehr häufig in Parks findet, ist es im freien Zustand ausgerottet, in den schottischen Hochländern dagegen findet es sich sehr häufig.

Zu seinem Aufenthalte liebt es etwas gebirgige oder wenigstens hoch gelegene Gegenden. Niedrige, sumpfige Orte, die der Damhirsch verträgt, sind ihm zuwider. Am liebsten sind ihm lichte Schläge, die einen schlechten Boden haben, wo Brombeersträuche im Ueberfluße wachsen und die an Saatfelder stoßen.

Das Reh ist ein munteres, um vieles aufgeweckteres Thier, als der Hirsch, auch reinlicher, da es sich nie in Pfuhlen wälzt, wie dieser. Seine vollen glänzenden Augen beseelt ein Feuer, das ganz mit seinen raschen Bewegungen und seiner Leichtigkeit im Springen übereinstimmt. Es ist listiger und viel flüchtiger als der Hirsch; und dieß mag viel dazu beigetragen haben, daß seine Art an vielen Orten noch vorkommt, wo der Hirsch längst ausgerottet ist. So sehr es bergige Anhöhen liebt, so findet es sich doch nicht auf hohen Gebirgen und fehlt daher auf den Alpen gänzlich.

Seine Färthe hinterläßt eine viel stärkere Witterung, welche die Hunde im Verfolgen hitziger macht, als die des Hirsches; allein durch die Flüchtigkeit seines ersten Laufs läßt es den Hund bald hinter sich, und weiß durch mannigfaltige Umwege die Hunde irre zu führen; auch pflegt es gleich bei frischen Kräften zur List seine Zuflucht zu nehmen; ist es aber entkräftet, so verdoppelt es seine Kreuzsprünge, macht mitten im Lauf einen starken Absprung zur Seite, drückt sich, wie ein Hase, nieder und läßt die ganze Meute seiner aufgehetzten, bellenden Feinde an sich vorüberziehen. Wenn ihm der Wind entgegenkommt, wittert es den Menschen auf dreihundert Schritte, und wenn man ihm unvermuthet aufstößt, stutzt es im ersten Augenblick, ist dann aber wie der Blitz davon, in welchem Falle der Bock ein Bellen hören läßt, welches der Jäger schmälen nennt. Dieser Ton schallt weit, und wird

dreimal wiederholt. Die Jungen, Kitzen, geben klagende Töne von sich, die, nachgeahmt, die Ricke bis vor den Jäger locken können.

Der Bock tritt, beim Ausgang aus dem Wald, zuerst mit halbem Leibe aus dem Gehölze, wittert, ob keine Gefahr für seine Familie vorhanden ist, und geht zuletzt in den Wald zurück. In der Gefahr läßt die Mutter sich für ihre Junge jagen, die sie ins Gestrüpp verborgen hat, und weiß geschickt die Feinde abzulenken, um auf weiten Umwegen zu ihren Jungen zurückzukehren; allein trotz aller List wird dennoch manches Junge theils von Menschen, theils von Raubthieren gefangen. In einem Schlage findet man gewöhnlich eine Familie von etwa vier Stücken, und nur, wenn der Bock weggeschoßen ist, gesellt sich die Ricke zu einer andern Familie, sonst bleiben die verschiedenen Familien in der Regel von einander entfernt.

Jung aufgezogen, sind sie allerliebste Geschöpfe, allein die Böcke nur so lange, bis sie ein tüchtiges Gehörn aufgesetzt haben, wo sie sich fühlen und mit ihrem Geweih jeden zu stoßen versuchen. Man bindet ihnen dann ein Leder vor die Augen, daß sie nicht gerade vor sich hinsehen können. Wie groß die Gewalt ist, die sie in ihrem Kopfe besitzen, und wie gefährlich sie verwunden können, kann man aus folgendem Beispiele erkennen. Ein Spießbock stieß einem andern Bock sein Gehörn (ohne Enden) über dem Auge in die Stirnhöhle und durch den Gaumen bis zur Zunge, wo dann das Gehörn abbrach. Von der gräßlichen Wunde geheilt, wurde der Gestoßene im folgenden Herbst geschoßen. Das Reh wird zwölf bis sechszehn Jahr alt.

29.

Im Wald.

(Von J. N. Vogl.)

Im Wald, im Wald
ist Lust und Fried,
Da schallt, da hallt
der Vöglein Lied.

Da klingt und springt
manch muntrer Quell,
Und schlingt und ringt
im Thal sich hell.

Im Wald, im Wald
voll Lust und Fried,
Da schallt und hallt
erst recht das Lied.

Da klingt und springt
der Dichtung Quell,
Und dringt beschwingt
ins Leben hell.

30.

Das Gedächtnis.

(Die Geschichte der Seele, von G. H. Schubert. 1830. Seite 560.)

Das eigenthümliche Vorrecht der Menschennatur vor der thierischen, die vieltönige Stimme und Sprache, begründet in unsrer Seele einen Um-

fang und ein Vermögen des Ton- und Wortgedächtnisses, wie wir dieses bei keinem andern Wesen unsrer Sichtbarkeit wiederfinden. So vermochte der Engländer Morton eine ganze von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtnisse wieder herzusagen; Hortensius, von welchem Seneca erzählt, merkte sich den Verlauf einer öffentlichen Versteigerung, bei welcher er zugegen gewesen, so treu, daß er nicht bloß die einzelnen Gegenstände, sondern zugleich auch die Preise, um welche sie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert sinnlos zusammengesetzte Worte, nachdem man sie ihm nur ein einziges Mal vorgesagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder hersagen, während ein Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtniskunst) eine gleiche Zahl von Worten und zugleich zweihundert und vierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in der er sie gehört hatte. Zweitausend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtnisses, durch welche, nach Senecas Bericht, Cyneas, Pyrrhus Gesandter, so wie ein Anderer, der ein angehörtes fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder hersagte, ihre Zeitgenossen in Erstaunen setzten, wurde, wie es scheint, noch weit von jenem Vermögen der Wiedererinnerung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem Wunder seiner Zeit machte. Dieser behielt nicht bloß den Inhalt eines nur einmal gelesenen Buches mit wörtlicher Treue, sondern zugleich die Zahl der Seite, auf welcher irgend eine Stelle gestanden, in der Erinnerung, und besaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtnis für Localitäten, welche er nur ein einziges Mal und vor mehreren Jahren gesehen und besucht hatte. Joseph Scaliger hatte in ein und zwanzig Tagen die Gesänge des Homer, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechischen Dichter auswendig gelernt; und durch ein für Namen so wie für Sachen gleich empfängliches und treues Gedächtnis haben sich unter den Alten namentlich Themistokles, unter den Neuern aber der tiefdenkende Pascal, so wie Leibnitz und Locke ausgezeichnet. Ueberraschender noch als die Wirkung des Wortgedächtnisses erscheint öfters die Wirkung des Figuren- und Zahlengedächtnisses, und es gränzt fast ans Unglaubliche, was wir von jenem Manne lesen, welcher nicht bloß die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Anhören im Gedächtnis behielt, sondern dreißig geometrische Figuren, an denen er alle beliebigen geometrischen Operationen mit derselben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieselben, auf eine Tafel gezeichnet, ihm vor Augen stünden. Johann Wallis berechnete sogar im Finstern aus dreiundfunfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

31.

Lob der Faulheit.

(Von G. E. Lessing. Sämmtliche Schriften, I. Seite 51.)

Faulheit, itzo will ich dir
auch ein kleines Loblied singen. —
O - wie - sau - er - wird es mir, -
dich - nach Würden - zu besingen!
Doch, ich will mein Bestes thun,
nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
dessen ungestörtes Leben — —
Ach! - ich - gähn - ich - werde matt —
nun - so - magst du - mirs vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann:
du verhinderst mich ja dran.

32.

Wächterruf.

(Von J. P. Hebel. Allemannische Gedichte, Aarau 1820. Seite 165.)

LOset, was i euch will sage!
d' glocke hat zehni gschlage.
Itz betet und iez gönt ins bett,
und wer e rüehig gwiße het,
Schlof sanft und wol: im himmel wacht
e heiter aug di ganzi nacht.

Loset, was ich euch will sage!
d' glocke hat ölfi gschlage.
Und wer no an der arbet schwitzt,
und wer no by de charte sitzt,
Dem bieti iez zum letztemol —
's isch hochi zit — und schlofet wol!

Loset, was i euch will sage!
d' glocke hat zwölfi gschlage.
Und wo no in der mitternacht
e gmüet in schmerz und chummer wacht,
So geb der Gott e rüeihige stund,
und mach di wider fro und gsund!

Loset, was i euch will sage!
d' glocke het eis gschlage.
Und wo mit Satans gheiß und rot
e dieb uf dunkle pfade got,
I wills nit hoffen, aber gschihts —
gang heim! der himmlisch richter sihts.

Loset! was i euch will sage!
d' glocke hat zwey gschlage.
Und wem scho wider, ehs no tagt,
die schweri sorg am herze nagt,
Du arme tropf, di schlof isch hi!
Gott sorgt! es wär nit nötig gsi!

Loset! was i euch will sage!
d' glocke hat drü gschlage.
Die morgestund am himmel schwebt,
und wer im fride den tag erlebt,
Dank Gott und faß e frohe muet [guet!
und gang ans gschäft, und — halt di

33.

Der Schneider in Pensa.

(Von J. P. Hebel.)

DEr Schneider in Pensa: was ist das für ein Männlein? Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett Jahr aus Jahr ein, für halb Russland Arbeit genug, und doch kein Geld — aber einen frohen, heitern Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut, rheinländische Gastfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Russland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer geht wie daheim, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und dann weiter abgeführt, in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und Niemand mehr das Vaterunser kennt, wenns nicht Einer gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt.

Also kamen eines Tages, mit Franzosen untermengt, auch sechszehn Rheinländer, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrornen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost, in Pensa an, und fanden in diesem unheimischen Lande kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstund, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte.

Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: was wird aus uns werden? — oder: wann wird der Tod unserem Elende ein Ende machen? — und: wer wird den letzten begraben? — da vernahmen sie, mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?" — Und es stund vor ihnen, auf zwei nicht ganz gleichen Füßen, eine liebe, freundliche Gestalt, das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreiße des Großherzogthums Baden.

Hat er nicht im Jahre 1799 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein? (Ein pfälzischer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenns ihn inwendig treibt.) In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagiren, und ritt mit ihm in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwerte.

In Pensa aber, wo er sich hernach häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will Jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er nach dem deutschen Schneider in Pensa; verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hats ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er

findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rath, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, — nur kein Geld.

Einem Gemüthe wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte! So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Elle weg, und war der Erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutsche da?" war seine erste Frage; denn er hoffte von einem Tage zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte sie schon voraus, ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebet, und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussehen!" dachte er, „wenn ihnen nur recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann." Doch nahm er, wenn keine Deutsche da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend nach Kräften.

Dießmal aber, und als er unter so viele geneigte Landsleute, auch Darmstädter und Andre, hineinrief: „Sind keine Deutsche da?" — er mußte zum zweitenmale fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewisheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien erklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug!" und von Jedem erfragte, woher er sei? — (er wäre mit Meklenburgern und Kursachsen auch zufrieden gewesen), aber Einer sagte: von Mannheim am Rheinstrom! — (als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt?) — der Andere sagte: von Bruchsal, der Dritte von Heidelberg, der Vierte von Gahsheim, — da zog es wie ein warmes auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten," sagte das herrliche Gemüth, „Franz Anton Egetmaier aus Bretten," wie Joseph in Aegypten zu den Söhnen Israels sagte: Ich bin Joseph, euer Bruder, — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimatliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider machten oder der Schneider an seinen Landsleuten, und welcher Theil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuren Landsleute im Triumph in seine Wohnung, und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahle, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war. Jetzt eilte er zum Statthalter, und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute behalten dürfe. „Anton," sagte der Statthalter, „wann hab ich euch etwas abgeschlagen?" Jetzt lief er in der Stadt herum, und suchte für diejenigen, die in seinem Hause nicht Platz hatten, die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er die Gäste einen nach dem andern: „Herr Landsmann," sagte er zu einem, „mit eurem Weißzeug sieht es windig aus, ich werde noch für ein halb Dutzend neue Hemden sorgen; ihr

braucht auch ein neues Röcklein," sagte er zu einem andern; „eures kann noch gewendet und ausgebeßert werden," zu einem dritten, und so zu allen und augenblicklich wurde zugeschnitten und alle sechs und zwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Freunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffirt.

Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, misbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit, deswegen sagten zu ihm die Rheinländer: „Herr Landsmann, verrechnet euch nicht! ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit, so wißen wir auch nicht, wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann." — Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, euch helfen zu können. Benützt alles, was ich habe, seht mein Haus und meinen Garten als das Eurige an!" So kurzweg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefaßt in Würde, die Güte hervorblickt; — denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wißen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein.

Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen.

Hier ist nicht Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es; jeden Tag fand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren anders gehen; kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und den Siegen der hohen Verbündeten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahete. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder," sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht;" „Vater Egetmaier," sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe." Also machte er ihnen zum Anschein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke* aus den Händen war.

Das gute Geld war zu einem andern Gebrauche zu bestimmen: aber

---

* Eine Russische Scheidemünze, von der 100 auf einen Rubel, 93 auf einen Preußischen Thaler gehen.

man kann nicht an alles denken; denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, da gesellte sich zur Freude ohne Maaß der bittere Schmerz der Trennung, und zum bitteren Schmerze — die Noth, denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Russland zu reisen hatten, täglich dreizehn Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgend hin. — Darum gieng in diesen letzten Tagen der Schneider — sonst so frohen leichten Muthes — still und nachdenkend herum, als der etwas im Sinne hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen!“ sagten die Herren Rheinländer, und merkten nichts; aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rath! Geld genug!“ — Was wars? — Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden,“ sagte er, „wenn nur ihr ohne Sorgen und Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Du wirst einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommet her, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen!“

Doch der Kauf wurde zu großem Troste für die edlen Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts desto weniger brachte er auf eine andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerk mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder Einem Unglück widerführe.

Den Abschied mag ich nicht beschreiben, Keiner, der dabei war, vermag es; sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestund, daß dieses der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterweges unaufhörlich noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar ihre Schuld zurück.

34.

Stilles Gottes Lob.

(Von J. P. Titz. Arien rc. außgegeben von Heinrich Alberten. 1648. VI. Nro. 1.)

Willst du in der Stille singen
und ein Lied dem Höchsten bringen,
Lerne, wie du kannst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

Ist der Geist in dir beisammen,
voller Eifer, voller Flammen:
Dieser Sänger ohne Mund
thut Gott dein Begehren kund.

Ist dein Herz, als sichs gebühret,
recht mit Andacht ausgezieret:
Dieses Buch dann bringet dir
Wort und Weisen gnug herfür.

Wo dein Leib vom Wust der Sünden
rein und sauber ist zu finden:
Diesen Wohnplatz, dieses Haus
sucht ihm Gott zum Tempel aus.

Kannst du so in Stille singen,
kannst du dieß dem Höchsten bringen,
Dann wirst du dir selbst allein
Sänger, Buch und Tempel sein.

35.

Die Vögel.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha. 1835. II. Seite 7 ff.)

Kleine Vögel legen, so lange ihre Legezeit dauert, jeden Tag, meist des Morgens, ein Ei; große ruhen gewöhnlich einen Tag um den andern, oder auch jedesmal nur den dritten Tag. Die Dotter steht mit dem Eierweiß durch zwei zarte Bänder in Verbindung, die man Hagel nennt; an der Seite der Dotter liegt ein weißes Fleckchen, Narbe genannt, woraus sich der Vogel entwickelt; durch die Wärme des brütenden Vogels (die man auch künstlich nachahmen kann) wird das Junge nach und nach ausgebildet; ist es reif, so ritzt es, vermittelst eines harten Körnchens auf der Schnabelspitze, welches später bald abfällt, die Schale, zersprengt sie vollends, indem es sich anstemmt, und schlüpft hervor. Die Dauer der Brütezeit richtet sich ziemlich nach der Größe der Vögel: kleine Singvögel brüten dreizehn bis vierzehn, das Huhn zwanzig bis einundzwanzig Tage, die Gans vier, der Schwan fünf Wochen. Das Geschäft des Brütens besorgt das Weibchen; bei vielen paarweis lebenden Arten wird es dabei um Mittag einige Stunden vom Männchen abgelöst. Beim Brüten fallen den meisten brütenden Vögeln die Federn der Unterseite zum Theil aus, wodurch die kahlen sogenannten Brutflecken entstehen. Der Kukuk brütet gar nicht selbst, sondern legt seine Eier in fremde Nester. Die Anzahl der Eier ist sehr verschieden; die auskriechenden Jungen sind bald ganz nackt, bald mit Flaumenfedern mehr oder weniger bekleidet. Zu den mit Flaumenfedern dicht bekleideten gehören vorzüglich die jungen Raubvögel, Hühner-, Stelzen- und Schwimmvögel. Diejenigen jungen Vögel, welche unbeholfen aus dem Ei kriechen, werden, bis sie sich selbst ernähren können, von den Alten gefüttert, die meisten Hühner-, Stelzen- und Schwimmvögel aber, nachdem sie sich unter der Mutter erst abgetrocknet, folgen derselben, und suchen sich unter deren Anleitung ihr Futter selbst. Viele junge Schwimmvögel gehen, wenn sie kaum aus dem Eie sind, mit der Mutter ins Waßer, schwimmen, und ihr Flaumkleid bleibt trocken; andere, wie zum Beispiel die Alken und Lummen, bleiben, bis sie

befiedert sind, im Neste, werden dort von den Alten gefüttert, und können sich nicht helfen, wenn man sie mit ihrem Näße annehmenden Flaumkleide ins Waßer wirft. Viele Vögel machen jährlich nur eine, mehrere aber zwei Bruten, sehr wenige noch mehr.

Die Nester der Vögel sind sehr verschieden; jede Vogelart hat beim Nestbau etwas Eigenthümliches, und es ist äußerst anziehend, sie bei diesem Geschäfte zu beobachten. Mancher Knabe, welcher, ohne selbst recht zu wißen, warum, Vogelnester ausstört, könnte sich im Gegentheil einen weit höheren Genuß verschaffen, wenn er die Thierchen ungestört nisten ließe, und ruhig dabei von fern beobachtete; schon die bloße Annäherung eines Menschen an ein Nest, noch mehr aber das Antasten desselben bestimmt viele Vögel, es zu verlaßen. Merkwürdig ist auch die Reinlichkeit, welche manche kleine Vögel bei ihrem Neste beobachten, wie zum Beispiel der Hänfling, der den Mist seiner Jungen weit wegträgt.

Hinsichtlich des Winteraufenthaltes nennt man diejenigen Vögel, welche, wie der Sperling und Zaunkönig, ihren Geburtsort gar nicht verlaßen, Standvögel, diejenigen, welche, wie Stieglitze, Hänflinge, Zeisige, in ihrem Vaterlande umherstreifen, Strichvögel; die, welche ganz aus- und nach Süden wandern, Zugvögel. In den heißen Ländern gibt es keine Zugvögel, aber die Vögel der kalten Länder ziehen meist im Winter fort, indem ein eigener Trieb sie zwingt, ihr Vaterland, wo es ihnen an Nahrung mangeln würde, während der kalten Zeit zu verlaßen. Viele Vögel ziehen bei Tage, viele bei Nacht; einige einzeln oder paarweise, die meisten schaarenweis; viele ziehen hoch durch die Lüfte, viele von Baum zu Baum, von Busch zu Busch; viele überwintern im südlichen Europa und kehren mit anbrechendem Frühling, nicht selten zu voreilig, zurück, viele ziehen über das Meer nach Afrika. Je früher ein Vogel im Herbste wegzieht, desto später kehrt er im Frühjahr wieder. Selbst der Zugvogel, den man in der warmen Stube hält, ist während der ganzen Zugzeit unruhig, und man kann an dieser Unruhe im Herbst und Frühjahr beobachten, wie lange seine Art zu ziehen pflegt; manche, welche, wie die Finken, nicht weit ziehen, laßen diese Unruhe wenig oder gar nicht merken, andere hingegen, wie die Wachteln, toben während der Zugzeit unaufhörlich. Die bei Tag ziehenden toben des Tags, die bei Nacht ziehenden des Nachts. Selbst jung aufgezogene Vögel sind zur Zeit, wo ihres Gleichen zu ziehen pflegt, unruhiger als sonst. Im Frühling kehrt jeder Vogel wieder an denselben Platz zurück, wo er geboren und erzogen wurde, was man leicht an Vögeln, die etwas Eigenthümliches haben, erkennen kann. Vorzüglich leicht ist dieß an den Finken zu beobachten, wo ein jeder an seinem Schlage leicht zu erkennen ist; derselbe Finke nimmt jedes Frühjahr denselben Baum wieder ein, der

ihm früher zum Wohnsitz diente. Auch wer auf dem Hause nistende Störche, oder im Stalle nistende Schwalben hat, wird ohne Mühe die Bemerkung machen können, daß in der Regel (wenn sie nicht unterwegs verunglücken) dieselben Vögel wiederkehren, und so ist es auch mit andern Arten. Ausrottung von Wäldern und dergleichen muß natürlich in dieser Hinsicht manche Veränderung bewirken. Aus dem Gesagten geht noch hervor, daß, wenn man eine Vogelart an einem Orte ausrottet, es viele Jahre dauert, ehe er wieder von dieser Art bevölkert wird, indem sich nur nach und nach wieder junge Vögel, die anderswo kein Unterkommen fanden, dahin ziehen; manche Gegenden, wo man zum Beispiel die Nachtigallen durch Wegfangen ausrottete, beweisen dieß. Bei uns, in Mitteldeutschland, geht der Zug der Vögel immer von Osten nach Westen, nicht von Norden gerade nach Süden; im Frühling geht er von Westen nach Osten zurück. Es scheint, als ob keiner unserer Zugvögel während seiner Abwesenheit im Süden brütete, wenigstens bringt keiner Junge mit zurück, mehrere aber kommen frisch vermausert wieder; von vielen Vögeln kehren zuerst die Männchen und später erst die Weibchen zurück.

Die Schönheit des Gefieders, das anmuthige Wesen, die Gelehrigkeit, der Nutzen, der liebliche Gesang vieler Vögel, bringt bei den meisten Menschen eine Vorliebe für diese Thiere hervor, und veranlaßt viele, dieselben als Haus- und Stubengesellschafter in einer ehrenvollen Gefangenschaft zu halten, ein Vergnügen, das man nicht misbilligen kann, insofern nur die Thierchen in jeder Art gut behandelt werden. Sie können sich wirklich in der Gefangenschaft sehr wohl befinden; dieß beweist ihr Gesang. Kein Vogel singt, wenn er sich nicht wohl befindet. Auch kann man nicht im Allgemeinen behaupten, daß das Halten der Stubenvögel die Zahl dieser nützlichen Geschöpfe zu sehr vermindere, da man in der Regel doch nur Männchen hält, und deren gewöhnlich überzählige vorhanden sind, die dann andere Bruten nur stören; desto unverzeihlicher ist es aber, wenn man nützliche kleine Vögelchen, wie Finken, Rothkehlchen, Meisen, Bachstelzen, bloß um sie als Speise zu verkaufen, in Menge, Männchen und Weibchen, wegfängt.

Wenn man sich Stubenvögel halten will, so ist allerlei zu merken. Bekommt man einen solchen, der bei Frost gefangen wurde, so darf man ihn ja nicht gleich in die warme Stube bringen, wo er bald sterben könnte; er muß erst einen Tag lang in einer frostfreien Kammer verweilen. Ist der Vogel mit Vogelleim beschmiert, so löst man diesen mit Oel ab, wäscht dann die Federn noch mit lauem Seifenwaßer und endlich mit reinem Waßer. Will er kein Futter annehmen, so stopft man ihm, wenn er anfängt matt zu werden, etwas ein, tränkt ihn auch, indem man an die Finger-

spitze einen Tropfen nimmt und diesen in seinen Schnabel gleiten läßt, und verhängt den Käfig mit einem Tuche. Sehr gut ist es, wenn man für frisch gefangene Vögel immer eine Kiste von etwa drittehalb Fuß in Bereitschaft hat, worin man nahe am Boden Sprunghölzer anbringen kann. Läßt man die Vögel mit gebundenen Flügeln in eine solche Kiste, so werden sie meist schnell ruhig und zahm, da sie nach den Seiten hin keinen Ausweg sehen, von oben her aber Licht genug haben, um Futter und Waßer zu sehen. Auch ein Käfig, der eine kleine, nur oben offene und mit einem Netz verschloßene Kiste bildet, ist sehr gut. Vom Fenster halte man übrigens jeden frischgefangenen Vogel fern. Tobt der Vogel, so bindet man ihm die Spitze jedes Flügels, oder schneidet sie ab. Körnerfreßende Vögel gehen gewöhnlich sehr bald ans Futter; mit denen, die bloß Insekten und Würmer freßen, hat man oft viel Mühe, und muß sie mit halbtodten Mehlwürmern und Fliegen, Ameisenpuppen und dergleichen gewöhnen. Allmählich mischt man das Genannte mit dem Futter, das für immer gereicht werden soll. Um viele Vögel halten zu können, räumt man denselben am besten eine eigene Kammer ein, die sich im Winter durch einen Ofen, woran sich kein Vogel verbrennen kann, mäßig wärmen läßt. Kann man mit einem Fenster dieser Kammer einen großen, von Draht geflochtenen, im Freien hangenden Käfich oder ein Vogelhäuschen in Verbindung setzen, so werden sich die Vögel, wenn man bei warmem Wetter das Fenster öffnet, desto beßer befinden. Auch ein Viehstall, dessen Fenster groß und mit Netz bespannt sind, gibt den Vögeln, zumal Insektenfreßern, welche da im Sommer reichliche Nahrung finden und dem Vieh sehr nützlich werden, Winter und Sommer einen guten Aufenthalt. Man kann ihnen auch darin einen eignen durch Netze verwahrten Platz einräumen. Nie darf man einen frischen Vogel mitten in einem Raume plötzlich loslaßen, dessen Fenster nicht mit Netz bezogen sind: der Vogel sieht die Glasscheibe nicht, will hinauseilen, und stößt sich leicht todt. Hat man kein Netz, so muß man ihn wenigstens dicht am Fenster los laßen. Daß man unter der Gesellschaft keine raubgierigen Vögel dulden darf, versteht sich von selbst; aber auch solche, denen man gewöhnlich nicht viel Böses zutraut, müßen zuweilen entfernt werden. So besaß ich zum Beispiel vor einigen Jahren ein aufgezogenes Rothkehlchen, das andere kleine Vögel, wie Plattenmönche, Hänflinge, wüthend verfolgte, mit den Krallen packte und ihnen mit dem Schnabel den Kopf zerhieb. Da manche Vögel sich im Sande baden, viele auch Kieskörnchen verschlucken, so muß der Boden immer dick mit feinem Waßerkies bedeckt sein; kann man diesen durchaus nicht bekommen, so gibt man ihnen wenigstens ein Näpfchen mit Waßersand oder ganz kleinen Kiessteinchen; das Waßer stellt man in einem weiten, anderthalb Zoll tiefen

Gefäße hin, und dieß Gefäß wieder in ein größeres, höheres, worin das Waßer ebenfalls anderthalb Zoll hoch, also mit dem Rande des kleineren Gefäßes gleich steht. Täglich ist ein- oder zweimal frisches Waßer zu geben.

Hat man recht schön singende Vögel, so zieht man sich Junge auf, damit sie bei jenen lernen, da gut aufgezogene Vögel meist am fleißigsten und besten singen; sie müßen dann aber wo möglich nur den Alten singen hören, von welchem sie lernen sollen, weil sie sonst leicht fremde Töne einmischen. Um Vögel aufzuziehen, nimmt man sie am besten, wenn sie eben anfangen Federn zu bekommen; die insektenfreßenden füttert man mit in Milch geweichter und mit Waizenkleie gemischter Semmel, wozu man gern Ameisenpuppen, Mehlwürmer und fein gehacktes Ei fügt; den körnerfreßenden mischt man keine Kleie, sondern gequellten Mohn, doch nicht zu viel, bei; vorzüglich ist auch beim Auffüttern auf Reinlichkeit zu sehen. Raubvögel werden mit Fleisch, Eisvögel mit Fischen aufgefüttert, Schwalben füttert man leicht mit Ameisenpuppen, Mehlwürmern und Fliegen auf.

Da manche Liebhaber mehr auf recht zahme, als auf singende Vögel sehen, so will ich die Anweisung, Vögel zu zähmen, durch ein Beispiel erläutern. Da ich in Göttingen wohnte, kaufte ich ein Nest mit drei jungen Grünlingen, zog sie groß, gab ihnen aber nie etwas anders zu freßen, als was sie von meiner Hand nahmen, wodurch es bald dahin kam, daß sie mir in der Stube immer nachflogen, und, so oft ich pfiff, um sich füttern zu laßen, auf meine Hand eilten. Vor meinen Fenstern war noch ein Stück Dach, und als einst die Sonne recht warm darauf schien, und die Thierchen, welche nun schon fast ganz ausgewachsen waren, gerade hungrig waren, setzte ich sie hinaus, ließ sie vor dem Fenster von meiner Hand freßen, und lockte sie dann wieder herein. Indem ich sie nun anfangs immer nur hinaussetzte, wenn sie hungrig waren, gewöhnte ich sie, in der Nähe zu bleiben. Meinem Hause gegenüber war ein niedriges Dach, und hinter demselben die Linden der Kirche an der Wehnder Straße. Bald flogen die Grünlinge auch auf jenes Dach und von da in die Linden, kamen aber jedesmal auf meinen Ruf zum Futter zurück. So gieng es den ganzen Sommer fort, und man denke sich das Erstaunen der auf der Straße gehenden Leute, wenn ich zum Fenster hinaus pfiff, und plötzlich drei Vögelchen auf meine Hand geflogen kamen. — Als Knabe hielt ich mir einen zahmen, eben so aufgezogenen Finken, Namens Pitt, der mich auf allen Spaziergängen begleitete. Einst verschwand er bei dieser Gelegenheit, während ich mit Spielen beschäftigt war, und trostlos suchte ich ihn zwei Tage lang vergebens; am dritten Tage wanderte ich wieder, zwar hoffnungslos, aber doch immer den Finken mit dem gewohnten Locken rufend, herum; plötzlich hörte ich hinter mir etwas schnurren, und ehe ich mich

noch umgesehen, saß Pitt munter und freundlich auf meiner Schulter. — Für Liebhaber füge ich hier noch die Bemerkung hinzu, daß Vögel es nicht gerne sehen, wenn man sie anhaucht oder mit der Hand streichelt; man muß sie mit einer Feder streicheln, was ihnen angenehm ist.

Einen sehr angenehmen Nutzen, welchen manche Vögel, die frei in der Stube herumhüpfen, gewähren, will ich hier noch erwähnen: er besteht in Vertilgung des Ungeziefers. Ein Rothkehlchen säubert die Stube leicht von Fliegen und Flöhen. In Leipzig wohnte ich in einem Hause, wo man selbst am Tage viele Wanzen vor meiner Stubenthüre herumkriechen sah; aber in meiner Stube und Kammer kam keine auf, weil eine aufgezogene Bachstelze alle wegschnappte. Das Thierchen war mir durch diesen Dienst so lieb geworden, daß ich es, da ich Leipzig verließ, um nach Weimar zurückzukehren, auf dem Postwagen mitnahm und unterwegs aus meiner Hand fütterte und tränkte, denn es war so zahm, daß es ans Entwischen nicht dachte.

Es gibt Vögel, welche gar nicht an die Gefangenschaft gewöhnt werden können, oder doch sehr bald sterben, und solche sollte man gar nicht halten; andere dauern bei guter Pflege viele Jahre. Um nur ein Beispiel, statt aller, zu erwähnen, so besaß der berühmte Naturforscher Bechstein einen trefflichen Finken, welchen er am Tage seiner Hochzeit als Geschenk erhalten hatte, der ihn selbst überlebte, nach seinem Tode von der Wittwe treulich gepflegt wurde, und ein Alter von sechsunddreißig Jahren erreichte.

36.

Vogelweisheit.

(Von Friedrich Rückert.)

Hoere, junge Vogelbrut,
eines Alten Lehren!
Menschenwitz weiß bös und gut
täuschend zu verkehren.

Nah du weder jenem Ort,
wo sie hin dich locken,
Noch, wo sie dich scheuchen fort,
flieh sogleich erschrocken.

Denn, wo ihr die Lockung seht,
dort will man euch haschen,
Aber wo die Scheuche steht,
dürft ihr ruhig naschen.

Hinter Scheuchen könnt ihr still
eben euch verstecken;
Denn wo man euch fangen will,
wird man euch nicht schrecken.

Sprichwörter.

37.

DEr Herr muß selber sein der Knecht,
will ers im Hause haben recht.

Vom Hörensagen und Wiedersagen
wird mancher auf das Maul geschlagen.

Den Geschickten hält man werth,
den Ungeschickten Niemand begehrt.

Lach mich an und gib mich hin,
ist der falschen Freude Sinn.

Frage nicht, was Andre machen,
acht auf deine eignen Sachen.

Des Christen Herz auf Rosen geht,
wenns mitten unter Dornen steht.

Halte deinen Witz im Zaum,
leicht macht er dem Haße Raum.

Gehts in der Welt dir etwa schlecht,
thu was du willst, nur hab nicht Recht.

Was du nicht willst, daß dir geschicht,
das thu auch einem Andern nicht.

Versuchs, häng stets die Angel ein:
wo dus nicht meinst, werden Fische sein.

Wer seine Schuh kann selber flicken,
der darf sie nicht zum Schuster schicken.

Wer will haben gute Ruh,
der höre, seh, und schweig dazu.

38.

Beßer des Freundes Wunden als des Feindes Kuſs.
Wer zwei Haasen zugleich hetzt, fängt gar keinen.
Es ist keiner so stark, er findet einen Stärkeren.
Wer sich auf Menschen verläßt, ist verlaßen genug.
Der Fuchs verliert wohl das Haar, aber nicht den Sinn.
Wer einen Geck aussendet, dem kommt ein Narr wieder.
Wer sich heut nicht beßert, wird morgen ärger.
Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde.
Wer im Zorn handelt, geht im Sturm unter Segel.
Wenn man das Licht zu genau putzt, löscht man es aus.
Wer des Wolfes schont, der gefährdet die Schaafe.

39.

Solls sein, so schickt sichs.
Viele Federn machen ein Bett.
Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden.
Keine Regel ohne Ausnahme.
Feindes Mund spricht selten gut.
Spar in der Zeit, so hast du in der Noth.
Was keine Sünde ist, ist keine Schande.
Nach und nach macht der Vogel sein Nest.
Wer gern gibt, fragt nicht lange.
Der Geizige ist allweg arm.
Ein Schwert erhält das andre in der Scheide.
Kein Harnisch schützt wider den Tod.

40.

Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden.

(Von J. P. Hebel.)

„Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrläßige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdroßen daran gearbeitet, und nicht abgelaßen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm stund. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, machs auch so!

41.

Kaiser Heinrich und die Hunnen.

(Aus der Sächsischen Chronik. Mainz 1492. Vergl. Nro. 32 im 3ten Theil des Lesebuchs.)

Im Jahr 927 zog Kaiser Heinrich gegen die Wenden an der Havel, welche Haveler hießen, und hatte viel Streit mit ihnen, ehe man sie zu beständigem Glauben bringen konnte. Es war in einem harten Winter, daß er vor die Burg zu Brandenburg zog und auf das Eis bauete und die Burg gewann; dadurch behielt er das ganze Land unter sich.

Als während dieses Krieges der König von Ungarn nach dem Zins und Tribut sandte, gieng Kaiser Heinrich mit den Seinen zu Rathe, wie er es mit den Ungarn wegen dieses Zinses machen solle. Da wurden die Räthe mit dem Kaiser einig, daß sie dem wehren wollten. Und der Kaiser sandte dem König von Ungarn einen Hund, dem er hatte Ohren und Schwanz abschneiden und das Haar scheeren laßen, und entbot ihm dazu: wenn er Eigenleute haben wolle, so möge er sich daraus welche machen, und wolle er mehr Zins haben, so solle er kommen und ihn holen und mit dem Schwerte gewinnen.

Als die Ungarn hörten, daß der Kaiser ihnen zum Spott einen Hund gesandt, wurden sie alle grimmig, und machten sich bereit mit aller Kraft und Macht, die sie zusammen kriegen konnten, von Wenden, Dänen und Böhmen. Man findet geschrieben, daß ihrer hundert tausend Reisige waren. Sie zogen mit Gewalt durch Baiern und Franken, und kamen in das Land Thüringen, und belegten Jecheburg mit funfzig tausend Mann, die andern funfzig tausend zogen nach Sachsen. Da sammelte auch der Kaiser sein Volk, etwa zwölf tausend Mann. Man findet geschrieben, daß von diesen noch acht tausend abfielen durch Furcht vor dem vielen Volk der Ungarn, so daß der Kaiser nicht mehr als vier tausend wohl Gewaffnete hatte. Die Ungarn waren auch in Angst; sie lagerten an der Myssau, auf der Stätte, da jetzt Scheining liegt. Denn der Kaiser tröstete sein Volk, und hatte das Vertrauen, den Streit zu gewinnen; die Herren und Fürsten aber sprachen: Herr Kaiser, das wird euch nicht erscheinen. Da antwortete der Kaiser: Es wird scheinen, so Gott will. Also ward die kleine Stadt, die daselbst nach dem Streite gebauet ward, Scheining geheißen, wie ich in etlichen Chroniken finde.

Der Kaiser vertrauete Gott und tröstete sein Volk und sagte: Lieben Leute, wir wollen männlich fechten für unser Land, denn Gott ist bei unserer Sache, weil sie Heiden und wir Christen sind; Gott wird uns wohl helfen. Da waren die Sachsen, die er nahe bei sich hatte, fröhlich, der andere Theil war noch betrübt. Da tröstete sie Gott. In der Nacht war ein großer

Regen und am Morgen ein dicker Nebel, die Sachsen hatten Nachts in den Scheuern geruhet, die Ungarn aber waren naß geworden. So zog Kaiser Heinrich in dem Nebel auf die Ungarn, und die Sachsen riefen ihr Feldgeschrei, daß die Ungarn sich entsetzten und meinten, die ganze Welt falle über sie ein, und begannen zu fliehen vor Schreck, und darüber wurden ihrer so viele erschlagen, bis daß die Sachsen vom Schlagen müde wurden.

Das Gerücht kam über das ganze Land, daß die Ungarn flüchtig wären geworden. Da kamen dem Kaiser alle zu Hilfe, die in dem Lande und zunächst da waren, und jagten die Ungarn und Wenden bis heim in ihr Land. Der Ungarn und Wenden wurden zwanzig tausend erschlagen und neun hundert gefangen; der Sachsen wurden nicht viel erschlagen. Jedermann möchte sich verwundern, daß der Wenden und Ungarn so viel gewesen; aber wer nur einmal wüßte, wie groß Ungarland und Wendenland damals war, dem thäte es kein Wunder. Das ganze Land von der Elbe an, in der Breite und in der Länge, bis an die Heidenschaft in Littauen und bis jenseits Ungarn, alles hieß Wenden. Das geht aus ihrer Sprache hervor, denn sie weichen darin nicht sehr von einander ab.

Die Ungarn und Wenden flohen, und kamen nach dem Zins nicht mehr wieder, so lange Kaiser Heinrich lebte.

42.

Heinrich der Vogler.

(Von Klopstock.)

DEr Feind ist da! die Schlacht beginnt!
wohlauf zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
im ganzen Vaterland!

Heut fühlet er die Krankheit nicht,
dort tragen sie ihn her.
Heil, Heinrich! Heil dir Held und Mann
im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
und herrscht den Sieg herbei!
Schon ist um ihn der Edlen Helm
mit Feindesblut bespritzt.

Streu furchtbar Stralen um dich her,
Schwert in des Kaisers Hand,
Daß alles tödtliche Geschoß
den Weg vorübergeh!

Willkommen Tod fürs Vaterland!
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
mit Ruhm fürs Vaterland!

Wenn vor uns wird ein offnes Feld
und wir nur Todte sehn
Weit um uns her, dann siegen wir
mit Ruhm fürs Vaterland!

Dann treten wir mit hohem Schritt
auf Leichnamen daher,
Dann jauchzen wir im Siegsgeschrei,
das geht durch Mark und Bein!

Und preist mit frohem Ungestüm
der Bräutgam und die Braut;
Er sieht die hohen Fahnen wehn
und drückt ihr sanft die Hand,

Und spricht zu ihr: Da kommen sie,
die Kriegesgötter, her!
Sie stritten in der heißen Schlacht
auch für uns beide mit.

Uns preist der Freudenthränen voll
die Mutter und ihr Kind!

Sie drückt den Knaben an ihr Herz,
und sieht dem Kaiser nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
wenn wir gestorben sind,
Gestorben für das Vaterland
den ehrenvollen Tod.

43.

Polykarpus.

(Von J. G. Herder.)

„Was tödtet ihr die Glieder?“ rief die Wuth
des Heidenpöbels; „sucht und würgt das Haupt!“
Man sucht' den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. „Ich
sah diese Nacht das Kißen meines Haupts
in voller Glut,“ so sprach der kranke Greis,
„und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben, mühet euch umsonst; ich soll
mit meinem Tode Gott lobpreisen.“ Da
erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf:
„Bereitet,“ sprach er, „diesen Müden noch
ein Gastmahl, ich bereite mich indes
zur Reise auch.“ Er gieng und betete,
und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
zum Consul. Als er auf den Richtplatz kam,
rief eine mächtge Stimm im Busen ihm:
Sei tapfer, Polykarp! — Der Consul sieht
den heitern, schönen, ruhigsanften Greis
verwundernd. Schone, sprach er, deines Alters,
und opfre hier, entsagend deinem Gott!
„Wie sollt ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that?“ — Und fürchtest du
denn keines Löwen Zahn? — „Zermalmet muß
das Waizenkorn doch einmal werden, seis
wodurch es will, zur künftgen neuen Frucht.“
Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! er ist
der Christen Vater; Feuer, Feuer her!“
Sie trugen Holz zusammen, und mit Wuth
ward er ergriffen. „Freunde,“ sprach er, „hier
bedarfs der Bande nicht; wer dieser Flamme
mich würdigte, der wird mir Muth verleihn!“
Und legte still den Mantel ab und band
die Sohlen seiner Füße los und stieg
hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
die Flamm empor, umwehend ringsum ihn
gleich einem Segel, das ihn kühlete,
gleich einem glänzenden Gewölbe, das
den Edelstein in seine Mitte nahm
und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank, es floß sein Blut, die Flamm erlosch,
und eine weiße Taube flog empor.

Du lachst der weißen Taube? Soll einmal ein Geier dir, dem Sterbenden, die Brust durchbohren? dem Gestorbenen das Aug ein Rab aushacken? aus der Asche sich Molch oder Natter winden? Spotte nicht des Bildes, das die Sage sich erschuf: nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth.

44.

Adalbert von Babenberg.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Im Jahre 905, zu König Ludwig des Kindes Zeiten, trug sich eine Begebenheit zu, die man lange auf Kreuzwegen und Mahlstätten vor dem Volke singen hörte, und deren die geschriebenen Bücher von den Thaten der Könige nicht geschweigen.

Adalbert, ein edler fränkischer Graf, hatte Konraden, König Ludwigs Bruder, erlegt, und wurde in seiner Burg Babenberg (Bamberg) darum belagert. Da man aber diesen Helden mit Gewalt nicht bezwingen konnte, so sann des jungen Königs Rathgeber, Erzbischof Hatto von Mainz, auf eine List. Mit frommer Gleisnerei gieng er hinauf zu einem Gespräch in das Schloß, und redete dem Adalbert zu, die Gnade des Königs zu suchen. Adalbert, fromm und demüthig, fügte sich gerne, bedung sich aber aus, daß ihn Hatto sicher und ohne Gefahr seines Lebens wieder in die Burg zurück bringe. Hatto gab ihm sein Wort darauf, und beide machten sich auf den Weg. Als sie sich dem nächsten Dorfe, Namens Teurstat, näherten, sprach der Bischof: „Es wird uns das Fasten schwer halten, bis wir zum Könige kommen: sollten wir nicht vorher frühstücken, wenn es dir gefiele?" Adalbert, einfältig und gläubig, nach der Art der Alten, ohne Böses zu ahnen, lud den Bischof alsbald nach diesen Worten bei sich zum Eßen ein, und sie kehrten wieder in die Burg zurück, die sie so eben verlaßen hatten. Nach eingenommenem Mahl begaben sie sich sodann ins Lager, wo die Sache des Fürsten vorgenommen, und er der Klage des Hochverraths schuldig gesprochen und zur Enthauptung verdammt wurde. Als man dieses Urtheil zu vollziehen Anstalt machte, mahnte Adalbert den Bischof an die ihm gegebene Treue. Hatto antwortete verrätherisch: „Die hab ich dir wohl gehalten, als ich dich ungefährdet wieder in deine Burg zum Frühstücken zurück führte." Adalbert von Babenberg wurde hierauf enthauptet, und sein Land eingezogen.

45.

Versöhnung.

(Von Friedrich Rückert.)

1.

Du findst in dir die Ruhe nicht,
den milden Hauch von Gottes Gnaden,
So lang von deiner Schuld Gewicht
du willst ein Theil auf Andre laden.

Nicht wenn du das, was dich gelenkt,
von dem, was du gethan hast, trennest:
Dir ist die Schuld nur ganz geschenkt,
wenn du zur ganzen dich bekennest.

2.

Was du gethan, hast du gethan, [ben;
du kannsts in keinen fremden Busen schie-
Wem immer du die Wirkung zugeschrieben,
ich schreibe doch das Werk dir an.

Wer dir vorangieng auf den Pfaden,
nicht seine Schuld wird dich entladen;
Wie viele auch an einem Werke schafften,
ein jeder muß aufs Ganze haften.

3.

Wo du immer dich vergangen,
wünsch auch gleich die Straf herbei;
Von der Furcht, die dich gefangen,
macht dich nur die Strafe frei.

Beßer, daß an deinem Blute
sich die Rache schnell vollstreckt,
Als daß dich des Vaters Ruthe
immer hinterm Spiegel schreckt.

46.

Reisesprüchlein.

(Philander von Sittewald, 1650. II. Seite 31.)

WEr reisen will,
der schweig fein still,
Geh steten Schritt,
nehm nicht viel mit,
So darf er nicht viel sorgen,
und geh recht früh am Morgen.

47.

Herr Baron von Münchhausen erzählt eine schöne Geschichte.

(Ausgabe 1840. Seite 6.)

ICh weiß nicht mehr recht, ob es in Esthland oder in Ingermanland war, so viel aber besinne ich mich noch wohl, es war mitten in einem fürchterlichen Walde, als ich einen entsetzlichen Wolf mit aller Schnelligkeit des gefräßigsten Winterhungers hinter meinen Rennschlitten ansetzen sah. Er holte mich bald ein, und es war schlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Mechanisch legte ich mich platt in den Schlitten nieder, und ließ mein Pferd zu unserm beiderseitigen Besten ganz allein machen. Was ich zwar vermuthete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geschah gleich nachher. Der Wolf bekümmerte sich nicht im mindesten um meine Wenigkeit, sondern sprang über mich hinweg, fiel wüthend auf das Pferd, riß ab und verschlang auf einmal den ganzen Hintertheil des armen Thiers, welches vor Schrecken und Schmerz nur desto schneller lief. Wie ich nun auf die Art selbst so unbemerkt und gut davon gekommen war, so erhob ich ganz verstohlen mein Gesicht, und nahm mit Entsetzen war, daß der Wolf sich beinahe über und über in das Pferd hinein gefreßen hatte. Kaum aber hatte er sich so hübsch hineingezwängt, so nahm ich meine Zeit war, und

fiel ihm tüchtig mit meiner Peitsche auf das Fell. Solch ein unerwarteter Ueberfall in diesem Futteral verursachte ihm keinen geringen Schreck; er strebte mit aller Macht vorwärts, der Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und siehe! an seiner Statt steckte mein Wolf in dem Geschirre. Ich meines Orts hörte nun noch weniger auf zu peitschen, und wir langten in vollem Galopp gesund und wohlbehalten in St. Petersburg an, ganz gegen unsere beiderseitigen Erwartungen, und zu nicht geringem Erstaunen aller Zuschauer.

48.

Der Peter in der Fremde.

(Nach Grübel von A. G. Eberhard.)

DEr Peter will nicht länger bleiben,
er will durchaus fort in die Welt.
Dieß Wagestück zu hintertreiben,
der Mutter immer schwerer fällt.
„Was willst du," spricht sie, „draußen machen?
du kennst ja fremde Menschen nicht;
Dir nimmt vielleicht all deine Sachen
der erste beste Bösewicht."

Der Peter lacht nur ihrer Sorgen,
wenn er die Mutter weinen sieht,
Und wiederholt an jedem Morgen
sein längst gesungnes Reiselied.
Er meint: Die Fremde nur macht Leute;
nicht in der Nähe wohnt das Glück.
Drum sucht ers gleich recht in der Weite;
doch kehrt er mit der Zeit zurück.

Zu Hilfe ruft man alle Basen,
jedwede gibt dazu ihr Wort;
Doch Peter läßt nicht mit sich spaßen,
der Tollkopf will nun einmal fort.
Da sprach die Mutter voller Kummer:
„So sieh doch nur den Vater an!
Der reiste nie, und ist nicht dummer,
Als mancher weit gereiste Mann."

Doch Peter läßt sich nicht bewegen,
so daß zuletzt der Vater spricht:
„Nun gut! Ich wünsch dir Glück und Segen;
fort sollst du; doch nun säum auch nicht!"

Nun geht es an ein Emballiren
vom Fuß hinauf bis an den Kopf;
Man wickelt, daß auch nichts kann frieren,
das dickste Band um seinen Zopf.

Und endlich ist der Tag gekommen;
gleich nach dem Eßen geht er heut.
Voraus ist Abschied schon genommen,
und Alles schwimmt in Traurigkeit.
Die Eltern das Geleit ihm geben
bis auf das nächste Dorf hinaus,
Und weil da ist ein Wirtshaus eben,
hält man noch einen Abschiedsschmaus.

Ein Fläschchen Wein wird vorgenommen; —
doch still wird Peter, mäuschenstill.
Man trinkt auf glücklich Wiederkommen,
und Peter seufzt: „Nun, wie Gott will!"
Er muß die Augen manchmal reiben,
nimmt Abschied noch einmal recht schön,
Und sagt, man soll' nur sitzen bleiben,
denn weiter laß er Keinen gehn.

Und endlich wankt er fort, der Peter,
obgleich es ihn beinahe reut.
Nach jeden hundert Schritten steht er
und denkt: Wie ist die Welt so weit!
Das Wetter will ihn auch nicht freuen;
es weht der Wind so rauh und kalt;
Er glaubt: es kann noch heute schneien,
und schneits nicht heut, so schneits doch bald.

Jetzt schaut er bang zurück, jetzt geht er
und sinnt, wie weit er heut noch reist;
Jetzt kommt ein Kreuzweg; ach! da
steht er,
und Niemand, der zurecht ihn weist!
„Ach," seufzt er, „so was zu erleben
gedacht ich nicht! daß Gott erbarm!
Hätt ich der Mutter nachgegeben,
so säß ich jetzt noch weich und warm.

Wie konnt ich so mein Glück verscherzen!
ich war doch wirklich toll und dumm.
Wie würde mich die Mutter herzen,
kehrt ich an diesem Kreuzweg um!"
Und rasch beschließt er, sich zu drehen,
wie wenn man was vergeßen hat,
Und rennt — ich hätt ihn mögen sehen —
zurück zur lieben Vaterstadt.

Die Eltern saßen unterdessen
im Wirtshaus noch in guter Ruh,
Bekämpften ihren Gram durch Eßen
und tranken tief gerührt dazu.
Der Peter ließ sie gern beim Schmause;
ihn reizte nur der Heimat Glück;
Drum läuft er sporenstreichs nach Hause
auf einem Seitenweg zurück.

Und froh, daß in der Näh und Ferne
sein Fuß sich nicht verirret hat,
Gelangt er vor dem Abendsterne
noch ungesehen in die Stadt.

Doch ist er kaum erst hergekommen,
da schallt Gelächter durch das Haus;
Das hätt er übel fast genommen,
allein — er macht sich nichts daraus.

Man spaßt: „Du mußt mit Meilenschuhen
gewandert sein; drum setz dich auch
Nun hintern Ofen, um zu ruhen,
und pfleg am Brotschrank deinen Bauch!"
Er thuts. Jetzt treten seine Alten
zur Stubenthür betrübt herein;
Die Mutter seufzt mit Händefalten:
„Ach, Gott, wo mag nun Peter sein?"

Da kriecht der Peter vor und schmunzelt:
„Was klagt Ihr denn? Hier bin ich ja."
Die Mutter jauchzt, der Vater runzelt
die Stirn und spricht: „Schon wieder da?
Nun, wie ichs dachte, ists geschehen;
die Mutter war nun ganz verwirrt;
Ich habs dem Burschen angesehen,
wie weit die Reise gehen wird."

Die Mutter jubelte, durchdrungen
von frommem Dank: „'s ist beßer so;
Nun hab ich wieder meinen Jungen
gesund daheim, des bin ich froh!" —
Doch Peter sagte ganz beklommen:
„Hätt ich nur nicht geglaubt, es schneit,
Und wär der Kreuzweg nicht gekommen,
ich wäre jetzt, wer weiß, wie weit!"

49.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Hast du dich einer Sache unterwunden,
o lieber Mann,
Und hast du etwa mich darin gefunden:
bist übel dran!
Noch schlimmer aber, wenn du dann mit naßen,
vielleicht auch trocknen Augen mich mußt laßen.

50.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Verfertigt ists vor langer Zeit,
doch mehrentheils gemacht erst heut.
Sehr schätzbar ist es seinem Herrn,
und dennoch hütets Niemand gern.

51.

Die Gegend um die Teufelsbrücke.

(Von Christoph Meiners.)

Ich will nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man vom Hospital bis Gestinen, eine Stunde von der Teufelsbrücke, antrifft, einzeln nennen; allein das kann ich versichern, daß ich keinen Weg kenne, der so viel Großes und Schönes, so viel Liebliches und Schreckliches vereinigt, und gerade durch diese Mannigfaltigkeit und Mischung so anziehend und einzig ist. Bald sieht man spiegelhelle Bäche, die an sanften Abhängen leise herunter gleiten, und in denen man nicht die geringste Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde; bald wieder schrecklich brausende Bergströme, die mit der Reuß, von welcher sie verschlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dörfer und Häuser unwiderstehlich fortreißen. Bald entdeckt man freundliche Dörfer, oder artige Kapellen und Häuser; bald aber auch grausenvolle Wildnisse, wo man nichts als nackte und zertrümmerte Felsen sieht und nur das entsetzliche Toben der unaufhörlich von Felsen auf Felsen sich stürzenden Reuß hört, die man zur beständigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wiesen, lachende Alpen, einladende Wäldchen und sorgfältig gebaute Gartenfelder war; dann aber auch wieder verdorrte oder verdorrende Bäume, oder frisch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windstößen oder Lavinen wie dürre Reiser zerbrochen wurden, oder ausgerißene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zustrecken und mit ihren stolzen Häuptern sich gegen die schäumende Reuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen sind häufig mit Eisklumpen, den Resten verwüstender Lavinen, oder mit Felsstücken vermischt, die durch eben diese Lavinen von den hohen Felsen abgerißen worden. Unter den Felsstücken, womit die Abhänge der Berge und das Bett der Reuß bedeckt sind, fanden wir eins, auf welchem man ein kleines Kartoffelfeld angelegt hatte.

Gleich hinter Gestinen fängt der merkwürdigste und furchtbarste Theil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht und die Schöllenen genannt wird. Auf diesem Wege ist man beständig zwischen unersteiglichen

Felsen eingeschloßen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch schäumende, an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bäche bedeckt und belebt wird. Diese Felsen rücken immer näher zusammen, und laßen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kommt, und für den schmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und gestützt ist. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen oder vielmehr Felsenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage so sehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es deutlich unterscheiden, daß zween dieser Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, sich vor nicht gar langer Zeit ereignet hatten; die übrigen waren viel älter, und unter diesen schien mir derjenige der merkwürdigste, dessen Spuren man diesseits der bangen Brücke sieht, wo zwischen ungeheuren Felsstücken gewaltige Tannen aufgewachsen waren. Gleich jenseits der bangen Brücke stehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Ansehen von Gesträuchen als von Bäumen haben; weiterhin findet man weder Bäume, noch Gesträuche, noch Weiden mehr, sondern allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmer bewachsen sind. Nahe bei Gestinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben so klein und elend, als die bald verschwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derselbigen Ursache, weil die zwischen den nackten und kahlen Felsen ersterbende Natur nicht Kraft genug hatte, ihre Geschöpfe zu einer vollkommenen Reife und Größe zu bringen. Jenseits der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thieres, und sahen lange keinen Menschen mehr. Schon um fünf Uhr wehte zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, dergleichen bei uns nur im Winter oder spät im Herbste wehet, und ich wurde deswegen gezwungen, über die Weste, worin ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknöpfen. Je näher man der Teufelsbrücke kommt, und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reuß durch ihr enges und unebenes Bett fort. Nahe bei der bangen Brücke sind die beiden prächtigsten Waßerfälle, die man vom Steg an bis zur Teufelsbrücke sieht. Bei dem ersten schießen die Gewäßer des Flußes dreimal hintereinander von schrägen Felswänden in tiefe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachstürzenden Wogen herausgepeitscht, und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felsenstück hinüber getrieben, daß Staub und Waßerstrahlen nach allen Seiten emporspritzen. Alle Schrecknisse des ganzen Weges aber, die man von Gestinen an einzeln angestaunt hat, finden sich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die Reuß gebaut ist, in den höchsten Graden vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor sich ungeheure Felsstücke, die Trümmer

einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu sein scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinanzuschauen wagt, aus Furcht, in die unter den Füßen fortbrüllende Reuß hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter diesen großen und schauervollen Gegenständen verschwindet die kleine elende Teufelsbrücke so sehr, daß ich sie nicht eher anzuschauen würdigte, als bis ich alle übrigen Theile dieser majestätischen Scene genug beobachtet hatte. Wenn sie auch nicht an einer Stelle stünde, wo sie von den größten und kühnsten Werken der Natur gleichsam vernichtet wird, so würde sie doch unter den verschiedenen Brücken, die auf der Gotthardsstraße über die Reuß erbaut sind, höchstens die vierte Stelle verdienen, denn sie ist weder so breit, noch so lang, noch so hoch gewölbt und über die Reuß erhaben, als die bange, oder die schöne Brücke und die beim Pfaffensprunge.

Zwischen der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, einem durch den härtesten Felsen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt sich die Straße auf einmal steil und beschwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Waßerfälle, welche die Reuß macht und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Theil entdeckt, recht gut sehen will, so muß man dem ersten großen Falle gegenüber an das steile Ufer hinabsteigen, wo man das ganze Schauspiel am besten übersehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmalen hintereinander über Felswände wegstürzt, läßt sich allein daraus abnehmen, daß man selbst auf der Straße, wo man wenigstens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben ist, die Dünste fühlt, in welche ein Theil ihrer Wellen aufgelöst wird. Im Urnerloch, das vier bis fünfhundert Schritte von der Teufelsbrücke entfernt sein mag, empfanden wir eine so durchdringende Kälte, daß, wenn dort auch etwas wichtiges zu beobachten gewesen wäre, ich mich doch schwerlich daselbst würde aufgehalten haben. Alle Reisende reden mit Entzücken, wenn sie von unten herauf kommen, und mit Entsetzen, wenn sie den Gotthard hinabsteigen, von der erstaunlichen Verwandlung der Naturscenen beim Eintritt in das Ursererthal, und beim Ausgang aus demselben. Auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als hier durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen und himmelhohen Felswänden eingepresst war, blickt man beim Ausgange aus dem Urnerloche in ein offenes heiteres

Thal, das mit schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist, und den Wanderer auf eine angenehme Art ahnden läßt, daß er jetzo wieder unter glückliche Menschen komme. Anstatt daß man vorher nichts als kahle Felsen und bemooste Felstrümmer sah, weidet sich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annengletscher und durch die allenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird. Anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken durch die zerstäubenden Fluten der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen war, daß sie in einem ebenen von Felsstücken ganz reinen Bett ruhig und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urseren an dem Abhange eines Berges steht und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lavinen als hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Verschönerung des neuen Schauplatzes bei, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat.

52.

Berglied.

(Von Schiller.)

Am Abgrund leitet der schwindliche Steg,
er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
und drohen dir ewig Verderben, [wecken,
Und willst du die schlafende Löwin* nicht
so wandle still durch die Straße der
Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den
der furchtbaren Tiefe gebogen, [Rand
Sie ward nicht erbauet von Menschen-
es hätte sichs keiner verwogen, [hand,
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
wo der Herbst und der Frühling sich gatten:
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
möcht ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
ihr Quell der ist ewig verborgen, [Welt,
Sie fließen nach allen vier Straßen der
nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
fort fliehn sie und bleiben sich ewig
verloren.

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
hoch über der Menschen Geschlechter, [Duft,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem
die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

---

* „Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine."

Es sitzt die Königin hoch und klar
auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
mit diamantener Krone;
Darauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

53.

Kampf zwischen dem Ichneumon und der Brillenschlange.

(Ausland, 1840. Nro. 105.)

DEr Ichneumon und die Brillenschlange haben eine natürliche Abneigung gegen einander, wie sich dieß bei manchen Geschöpfen findet.

Wenn der Ichneumon, sei es im Walde oder auf dem Felde, die verabscheute gefährliche Schlange trifft, so weichen sich beide nicht aus: die Schlange richtet sich auf ihrem Schweife empor, um ihren Feind zu beobachten. Ihre Augen, glänzend wie zwei Rubinen, scheinen aus dem Kopfe hervorzutreten. Der Ichneumon, welcher in Indien die Größe eines Eichhorns erlangt, läuft, durch diese drohende Stellung eingeschüchtert, mehrere Mal in der Entfernung von zwei oder drei Schritten um seinen Gegner her, während die Schlange, ihn stets fixirend, sich auf ihrem Schweife wie auf einem Zapfen herumdreht, zischt und aus ihrem schäumenden Munde die spitze Zunge hervorstreckt. Ermüdet legen sich endlich die Kämpfer nieder, springen dann plötzlich auf einander los, und nun beginnt der Kampf mit Erbitterung. Der Ichneumon wird gebißen; und von diesem Augenblick an scheint er gar nicht mehr an den Feind zu denken, der ihn nur schwach umstrickt. Er läuft fort und schleppt ihn mit sich; plötzlich aber hält er an, frißt einige nur ihm bekannte Kräuter, die ihm gegen den giftigen Biß der Schlange dienen, und beginnt den Kampf aufs neue: er wälzt sich auf dem Boden, macht dadurch die Schlange müde, die ihn losläßt, und zerbeißt ihr dann den Kopf.

Sprichwörter.

54.

TReue ist ein seltner Gast,
halt ihn fest, wo du ihn hast.

Im Unglück hab des Löwen Muth,
trau Gott, es wird bald werden gut.

Wer da bauet an den Straßen,
muß die Leute reden laßen.

Es wird nichts so fein gesponnen,
es kommt endlich an die Sonnen.

Sieh nicht auf mich, sondern auf dich,
thu ich Unrecht, davor hüte du dich.

Alle wißen guten Rath,
nur der nicht, der ihn nöthig hat.

Halt dich rein und acht dich klein,
sei gern mit Gott und dir allein.

Reiner Mund und treue Hand
gehen durch das ganze Land.

Leiden währt nicht immer,
Ungeduld machts schlimmer.

Morgen, morgen, nur nicht heute,
sprechen immer träge Leute.

Mancher geht nach Wolle aus
und kommt geschoren selbst nach Haus.

Hüte dich vor den Katzen,
die vornen lecken und hinten kratzen.

55.

Alles wißen macht Kopfweh.
Wenns am besten schmeckt, soll man aufhören.
Beßer ein Fleck, denn ein Loch.
Was der Löwe nicht kann, das kann der Fuchs.
Schlagende Kühe geben auch Milch.
Alte Geißen lecken auch gern Salz.
Gleichgesinnt macht gute Freunde.
Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.
Der Fleck muß größer sein als das Loch.
Wer ausgeben will, muß auch einnehmen.
Auf viel betretenem Fußpfad wächst kein Gras.
Was früh zeitig wird, fault bald.

56.

Wer A sagt, muß auch B sagen.
Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.
Es fällt kein Meister vom Himmel.
Gott verläßt keinen Deutschen.
Wer hoch steigt, fällt hoch.
Erst wiegs, dann wags.
Frisch gewagt ist halb gewonnen.
Wer Zank liebt, liebt Sünde.
Wagen gewinnt, wagen verliert.
Unkraut vergeht nicht.
Vergeben ist leichter als vergeßen.
Ein Tag lehrt den andern.

57.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

(Von J. P. Hebel.)

„Frisch gewagt ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: Frisch gewagt, ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B, und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken: guter Freund, dann ist „schlecht gewagt, ganz verloren.“

58.

Der Löwe von Florenz.

(Von Bernhardi.)

„DEr Löw ist los! der Löw ist frei!
die ehernen Banden riß er entzwei.
Zurück! daß ihr den vergeblichen Muth
nicht schrecklich büßt mit dem eigenen Blut!"
Und Jeder suchte mit scheuer Eil
in des Hauses Innerm Schutz und Heil,
aüf Markt und Straßen allumher
wards plötzlich still und menschenleer.
Ein Kindlein nur, des unbewußt,
verloren in des Spieles Lust,
fern von der sorglosen Mutter Hand,
saß auf dem Markt am Brunnenrand.
Wohl viele schauten von oben herab,
sie schauten geöffnet des Kindleins Grab,
sie rangen die Hände und weinten sehr,
und blickten um Hilfe rings umher;
doch keiner wagte, das eigene Leben
um des fremden willen dahin zu geben.
Denn schon verkündet ein nahes Gebrüll
das Verderben, das jeglicher meiden will;
und schon mit der rollenden Augen Glut
erlechzt der Löwe des Kindleins Blut,
erhebt er drohend die grimmige Klau —
o, qualvoll herzzerreißende Schau!
So rettet nichts das zarte Leben,
dem gräßlichsten Tode dahingegeben?
Da plötzlich stürzet aus jenem Haus
mit fliegenden Haaren ein Weib heraus —
„Um Gottes willen, o Weib, halt ein!
willst du dich selbst dem Verderben weihn?
Unglückliche Mutter, zurück den Schritt!
du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!"
Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
nimmt sie das unversehrte Kind
in ihren rettenden Arm geschwind.
Der Löwe stutzt, und unverweilt
mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.
Da erkannte gerührt so Jung wie Alt
des Mutterherzens Allgewalt,
und des Leuen großmüthigen Sinn zugleich.
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
sprach still: „Um des eigenen Kindes Leben
hätt ich mich auch dahingegeben."

59.

Wann die Noth am größten, ist Gott am nächsten.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch. Karlsruhe 1840.)

DAs Handelshaus Gruit van Steen war im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten und reichsten in Hamburg. Aber der verheerende dreißigjährige Krieg machte seine traurigen Folgen zuletzt auch ihm fühlbar, und zwar um so mehr, je ausgebreiteter die Geschäfte des Hauses früher gewesen waren. Städte und Dörfer waren zu Hunderten verheert und verlaßen, und bei der Unsicherheit der Straßen war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der Absatz in das Innere von Deutschland gering war. Ein Kaufmann nach dem andern ward unfähig zu zahlen, und zog auch jenes Handelshaus in seine Verluste mit hinein. Dagegen wagte das große Seeschiff, welches als sein Eigenthum an der Mündung der Elbe lag, des Krieges wegen nicht, auszulaufen, und die

gangbarsten Waaren mußten von den Holländern zu außerordentlich hohen Preisen aus der zweiten Hand erkauft werden.

Herrmann Gruit, der Besitzer der Handlung, saß mit dem alten Jansen, einem erfahrnen Diener des Hauses, ums Jahr 1638 in der Schreibstube, und verglich mit ihm die großen Bücher. „So thut es nicht länger gut!" sagte dieser endlich, „wir müßen es anders anfangen. Ueberlaßt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waaren, als möglich, und laßt mich damit selbst in die neue Welt (Amerika) segeln. Ihr wißt, ich bin in jüngern Jahren schon zweimal dort gewesen, und verstehe das Geschäft; mit Gott wird es mir gelingen."

Die beiden Männer berathschlagten mit einander über diesen Einfall, und nachdem sie die mögliche Gefahr und den möglichen Vortheil auf das Beste erwogen hatten, kamen sie dahin überein, daß Jansen reisen solle. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Rathsherrngewande, den alten Buchhalter neben sich, dem Hafen zu, wo eine große Menschenmenge der Abfahrt des stattlichen Schiffes harrte. Einige Handelsfreunde traten grüßend auf sie zu, und äußerten bedenklich, sie wünschten, Herr Herrmann möge bei dieser Ausrüstung nicht zu viel gewagt haben. Aber Jansen antwortete: „Laßet es euch nicht anfechten, ihr Herren; ich hoffe fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder, denn ich traue auf das gute Sprichwort: „Gott verläßt keinen Deutschen."

Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, welches den alten Jansen zum Schiffe führen sollte, hatte eben gelandet. Noch einmal drückte er seinem Herrn die Hände, dann stieg er schnell ein, und schiffte hinüber. Jetzt wurde der große Anker aufgewunden, der letzte Kanonenschuß ward gelöset, alle Wimpel flaggten, und mit vollen Segeln flog das Schiff dahin, dem Meere entgegen.

Drei Vierteljahre giengen vorüber, und kein Jansen kehrte zurück oder ließ auch nur etwas von sich hören; wohl aber verbreiteten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, die in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheitert seien. Die Miene des Herrn Herrmann Gruit ward immer bedenklicher. Einen großen Verlust nach dem andern erlitt er durch den Fall mehrerer Handlungshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen neue Unglücksbriefe ein. Am Jahresschluße verglich er seine Bücher — und siehe da, was er gefürchtet hatte, erwies sich als Wahrheit: die Schulden überstiegen sein Vermögen. Da legte er langsam die Feder weg, klappte leise das Buch zu, und gieng, schwer seufzend, aus der Schreibstube hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Rathsherr, küßte seine Frau und seine drei Knaben, und gieng mit der Aeußerung, daß heute Sitzung sei, hinunter. Die

grüne Gaße entlang schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathhause legte er vor den erstaunten Amtsgefährten die Ehrenzeichen seiner Würde ab, und erklärte seine Zahlungsunfähigkeit.

Man kann denken, wie groß das Staunen Aller war, daß das große Haus Gruit van Steen zu zahlen aufhören müße. Indes überzeugten sie sich aus der genauen Ansicht der Bücher, daß Herr Herrmann an seinem Unglücke nicht schuld sei, und beschloßen, ihm noch eine halbjährige Frist zu gestatten, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt wäre.

Aber das halbe Jahr verfloß; es vergiengen zwei Monate darüber — und Jansen war nicht gekommen. Herrn Herrmanns Umstände aber hatten sich noch verschlimmert.

Da drangen die schon durch die bewilligte Frist erbitterten Gläubiger so ungestüm auf die strenge Vollziehung des Gesetzes und die Versteigerung aller ihrem Schuldner gehörigen Sachen, daß die Obrigkeit dem Rechte seinen Gang laßen mußte. Alles wurde unter Siegel gelegt, und dem armen Gruit nebst seiner Familie blieb nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht geschlafen, links am Haupteingange des Hauses.

Die Versteigerung begann; sie geschah in dem geräumigen Schreibzimmer, jenem Stübchen gegenüber; man konnte hier die laute Stimme des Ausrufers deutlich hören. Mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es dem Herrn Herrmann wie ein Schwert durchs Herz. Er saß tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirts zum Westindienfahrer, an. Die Frau saß in der Tiefe der Stube mit rothgeweinten Augen, die Knaben aber spielten mit dem großen Hunde.

Da trat der Rathsdiener herein, und sagte mitleidig: „Herr Senator, den Lehnseßel soll ich holen."

Herr Herrmann seufzte, und Thränen traten in seine Augen; in diesem mit grünem Sammet beschlagenen Lehnseßel war sein seliger Vater sanft entschlafen, und er war darum als ein Heiligthum im Hause gehalten. Doch er wurde nun herausgetragen, und die ganze Familie folgte ihm nach, als könnte sie sich nicht von ihm trennen.

Der Versteigerer rief: „Ein noch guter Lehnseßel, mit Sammet beschlagen," — und eine lange Pause folgte, weil sich alle Blicke nach den jammernden Hausbewohnern wandten. Endlich bot Jemand darauf mit vier Mark, und der Auctionator rief mismuthig: „Also vier Mark zum Ersten!"

In diesem Augenblicke rief eine starke Baßstimme zum offenen Fenster hinein: „Vierhundert Mark zum Ersten!"

Alles staunte; der Hund drängte sich gewaltsam und freudig-bellend vor das Haus. Jetzt trat ein Mann in Schiffertracht ins Zimmer, und rief nachdrücklich, indem er mit seinem spanischen Rohre auf den Tisch schlug: „Vierhundert Mark zum andern, zum dritten und letzten Mal!"

„Gott, unser Jansen!" rief Herr Herrmann — und fiel ihm um den Hals. Der aber fuhr fort: „Ja, ich bins, und unser Schiff liegt voll Gold und Waaren im Hafen. Die Auction ist aus! Fort jetzt, ihr Alle; morgen kommt aufs Rathhaus; da soll Alles sammt den Interessen bezahlt werden. Denn wißen sollt ihr: unser Herrgott lebt noch, und das Haus Herrmann Gruit van Steen steht noch — und nun erst seid freudig gegrüßt in der Heimat, mein Herr Herrmann und Frau Elisabeth von eurem alten Jansen!"

Ps. 37, 5. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen.

60.

Tod und Leben.

(Von Friedrich Rückert.)

Es gieng ein Mann im Syrerland,
führt' ein Kameel am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Geberden
urplötzlich anfieng, scheu zu werden,
und that so ganz entsetzlich schnaufen:
der Führer vor ihm mußt entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört' er im Rücken schnauben,
das mußt ihm die Besinnung rauben:
er in den Schacht des Brunnens kroch,
er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
aus des geborstnen Brunnens Bauch;
daran der Mann sich fest that klammern,
und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh, und sah
dort das Kameelhaupt furchtbar nah,
das ihn wollt oben faßen wieder;
dann blick' er in den Brunnen nieder:
da sah am Grund er einen Drachen
aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
der drunten ihn verschlingen wollte,
wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der Beiden Mitte,
da sah der Arme noch das Dritte:
wo in die Mauerspalte gieng
des Sträuchleins Wurzel, dran er hieng,
da sah er still ein Mäusepaar,
schwarz eine, weiß die andre war;
er sah die schwarze mit der weißen
abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
die Erd ab von der Wurzel spühlten;
und wie sie rieselnd niederrann,
der Drach im Grund aufblickte dann,
zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann, in Angst und Furcht und Noth,
umstellt, umlagert und umdroht,
im Stand des jammerhaften Schwebens,
sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
sah er ein Zweiglein, welches nickte
vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
da konnt er doch der Lust nicht wehren: —
er sah nicht des Kameeles Wuth,
und nicht den Drachen in der Fluth,
und nicht der Mäuse Tückespiel,
als ihm die Beer ins Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben rauschen,
und unter sich den Drachen lauschen,

und neben sich die Mäuse nagen:
griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie däuchten ihm zu eßen gut,
aß Beer auf Beerlein wohlgemuth,
und durch die Süßigkeit im Eßen
war alle seine Furcht vergeßen. —

Du fragst: Wer ist der thöricht Mann,
der so die Furcht vergeßen kann?
So wiß, o Freund: der Mann bist du!
vernimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach im Brunnengrund
des Todes aufgesperrter Schlund;
und das Kameel, das oben droht,
es ist des Lebens Angst und Noth;
du bists, der zwischen Tod und Leben
am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
dich, sammt den Zweigen, die dich tragen,
zu liefern in des Todes Macht,
die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
vom Abend heimlich bis zum Morgen,
es nagt vom Morgen bis zum Abend
die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
lockt dich die Beere Sinnenlust,
daß du das Lastthier Lebensnoth,
daß du im Grund den Drachen Tod,
daß du die Mäuse Tag und Nacht
vergißest, und auf Nichts hast Acht,
als daß du recht viel Beerlein haschest,
aus Grabes Brunnenritzen naschest.

61.

Der Staar von Segringen.

(Von J. P. Hebel.)

Selbst einem Staaren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — Der Barbier in Segringen hatte einen Staar, und der Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen.“ Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: „So, so, lala;“ oder: „Par Compagnie,“ (das heißt so viel, als in Gesellschaft mit Andern); oder: „Wie Gott will;“ oder: „Du Dolpatsch.“ So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermeßer am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Brantwein ausschenkte, so gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Staar auch eines von seinen Wörtern drein warf, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hansel, was machst du?“ antwortete er: „Du Dolpatsch,“ und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages

aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen, und das Wetter schön, da dachte der Staar: Ich hab jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch, zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug gieng ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wißen die Gelegenheit hier zu Land beßer als ich. Aber sie flogen unglücklicherweise alle miteinander in ein Garn. Als der Vogelsteller kommt, und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen;" als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zugienge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: „Ei Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?" Da antwortete der Hansel: „Par Compagnie." Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zu Ader laßen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staar selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

62.

Räthsel.

Uns durchströmet das Licht der Sonne von Außen und Innen,
aber der Regen benetzt Eine Seite uns nur.
Weht uns der Nord ins Gesicht, so schwitzt uns am meisten der Rücken,
starret die Wiese von Eis, bieten wir Blumen dir dar.
Raubet ein Sturm, ein Hagel, ein Stein uns endlich das Leben,
so verscheiden wir froh, nicht ohne Schwanengesang.

63.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Ich armer Sclave
erleide harte Strafe
und komme nie zum Schlafe.
Den Pferden gleich im Brunnenhaus
geh ich ringsum, Jahr ein, Jahr aus.

Und fang ich auch zu schlummern an,
kommt ein metallner Mann heran,
und treibt zu neuer Arbeit an;
und wo der Starke, der mich rette?
das Haus, das mich verschließt, liegt selber
an der Kette.

64.

Der Glockenguß zu Breslau.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegoßen werden sollte, und alles dazu fast fertig war, gieng der Gießer zuvor zum Eßen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkeßel anzurühren. Der Lehrjunge aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Krahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus, und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt ers doch, und geht weinend in die Stube, und bekennt seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert, und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch vom Werk zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegoßen, und ohne Fehl; voll Freuden kehrte der Meister in die Stube zurück, und sah nun erst, was für Uebels er gethan hatte. Der Lehrjunge war verblichen; der Meister wurde eingezogen, und von den Richtern zum Schwert verurtheilt. Inmittelst war auch die Glocke aufgezogen worden; da bat der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihren Klang auch wohl hören, da er sie doch zugerichtet hätte, wenn er die Ehre vor seinem letzten Ende von den Herren haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathhaus herunterkommen, geläutet.

65.

Einsiedlers Morgenlied.

(Von W. M. L. de Wette.)

Wieder hat das Licht gesiegt,
kämpfend mit der dunkeln Nacht;
Was in Schlaf sie eingewiegt,
ist zum Leben neu erwacht:
Also in dem Kampf der Sünden
sollen wir auch überwinden.

Doch nach kurzem Siegeslauf
sinkt das Licht aufs Neu hinab,
Und dann wieder steiget auf
Finsternis aus ihrem Grab:
Ach, wann wird im schweren Ringen
endlich uns der Sieg gelingen?

Ja, einst bricht ein Morgen an,
der nie wieder weicht der Nacht,
Wo der Kampf ist abgethan
mit des Bösen dunkler Macht:
Dann im Licht versammelt oben
werden Gott wir ewig loben.

66.

Wohlthun.

(Von Matthias Claudius. Werke 1819, VII. Seite 71.)

Wohlthaten, still und rein gegeben,
sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehn,
sind Sternlein, die nicht untergehn.

67.

Aussicht von einer Alpe.

(Deutsches Land, von J. C. F. Guts Muths. I. Seite 57 ff.)

Von dem Dorfe Ebensee, auch Lambath genannt, und liegend am südlichen Ende des Gmünder- oder Traunsees, liegt gen Abend nicht fern die Alpe Kranabitsattel. Sie ist nur von mäßiger Höhe, leicht und sicher, selbst während der Nacht, zu besteigen. Mache dich auf Abends zehn Uhr von Ebensee. Um zwei Uhr gelangst du zur Hütte der Sennerin. Hast du dich daselbst erquickt, so tritt auf die Höhe, um die Geburt des neuen Lichts zu erleben. Noch ist es Nacht; nur ein fahler Schein des Lichts verräth nach Mittag hinaus eine räthselhafte Luftgestalt; aber bald, wenn es um dich noch dämmert, wird sie verklärt. Wie eine Pyramide von rosenfarbigem Quarze steht sie jetzt vor dir; es ist der Gipfel des Thorsteins mit seinen Gletschern und Schneefeldern. Jetzt röthet sich am obern Saum der Morgennebel, der die niedern Berge umschwebt, und dann strahlt der Gipfel jenes Gletschers schon im heitern Sonnenlichte, obgleich die Sonne dir noch tiefer hinter den östlichen Bergen verborgen ist. Wende dich jetzt gen Mitternacht, und tritt an die schroffsten Wände der Alpe, die hier fünfhundert Klafter tief in den Abgrund hinabsetzen. Da siehst du Bayerns Ebenen im Lichte der Morgen-

dämmerung, und das ganze Hügelmeer Oesterreichs, von Passau und dem dunkeln Böhmerwalde bis hinab an die Berge bei Marbach und Mölk an der Donau. Aber so wie mit jedem Augenblick diese nördliche Welt mit frischerem Morgenroth überströmt wird, treten dir bestimmter hervor die Hügelrücken, die Gebirgsketten, die schimmernden Flüße, die Städte und übrigen Wohnplätze. Tritt der Tag nun lichter herauf, kürzen sich die Alpenschatten um dich her, dann breitet sich der weite Attersee und der Gmündersee, der hintere und vordere Lambathsee und der Attersee zu deinen Füßen aus, häufig durch zwischentretende Felsen so oder so in mehrere Stücke getheilt, so daß diese fünf Seen wohl als zwölf große Spiegel erscheinen.

Diesen ungeheuren Gesichtskreiß von den Hügeln an der Isar bis gegen Wien hin an die Berge von Marbach und Mölk an der Donau, dieß ausgebreitete Schaustück von Städten und Märkten, von Schlößern und Dörfern, dieses Heer von Seen im Vorgrunde mit einem Blick zu überschauen, welch ein Zaubergemälde! — Nur in den Voralpen, und vorzüglich hier nur und auf dem Schaafberge, ist das möglich; darum heiße der Kranabitsattel der Rigi des deutschen Landes.

68.

Hofer, Kommandant von Tyrol.

(Von Friedrich Rückert.)

Als Mantua von dem Walle
komm ich geschritten her,
Wo noch von meinem Falle
ein Fleck ist blutig sehr.
Die Augen unverschloßen
von der Franzosen Hand,
Ward ich allda erschoßen,
ich, Tyrols Kommandant.

Im Jahre, da man setzte
in Insurrection
Tyrol, das Schwerter wetzte
für Oestreichs Kaiserthron,
War ich es, den erkannten
die Häupter der Partei
Als Tyrols Kommandanten,
daß ichs für Oestreich sei.

O Oesterreich, ich habe
die Kommandantenschaft
Bewahret bis zum Grabe
für dich mit treuer Kraft.
Es hat mich nicht verdroßen,
daß als Verräther ich
Vom Feinde ward erschoßen,
weil ich es ward für dich.

O Oesterreich, ich habe
die Kommandantenschaft
Bewahret auch im Grabe
für dich mit treuer Kraft.
Mußt auch mein Blut zerstieben
auf fremden Mauern wohl,
Im Tod bin ich geblieben
Kommandant von Tyrol.

Ich hab als treuer Hüter,
nachdem ich längst erblich,
Gehütet die Gemüther,
o Oesterreich, für dich;
Als Geist bin ich geschritten
stets dieß mein Land hindurch,
Und habe unbestritten
bewahrt dir deine Burg.

Nun heut, da unser Hoffen
gekommen ist zum Ziel,
Daß Tyrol frei und offen
zurück an Oestreich fiel:
Hier von mir eingehändigt
nimm hin das theure Pfand, —
Heut ist mein Amt geendigt
als Tyrols Kommandant.

Nimm hin dieß Land der Treue,
das dein von Anfang war,
Das dein ist jetzt aufs Neue,
und dein sei immerdar.
Aus meiner Hand ich thue
den Kommandantenstab,
Und gehe so zur Ruhe
zufrieden in mein Grab.

Sprichwörter.

69.

Allweg soll wollen mehr ein Mann,
als er mit der That vollbringen kann.

Die Marterwoche laß still vergehn,
dein Heiland wird wohl auferstehn.

Gut Gewißen und armer Heerd
ist Gott und aller Ehren werth.

Groß sein thut es nicht allein,
sonst holte die Kuh den Hasen ein.

Frisch und fröhlich zu seiner Zeit,
fromm und treu in Ewigkeit.

Weis' ist der und wohlgelehrt
der alle Dinge zum Besten kehrt.

Scharfe Schwerter schneiden sehr,
scharfe Zungen noch viel mehr.

Es war keiner je so reich,
mit Gedanken bin ich ihm gleich.

Mancher weiß nicht, daß ers kann,
wenn ers übet, geht es an.

Es flog ein Gänschen über den Rhein
und kam als Gickgack wieder heim.

Das reichste Kleid
ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Gut Gewißen
ist ein sanftes Ruhekißen.

70.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter.
Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter.
Wenn man einen Wurm tritt, so krümmt er sich.
Tauben fliegen einem nicht gebraten ins Maul.
Was einer einbrockt, das muß er auseßen.
Man entgeht wohl der Strafe, aber nicht dem Gewißen.
Beßer arm in Ehren, als reich in Schanden.
Wer auf halbem Wege umkehrt, irrt nur zur Hälfte.
Man muß nicht über sich sehen, sondern unter sich.
Windmühlen kann man nicht mit Blasbälgen treiben.
Von großen Blöcken haut man große Spähne.
Wohl schweigen ist eine größere Kunst als wohl reden.

71.

Oben 'naus und nirgend 'nein.
Gewalt geht vor Recht.

Ein Pfennig klingt nicht.
Ein Narr macht viele Narren.

Gestrenge Herrn regieren nicht lange.
Träume sind Schäume.
Jung gewohnt, alt gethan.
Viele Köche verderben den Brei.
Schläge machen weise.
Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
Durch Schaden wird man klug.
Umsonst ist der Tod.

72.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

(Von J. P. Hebel.)

„Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergeßen: Manches glänzt nicht, und ist doch Gold; und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewißen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Scheffel) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaaß.

73.

Der Morgen im Walde.

(Von Egon Ebert.)

Ein sanfter Morgenwind durchzieht
des Forstes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel muntres Lied,
die jungen Birken wallen.

Das Eichhorn schwingt sich von Baum zu [Baum,
das Reh durchschlüpft die Büsche,
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
erfreun sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit in dem lustgen [Wald,
und alle Bäum erklingen,
Um mich her alles singet und schallt:
wie sollt ich allein nicht singen?

Ich singe mit starkem, freudigem Laut
dem, der die Wälder säet,
Der droben die luftige Kugel gebaut,
und Wärm und Kühlung wehet.

74.

Des Bergmanns Leiche zu Falun.

(Ansichten von der Nachtseite der Naturwißenschaft, von G. H. Schubert. 1818. Seite 220.)

In der schwedischen Eisengrube zu Falun fand man, als zwischen zwei Schachten ein Durchschlag versucht wurde, einen Leichnam, der, ganz

mit Eisenvitriol durchdrungen, Anfangs weich war, sobald man ihn aber an die Luft gebracht, hart wie Stein wurde. Funfzig Jahre hatte derselbe in einer Tiefe von dreihundert Ellen in jenem Vitriolwaßer gelegen, und Niemand hätte die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, Niemand die Zeit, seit welcher er in dem Schachte gelegen, gewußt, da die Bergchroniken so wie die Volkssagen bei der Menge der Unglücksfälle in Ungewisheit waren, hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte treue Liebe bewahrt. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk, die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrachtend, steht, da kommt an Krücken und mit grauem Haar ein altes Mütterchen, mit Thränen über den geliebten Todten, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkend, die Stunde segnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen gegönnt war. Das Volk sah mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, davon das Eine im Tod und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das Andere bei dem Verwelken und Veraltern des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte.

75.

Des Bergmanns Leiche zu Falun.

(Von K. B. Trinius.)

Wißt ihr von des Bergmanns Leiche
aus dem Schachte zu Falun?
Dem einst Gott im Schattenreiche
unverletzt vergönnt zu ruhn?
Nicht der Nachwelt Thränen weckte
dieser Jüngling grauer Zeit;
Doch den treugeliebten deckte
Erde, nicht Vergeßenheit.

Bei des Grubenlämpchens Schimmern
mußte sich das junge Herz
Selber seine Ruhstatt zimmern,
einen Sarg aus blankem Erz.
Bis, nach mehr als sechzig Jahren,
viele hundert Klafter tief
Man hinab zur Stell gefahren,
wo der arme Bergmann schlief.

Doch wie, rein und aufgehoben,
ruht im Erdenschooß das Gold,
Das befleckt im Licht hier oben
durch der Menschen Hände rollt;
So im Schooß metall'ner Klüfte
schloß das ewige Gestein
In ambrosisch reine Düfte
unversehrt den Schläfer ein.

Wie er nun ans Licht gezogen,
blühend wie ein Maientag,
Dem der Sonne Glanz entflogen,
vor des Volkes Augen lag,
Fragend staunend alle Blicke,
wer der Wunderjüngling sei?
Und es zittert an der Krücke
auch ein Mütterchen herbei.

Flehend drängt die Tiefbetrübte
durch die Menge sich, und schaut —
Ja! er ists, der Heißgeliebte!
und sie ist des Jünglings Braut!
„Nur der Tod kann dich mir geben,
aber ich war ewig dein!"
Sprachs, und schlief zum beßern Leben
an des Jünglings Busen ein.

76.

Wilhelm der Eroberer. Schlacht bei Hastings. 1066.

(Von Lanz, nach einer Chronik der Normandie.)

Der König Eduard II. von England war ein guter und frommer König. Als er alt und schwach ward, sah er sich um, wem er sein Reich hinterließe, denn er hatte keine Kinder. Da gedachte er, wie der Herzog Wilhelm von der Normandie ihn lange Zeit gepflegt und geschützt hatte; er war sein Vetter, und er liebte ihn mehr als sonst einen Menschen auf der Welt; dabei war er verständig und von gutem Wandel, und mächtig, also daß er das Reich wohl verwalten konnte. So bestellte er ihn denn zum Erben seines Reiches, kündigte es seinen Baronen an, und sandte dem Herzog zu dessen Urkunde einen Brief mit seinem großen Siegel. Es war aber dazumal in England ein sehr angesehener Mann, mit Namen Harald, der war ein Bruder von König Eduards Gemahlin, und Seneschal des Reiches. Derselbe war einmal in die Gefangenschaft Herzog Wilhelms gerathen, der Herzog aber hatte ihm große Ehre erwiesen, seinetwegen Ritterspiele und Turniere angestellt und es endlich dahin gebracht, daß er ihm versprach, ihm nach dem Tode König Eduards die Herrschaft nicht streitig zu machen, und dafür versprach ihm der Herzog seine Tochter zur Ehe. Als sie darüber eins waren, berief der Herzog die Prälaten und Barone seines Landes, und in ihrer Gegenwart beschwur Harald den Vertrag auf das Evangelium. Hernach kehrte er ungehindert heim und pries des Herzogs Lob beim König.

Kurz nachher geschah es, daß König Eduard in eine schwere Krankheit verfiel. Da versammelte Harald die Prälaten und Barone und übrigen Großen, daß der König vor ihnen über das Reich verfüge. Darauf bestellte er einen Fürsprecher, der gieng mit den Großen hin vor den König, als er sehr schwach war, und sprach: „Sir, das ganze Land ist sehr betrübt über eure Krankheit, und mit Recht, denn ihr habt uns gerecht und in Frieden beherrscht. Da wir nun alle sterblich sind, und ihr seid sehr alt und lieget schwer darnieder, und habet keinen Leibeserben, der nach euch die Herrschaft führe, so sorget für euer Volk und den Frieden des Landes, und bestellet für den Fall eures Todes einen Herrn, der es zu schützen vermöge und ihnen genehm ist. Sehet, da sind die vornehmsten Männer des Landes, und die euch am meisten lieben, so wie ihr sie liebet; diese haben zur Beruhigung eures Herzens und zum Nutzen eures Volkes überleget, und sind der Meinung, daß ihr ihnen keinen beßern Herrn bestellen könnet, der sie mehr liebe und ihnen angenehmer wäre, als hier euer Schwager Harald. Deshalb bitten wir euch, daß ihr ihm die Herrschaft übergebet, damit er nach eurem Hinscheiden unser König sei mit eurem Willen." Als der Redner geendigt hatte, schrien alle Anwesenden, so

wie es Harald angeordnet, mit lauter Stimme: „Er hat Recht, Harald sei unser König!“ Darauf ließ sich der König im Bette aufrichten, und sprach sitzend, so laut er konnte: „Meine Herrn, ich danke euch für eure Gesinnung; doch wißet, ich habe schon Fürsorge getroffen, und habe den Herzog Wilhelm von der Normandie zum Erben des Reiches bestellt, und habe ihm solches beschworen nebst Mehreren von euch, das genüge euch. Wollte ich nun die Herrschaft einem Andern übergeben, so könnte er den Frieden nicht bewahren.“ — „Bei Gott!“ rief da Harald, „gebet mir das Reich, und ich werde es schützen und wohl vertheidigen wider Jedermann!“ — „Wohl denn,“ sprach der König, „es sei! Doch ich kenne den Herzog und seine Normannen, daß sie dir Tod und Verderben bringen.“ Darauf, da sie ihn so drängten, wandte er sich um im Bett und sprach: „Mögen die Engländer zum König nehmen, wen sie wollen, ich bin es zufrieden!“ Nicht lange nachher starb er; und Harald nahm Besitz vom Reich und ließ sich huldigen.

Herzog Wilhelm war gerade im Park bei Rouen auf der Jagd, als ein Knappe geradeswegs von England kam, ihn bei Seite nahm und ihm erzählte, wie König Eduard gestorben sei, und Harald in seiner Stelle gekrönt und gesalbt. Wie er solches hörte, ward er ganz nachdenklich, und gieng gleich nach Hause in seinen Palast; da gieng er im Saale auf und ab, und knirschte mit den Zähnen, bald setzte er sich, bald stund er wieder auf, und hatte weder Ruhe noch Rast; keiner seiner Leute wagte, ihn anzureden. Da kam sein Seneschal, der ihm sehr vertraut war, und sprach: „Sir, was haltet ihr die Nachricht geheim? Die ganze Stadt weiß es, daß König Eduard todt ist, und Harald ist meineidig worden an euch, und hat sich krönen laßen.“ So ist es, sprach der Herzog, und Harald thut sehr unrecht. „Sir,“ sprach ein tapfrer Ritter, Wilhelm, Osbers Sohn, „das könnet ihr leicht wieder gut machen, und den Harald stürzen, wenn ihr wollet. Mit euch ist das gute Recht, mit euch sind tapfere Ritter: also nur Muth, und frisch ans Werk.“ Darauf befragte der Herzog seine Räthe, und auf ihren Rath schickte er Gesandte an Harald, und ließ ihn an seinen Schwur erinnern; aber dieser antwortete trotzig, er sei dem Herzog Wilhelm zu Nichts verbunden. Nun versammelte er seine vertrauten Freunde und fragte sie um Rath, und sie sagten einstimmig: „Was uns betrifft, so sind wir bereit, mit Gut und Blut euch zu dienen, und nicht von euch zu laßen; aber ihr bedürfet der Hilfe aller eurer Ritter, drum laßet sie alle sich versammeln.“ Und der Herzog versammelte alle seine Lehensmannen, und sprach sie um ihren Beistand an. Sie traten bei Seite und hielten Rath, und Osbers Sohn führte das Wort für den Herzog. Aber Andere waren schwierig und sprachen: „Er ist unser Herr, und dafür entrichten wir ihm seine Gebühren; aber übers Meer brauchen wir ihm nicht zu folgen: wir sind genug belastet mit seinen Kriegen, und wenn

der Zug übel ausschlägt, so zahlen wir die Zeche." Diesen stimmten die Uebrigen bei, und so weigerten sie sich, mitzuziehen. Darauf berief der Herzog die Barone einzeln zu sich, und redete ihnen zu, und versprach ihnen Land in England. So waren die meisten willig und versprachen, die einen mehr, die andern weniger, und machten es schriftlich; sein Bruder, der Bischof Odo, versprach, vierzig gerüstete Schiffe zu stellen, der Bischof von Mons dreißig, und so die andern nach Belieben. Sodann ließ er Söldner werben, wo er sie bekam, und wandte sich an den König von Frankreich, Philipp I., und versprach, England von ihm zu Lehen zu nehmen, wenn er ihm beistünde. Aber dem König sagten seine Leute, er solle es nicht thun, denn der Herzog sei ohnedieß schon so mächtig, und wenn er noch England eroberte, würde er gar nicht mehr gehorchen. Da schlug ihm der König die Bitte ab, und sagte, so ein Unternehmen wäre eine große Thorheit. Jetzt bat er seinen Schwager, den Herzog von Flandern, um Hilfe, und dieser fragte, wie viel Land er ihm in England verspreche. Wilhelm versprach, es ihm schriftlich mitzutheilen, und reiste ab. Darauf nahm er ein Blatt Pergament, legte es zusammen, wie einen Brief, schrieb aber Nichts hinein, außen aber schrieb er darauf: So viel, als da drinnen steht, soll mein Schwager von England erhalten. Hernach schickte er Gesandte an den Pabst, und versprach, das Land vom heiligen Vater zu Lehen zu nehmen, wenn Gott es in seine Hand gäbe. Und der Pabst schickte eine geweihte Fahne und einen Ring mit einem kostbaren Stein, unter welchem ein Haar des heiligen Petrus war. Darüber war der Herzog sehr froh und rüstete gleich seine Flotte. Jetzt kamen seine Leute von allen Seiten, und boten ihm an, die Mütter ihre Söhne, und jeder, womit er dienen konnte. Vom Auslande strömten sie herbei, und begehrten der Eine Sold, der Andere Land, die Einen Städte, die Anderen Schlößer; und der Herzog Wilhelm versprach ihnen, was sie begehrten.

Als die ganze Flotte ausgerüstet war, kam sie zusammen am Ufer der Somme, und es waren achthundert und sechs und neunzig große Schiffe, ohne die vielen kleinen zur Seite. Damit fuhr er eines Morgens mit günstigem Winde ab, und landete bei Hastings. Als die Schiffe alle am Ufer waren, stiegen zuerst die Bogenschützen ans Land, dann die Geharnischten kampffertig, und stellten sich am Ufer auf; hernach landete das Gepäck und Fuhrwerk und die Werkleute mit drei hölzernen Bollwerken, die der Herzog hatte zimmern laßen. Zuletzt kam der Herzog selbst; und wie er ans Land sprang, glitt sein Fuß aus, und er fiel mit beiden Händen auf die Erde. Das wollten Einige als übles Zeichen nehmen, aber er rief mit lauter Stimme: „So faße ich das Land mit beiden Händen, das ich mit Gottes Beistand erobere!" Darauf ließ er alle Schiffe durchbohren, damit Keiner in die Heimat entfliehen könne, ließ ein Lager

schlagen und mit Gräben und den drei Bollwerken befestigen und Lebensmittel einbringen.

Harald befand sich in Northumberland, und hatte eben seinen Bruder Tosti besiegt, als ihm die Kunde kam, die Normannen seien gelandet und verheerten das Land. Da ließ er gleich durch ganz England ausrufen und befehlen, daß ungesäumt alle streitbare Mannschaft gen London käme, und er selbst begab sich eilig dahin. Wie er da sein Heer versammelte, kam ein Abgesandter von Herzog Wilhelm, und sprach: „Mein Herr läßet euch entbieten, daß ihr eures Schwurs gedenket, und gebet ihm das Reich zurück, das ihm gehöret von Rechtswegen. Thut ihr dieses nicht, so wird er mit Gottes Beistand es erobern." Harald erwiderte: „Der Schwur, den mir der Herzog abgenommen, war erzwungen, und solcher bindet nicht. Er kehre heim, und ich will ihm Ersatz geben und seine Schiffe ausbeßern. Wo nicht, so erwarte er mich nächsten Samstag zum Kampf." Dieses nahm Wilhelm an. Inzwischen kamen die Engländer zusammen, Fürsten und Grafen, Edle und Vasallen, aus Städten und Dörfern, Burgen und Schlößern; und als sie beisammen waren, zogen sie aus London. Da sprach zu Harald sein Bruder: „Bleib du lieber in der Stadt, und laß mich mit dem Heere ausziehen, denn mich bindet kein Schwur." Aber Harald that es nicht, und sie zogen aus bis eine Meile von dem Feind. Dort ließ er sein Lager schlagen und dasselbe befestigen, und nur drei Eingänge machen. Darauf ritt er mit seinem Bruder allein aus, die Stellung der Feinde zu erspähen. Als sie nun die Zelte übersahen, und die Menge der Menschen und den Glanz der Waffen, und hörten das Getöse und den Lärm, da sprach Harald: „Es wäre wohl beßer, nach London zurückzukehren, bis wir mehr Leute haben; oder ich will hin, und dir solche zuführen." — „Ha! feiger Verräther," erwiderte ihm sein Bruder, „jetzt ist es zu spät. Du hast kein Herz, der bloße Anblick des Feindes hat dich besiegt!" — Hernach schickte Harald zwei Kundschafter ins feindliche Lager, die wurden ergriffen und vor den Herzog geführt. Dieser ließ sie im ganzen Lager herumführen, und entließ sie ungekränkt. Als sie zurückkamen und Alles erzählten, erschraken die Engländer sehr. Nochmals schickte Wilhelm einen Abgesandten an Harald, der sprach zu ihm vor der Versammlung seiner Großen: „Dreierlei läßet euch mein Herzog zur Wahl anbieten: entweder den Eid zu halten, oder der Entscheidung des Pabstes euch zu unterwerfen, oder Mann gegen Mann mit ihm zu kämpfen." Aber Harald ließ sich auf keines von diesen ein. Nun bot er ihm ganz Northumberland an, wenn er die Herrschaft ihm abtrete. Aber auch dieses lehnte Harald ab, denn er meinte, dann werde es nicht lange währen, so würden sie ganz vertrieben.

Nun sah der Herzog Wilhelm wohl, daß die Waffen entscheiden müßten,

und kündigte das Treffen an für den folgenden Tag. Die Engländer waren die ganze Nacht in Saus und Braus, aßen, tranken und sangen. Die Normannen aber bedachten ihr Seelenheil, beteten und beichteten, und rüsteten Pferd und Geschirr. Am frühen Morgen hörten alle andächtig die Messe, hernach bestieg der Bischof Odo, des Herzogs Stiefbruder, die Bühne, und hielt eine schöne Rede. Darauf, als Alles in Waffen versammelt war, sprach auch der Herzog von einer Anhöhe: „Freunde! wir sind herüber gekommen, für eine gute Sache, für das Recht zu streiten. Diese Engländer sind Verräther, wie sie schon oft bewiesen haben, und dafür werdet ihr sie heute strafen mit Gottes Beistand. Haltet euch wacker, und gedenket, daß, wenn ihr sieget, dieser Tag euch Ehre und Güter bringt. Sieget der Feind, so seid ihr verloren, denn ihr habt keine Zuflucht. Eure Schiffe sind durchbohrt. Darum nur Muth und Vertrauen, und Gott bescheert euch den Sieg!"

Nachdem der Herzog Wilhelm also gesprochen, ordnete er seine Leute in drei Heerhaufen, um von drei Seiten anzugreifen. Jeder derselben bestund aus Geharnischten, Bogenschützen und leichtem Fußvolk. An der Spitze des ersten stund Wilhelm, Osbers Sohn; der Herzog selbst führte den dritten auf einer Anhöhe, um Alles zu übersehen und Hilfe zu bringen, wo es Noth that. Desgleichen ordnete Harald die Seinigen zur Schlacht. Sie hatten Streitärte und Hellebarden, die Normänner lange Lanzen und scharfe Schwerter. Gegen die Pfeile der Bogenschützen deckten sie sich mit großen Schilden und hatten sich rings mit Flechtwerk umgeben. Harald befahl, daß alle ihren Platz behaupten und nur vertheidigen sollten, und Keiner solle aus irgend einem Grund die Glieder verlaßen. Dann ließ er das Banner entfalten, und siehe, da rückten schon die Normannen an. Wie sie Harald erblickte, ward er blaß, fieng an zu zittern, und wünschte, er wäre zu London. Jetzt kamen sie heran gegen die Verschanzungen, schoßen und fiengen an zu stürmen; aber die Engländer wehrten ab, und hieben tüchtig drein mit den Streitärten, die sie mit beiden Händen schwangen. So konnten die Normannen durchaus nicht eindringen und litten viel Schaden; ihre Pfeile aber thaten dem Feind nichts, weil er durch die Hürden geschützt war. Da zogen sich die zwei ersten Haufen wieder ein wenig zurück, und der Herzog befahl, als er mit seinem Haufen dazu kam, daß die Bogenschützen sollten in die Höhe schießen, und während der Feind emporsehe, sollten die andern nochmals stürmen. Das geschah, und die drei Heerhaufen versuchten an den drei Eingängen einzudringen. Nun entstund ein gewaltiges Geschrei und ein arger Kampf. Dem Harald flog, während er empor sah, ein Pfeil ins Auge, aber seine Leute hielten sich wacker; stärker und hitziger wurde das Gefecht, und die Normannen wurden an der Stelle zurückgetrieben bis an einen Graben. Da ermannten sie sich wieder, trieben die Engländer in ihre Verschanzungen,

und drangen mit ihnen hinein. Blutiger und gräßlicher erhub sich der Kampf, und die Normannen wurden wieder herausgetrieben. Da nun Herzog Wilhelm sah, daß die Feinde so fest ihren Platz behaupteten, und nicht heraus aus der Verschanzung wollten, so befahl er seinen Leuten, daß sie zum Schein fliehen sollten, und wenn die Engländer ihnen nachsetzten, dann umkehren, und mit Vortheil gegen sie kämpfen sollten. So geschah es: die Normannen flohen und die Engländer verfolgten sie, bis daß der Herzog ein Zeichen mit der Trompete gab. Da wandten sich die Normannen um, und hieben mit den Schwertern drein, und die Engländer konnten sich mit den Streitäxten in beiden Händen nicht gut wehren, gegen die Pfeile waren sie nicht gedeckt, und die Ritter kamen ihnen auf den Nacken. Also flohen sie da und dorthin, die einen fielen, die andern riefen Pardon, und endlich drangen die Normannen in die Verschanzung und rißen die Hürden nieder. Von allen Seiten sammelten sie sich um des Herzogs Banner, und drangen alsdann vor; aber die Engländer widerstanden tapfer. Es erhub sich von Neuem ein fürchterlicher Kampf, und es geschahen herrliche Thaten auf beiden Seiten: dem Herzog ward das Pferd unterm Leibe getödtet, und Haralds Bruder ward erschlagen. Die Normannen waren zu Pferd, die Engländer alle zu Fuß, und so drangen jene mit Gewalt vor bis zu Haralds Banner, rißen es nieder und pflanzten die geweihte Fahne an die Stelle. Jetzt fiengen die Engländer an, zum Theil zu fliehen, die andern kämpften tapfer fort, bis sie erlagen. Harald fand sich hernach unter den Todten, weit von seinem Banner. Die Schlacht dauerte von Mittag bis in die dunkle Nacht. Der Herzog übernachtete auf dem Wahlplatz, und den andern Tag ließ er die Todten zählen und beerdigen, und überall verkündigen, daß die Angehörigen der Gefallenen kämen, und die Ihrigen abholten. Und es fand sich, daß von den Engländern über 67,000 gefallen waren, von den Normannen nur 6000. Der Tag dieser Schlacht war der 14. Oktober 1066.

Als die Kunde von diesem Sieg und dem Tode Haralds sich verbreitete, kamen die Prälaten und Barone zusammen, und wählten den Herzog Wilhelm zu ihrem König. Darauf ward er feierlich zu London gekrönt.

77.

Taillefer.

(Von Ludwig Uhland.)

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
so lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
im Hofe, wenn er das Rad am Brunnen schwingt,

Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
wann er Abends sich legt und wann er Morgens erwacht."

Der Herzog sprach: „Ich hab einen guten Knecht,
den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
und singet so hell, das höhet mir den Muth."

Da sprach der Taillefer: „Und wär ich frei,
viel beßer wollt ich dienen und singen dabei,
Wie wollt ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
wie wollt ich singen und klingen mit Schild und Schwert!"

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild,
auf einem hohen Pferde, mit Schwert und Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Turm ins Feld,
sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held!"

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
da sang er wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
es zittert der Turm und es zittert mein Herz in der Brust."

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei!" — rief er — „ich faß und ergreife dich, Engelland!"

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
der edle Taillefer vor den Herzog ritt.
„Manch Jährlein hab ich gesungen und Feuer geschürt,
manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab ich euch gedient und gesungen zu Dank,
zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag:
vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!"

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herrlich, das klang über Hastings Feld,
von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth!
der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,

Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahens, die harrten nicht allzu lang,
sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt,
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
du hast mir viel gesungen in Lieb und Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
der tönet mir in den Ohren mein Leben lang."

78.

Von der Freundschaft.

(Von Matthias Claudius. Werke 1819. II. Seite 7 ff.)

Ich habe Dir in der vorigen Lection die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sich nicht scheuen müße. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun Einer, sie sei überall; der Andere, sie sei nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn Du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst Du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß Einer den Andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn, wie Du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder nur sein eigner Freund, und nicht des Andern. Ich pflege solch Ding „Hollunder-Freundschaften" zu nennen! Wenn Du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest Du ihn aber ab, so ist er hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein gehts hier freilich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch sein, daß Einer des Andern Freund sei.

Und das zweite ist, daß Dus von Herzen seiest, und Gutes und Böses mit ihm theilest, wies vorkommt. Die Delicatesse, da man diesen und jenen Gram allein behalten, und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärtelei; denn eben darum ist er Dein Freund, daß er mit untertrete und es Deinen Schultern leichter mache.

Drittens, laß Du Deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenns Noth ist und er helfen kann, so nimm Du auch kein Blatt vors Maul, sondern geh und fordre frisch heraus, als obs so sein müße, und gar nicht anders sein könnte.

Hat Dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt Du ihm das nicht verhalten, und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt Du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell Jemand zu Deinem Freunde, ist ers aber einmal, so muß ers gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern sein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund scheint mir zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest Du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst Du denn sein Freund? das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann thun. Nein, Du mußt Deinen Freund, mit allem was an ihm ist, in Deinen Arm, und in Deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem Edlen kein Unedles werden müße.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeit lang beisammen stehen, Freunde, und können eins das andere nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherlei Arten und Veranlaßungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht sein ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hilfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunsch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dieß Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst Du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde sein? Freilich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript: Es gibt einige Freundschaften, die im Himmel beschloßen sind und auf Erden vollzogen werden.

79.

Freundschaft.

(Von Simon Dach. Arien 2c. 1648. II. Nro. 10.)

DEr Mensch hat nichts so eigen,
so wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
und Freundschaft halten kann.

Wenn er mit seines Gleichen
soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen
mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red ist uns gegeben,
damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
und fern von Leuten sein:
Wir sollen uns befragen
und sehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
so uns betreten hat.

Was kann dir Freude machen,
die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
was Freunden wird erzählt;

Der kann sein Leid vergeßen,
der es von Herzen sagt,
Der muß sich selbst auffreßen,
der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor Allen,
die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
der mir sich herzlich gibt:
Mit diesem Bundsgesellen
verlach ich Pein und Noth,
Geh auf den Grund der Höllen
und breche durch den Tod.

80.

Brausköpfe.

(Von A. E. Fröhlich.)

Es thun die jungen Bäume bald
gar stürmisch, kommt der Wind in Wald:
Sie schlagen Köpf an Köpfe hart,
auch Hand und Arm wird nicht gespart.
Wann tiefer ihre Wurzeln gehn,
der Kopf geworden ist ein Haupt,
hält derlei keiner mehr erlaubt:
Sie bieten, bricht der Sturm ins Land,
einander dann wohl Arm und Hand,
um sicher, edel dazustehn.

81.

Otto mit dem Bart.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet, er war strenge und ohne Milde, trug einen schönen rothen Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reichs in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trinkgefäße darauf. An des Kaisers Hofe diente aber dazumal auch ein edler und wonnesamer Knabe, sein Vater war Herzog in Schwaben, und hatte nur diesen einzigen Erben. Dieser schöne Jüngling kam von ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brot mit seinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte eßen, wie alle Kinder sind, die gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun ein Theil des weißen Brotes abbrach, gieng da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte; der schlug zornig den Knaben aufs Haupt,

so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß es der Truchseß gewagt hätte, es zu schlagen. Das ersah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Zuchtmeister; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hatte, und fuhr den Truchseßen, seiner Rohheit wegen, mit harten Worten an. Der Truchseß sagte, daß er Kraft seines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit seinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel, und spaltete des Truchseßen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach, und der Mann todt zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gotte gedient und gesungen, und kehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief: „Daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an euch zu rächen, bei meinem Bart!" Als Heinrich von Kempten diesen theuren Eid ausgesprochen hörte, und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los, und begriff ihn bei dem langen rothen Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiserliche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel; und zuckte — als die Fürsten den Kaiser von diesem wüthenden Menschen zu befreien, herzusprangen — sein Meßer, indem er laut ausrief: „Keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt todt hier!" Alle traten hinter sich, Otto mit großer Noth winkte es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt ihr das Leben haben, so thut mir Sicherheit, daß ich genese." Der Kaiser, der das Meßer an seiner Kehle stehen sah, hub alsbald die Finger in die Höhe, und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle.

Heinrich, sobald er diese Gewisheit hatte, ließ er den rothen Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart, und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben habe ich euch zugesagt, damit fahrt eure Wege; hütet euch aber vor meinen Augen, daß sie euch nimmer wieder sehen, und räumet mir Hof und Land! Ihr seid mir zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müße immerdar euer Scheermeßer meiden." Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten Urlaub, und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einsam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte, jenseit des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da gebrach es ihm an Leuten und Mannen, und er sandte heraus nach deutschen Landen: wer ein Lehn von dem Reiche trage, solle ihm schnell zu Hilfe eilen,

bei Verlust des Lehens und seines Dienstes. Nun kam auch ein Bote zu dem Abt nach Kempten, ihn auf die Fahrt zu mahnen. Der Abt besandte wiederum seine Dienstleute, und forderte Herrn Heinrich, als dessen er vor allen bedürftig war. „Ach edler Herr, was wollt ihr thun!“ antwortete der Ritter, „ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb ich euch meine zwei Söhne hin, und laß sie mit euch ziehen.“ „Ihr aber seid mir nöthiger als sie beide zusammen,“ sprach der Abt, „ich darf euch nicht von diesem Zug entbinden, oder ich leihe euer Land Andern, die es beßer zu verdienen wißen.“ „Traun,“ antwortete der edle Ritter, „ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiel stehen, so will ich euer Gebot leisten, es komme, was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergehen.“

Hiermit rüstete sich Heinrich zu dem Heerzug, und kam bald nach Wälschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch barg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber, und konnte aus dem Bad in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen, und den Kaiser dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Theilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen: denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalte, und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fiengen und schlügen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Mord geschehen sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand, und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tödtete und verwundete eine große Menge, und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er den Kaiser seiner Bande, und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber, und badete nach wie vor. Otto, als er zu seinem Heere wieder gelangte, wollte erkundigen, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl, und sprach: „Ich war verrathen, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkennt, führe ihn vor mich her, daß er reichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo.“

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten gewesen war; doch fürchteten sie den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. „Mit dem Ritter,“ antworteten sie, „stehet es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen.“ Da nun der Kaiser sprach, „und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, solle ihm vergeben sein,“ nannten sie

ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, daß er alsobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfahen.

Als Heinrich von Kempten hereingeführt war, gebärdete der Kaiser sich zornig und sprach: „Wie getrauet ihr, mir unter Augen zu treten? Ihr wißt doch wohl, warum ich euer Feind bin, der ihr meinen Bart gerauft und ohne Scheermeßer geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch hochfärtiger Uebermuth hat euch jetzt daher geführt?" „Gnade, Herr!" sprach der kühne Degen, „ich kam gezwungen hierher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sei mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt gethan; aber meinen Dienstеid mußte ich lösen: wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat." Da begann Otto zu lachen: „Seid mir tausend Mal willkommen, ihr auserwählter Held! Mein Leben habt ihr gerettet, das mußte ich ohne eure Hilfe verloren haben, seliger Mann." So sprang er auf, küste ihm Augen und Wangen. Ihr zweier Feindschaft war dahin, und eine lautere Sühne gemachet; der hochgeborne Kaiser lieh und gab ihm großen Reichthum, und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenket.

82.

Frankfurt am Main.

(Von August Kopisch.)

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen todt,
da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Noth.

„Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!
o weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!"

Nun betete Kaiser Carol auf Knieen an seinem Speer,
da theilte sich der Nebel, eine Hirschin gieng daher,

Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand:
so machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.

Hinüber zogen alle, wie Israel durchs Meer,
die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.

Da schlug der Kaiser Carol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt."

Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.

Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron
und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.

Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn,
es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born.

Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum,
kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum.

Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

83.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
geschützt, ein Häuslein zart und klein?
kennt ihr die wundervolle Stadt,
die tausend' solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
die täglich ihre Waffen wetzt;
sonst treibt sie reich Gewerb, es blühen
weit ihre reichen Colonien,
und alle Zölle ein und aus
führt sie ihr süßes Gut nach Haus.
Sie lehret uns, daß edle Triebe,
daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
am liebsten unterm Strohdach wohne.

84.

Der Besuch des Alten.

(Von Theod. Gottl. v. Hippel. Lebensläufe in aufsteigender Linie. Berlin 1778. I. S. 515 ff.)

Herr v. G. Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht gerade zu? (Bediente gehen ab.)

Der Alte (tritt ein). Gnädiger Herr! sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr v. G. Und warum?

Der Alte. Ich schäm es mich zu sagen, da ich Sie sehe. Es gieng mir, wie dem ungerechten Haushalter — ich schämte mich zu betteln. —

Herr v. G. Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dieß habt ihr aber freilich nicht wißen können. Ich habe gute Freunde bei mir, seid so gut, einer davon zu sein.

Der Alte. Nein, Herr! wenn sie auch alle wären wie Sie, ich habe nicht Zeit. —

Herr v. G. Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte. Was wichtiges, Herr! zu sterben — Ich will es wohl alles sagen, wenn wir allein sind — (ich hielt den Athem zurück): ich hab nur noch höchstens acht Tage zu leben.

Herr v. G. Wie wißt ihr das?

Der Alte. Das weiß ich so! ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewis ist — Und nun! meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahre ernährt. —

Herr v. G. Da haben sie ihre Pflicht gethan. —

Der Alte. Ich hatte mir so viel Geld gesammelt, um Niemand aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie giengs? ich lehnte dieses Geld einem Cavalier! Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Cavalier, allein ich sage die Wahrheit. —

Herr v. G. Und ich höre sie so gern, beträf es mich selbst, als ihr sie nur sagen könnt. —

Der Alte. Klüger wärs gewesen, wenn ich mich zu Tod gearbeitet hätte. — Da fiel ich einmal blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, curirte ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medicin gebraucht. Was einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr! Ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da gieng mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fieng an zu wollen, ich wollt im ganzen Ernst; allein ich konnt nicht, ich konnt nicht! — verzeihen Sie diese Thränen. Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probstunde gehabt, wo ich so schlecht bestund. —

Herr v. G. Da giengt ihr zu euren Kindern?

Der Alte. Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn! Was sie hatten, hatt ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlaßen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitisch auch aus Gnad und Barmherzigkeit, wie sies hier an mir gethan. —

Herr v. G. Und jetzo, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte. Nein, Herr! das nicht! aber sie sind arm worden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hätten etwas zu meinem Begräbnis abgelegt — ich bin so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbnis — und diesen Sterbpfennig, Herr! haben sie angegriffen — drum geh ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbnis bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr v. G. Wo wohnt ihr denn?

Der Alte. Herr, Verzeihung! das sag ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen! —

Herr v. G. Verzeihung, Alter, daß ich es gefragt habe! Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe. —

Der Alte. Das ist brav, gnädiger Herr! In acht Tagen sehn Sie gen Himmel, dann (Gott sei gedankt!), dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim. —

Herr v G. Aber wo glauben euch jetzo die eurigen?

Der Alte. Ich sagt, ich hätt ein Gelübde auf mir, und müßte nach Gottes Welt sehen; sie wißen, daß es mein letzter Gang ist. —

Herr v. G. Nehmet, Vater! Gott sei mit euch!

Der Alte. Herr, so viel? Nein, Herr! so war es nicht gemeint. Ich brauch nur noch zwei Orte, * das Uebrige hab ich nicht nöthig. — Im Himmel brauch ich nichts. —

Herr v. G. Gebts euren Kindern.

Der Alte. Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten — sie selbst brauchen nichts.

Herr v. G. Zum Haus, Alter!

Der Alte. Es steht schon!

Herr v. G. Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte. Nun, dann sind wirs beide. Ich bin es auch über und über, weil ich zwei Ort angenommen. Sparen Sie, gnädiger Herr! das Uebrige für Leute, die länger für Sie beten können als ich. —

Herr v. G. Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte. Ich hoff, ich hab auch Gott bewegt, der laß es Ihnen nicht missen. —

Herr v. G. Wollt ihr was eßen?

Der Alte. Ich habe schon gegeßen, Milch und Brot. —

Herr v. G. Aber mitnehmen?

Der Alte. Nein, Herr! ich will dem lieben Gott nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahen, boten mir Eßen an. Ich hab mir aber den Magen nicht verdorben. Es wär ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jetzo mitnehmen sollte. Doch — ein Glas Wein, ein einziges!

Herr v. G. Mehr, Vater! —

Der Alte. Nein, Herr! nur eins. Mehr trag ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letzten Mal vom Gewächs des Weinstocks bei Ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen sein, den ich in der Welt nehme, sonst würd ich nicht gefordert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genoßen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Waßer bleibt schon nicht unvergolten. — (Der Herr v. G. holte den Wein selbst, der alte Mann hub seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:) Den letzten Wein!

* Ein Ort ist ein Viertelsthaler.

das Nachtmahl hab ich schon vor acht Tagen genommen. Lieber Gott, erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr v. G. (brachte Wein). Hier, Vater! Ich hab mir auch ein Glas mitgebracht, wir müßen zusammen trinken!

Der Alte (gen Himmel). Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, hab Dank! (Er trank etwas) Jetzt — (zum Hrn. v. G., sie stießen zusammen) Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende, wie ichs gewis haben werde! —

Herr v. G. Vater! bleibt diese Nacht hier, ich bitt euch! Kein Mensch soll euch sehen, wenn ihr wollt. —

Der Alte. Nein, Herr! ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wißen, ist edel. —

Herr v. G. Gott, großer Gott! womit kann ich euch noch dienen? —

Der Alte. Herr! ich wünscht Ihretwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein guter Herr; allein ich hab auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich hab ihn verloren. —

Herr v. G. Gleich.

Der Alte (allein). Zum letzten mal gelabt! dort wird es beßer sein!

Herr v. G. (bracht ihm ein Paar Handschuhe). Hier, Alter! —

Der Alte. Den einen brauch ich nicht, nur einen hab ich gefordert. —

Herr v. G. Warum den andern nicht auch?

Der Alte. Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, so die Luft nicht vertragen kann. — Ich werd an Sie denken!

(Er gab dem Herrn v. G. die rechte bloße Hand.)

Herr v. G. Und ich auch an euch! O Alter! mir ist es schwer mein Wort zu halten.

Der Alte. Desto beßer, Herr! für Sie, wenn Sies halten.

Herr v. G. Noch einmal eure Hand, Alter! Es ist Angriff, es ist Segen Gottes drin. —

Der Alte. Gott segne Sie! —

Herr v. G. Und helf euch! —

85.

Sonntagsfrühe.

(Von J. P. Hebel. Allemannische Gedichte, Aarau 1820. Seite 177.)

Der samstig het zum sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit,
Sie sin vom schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi,
Und 's gotmer schier gar selber so,
i cha fast uf ke bei me sto."

So seit er, und wo's zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'mitternacht.
Der sunntig seit: „Jez ischs an mir!"
gar still und heimli bschließt er d'tür,
Er düselet hinter de sterne no
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'augen us,
er chunnt der sunn an tür und hus;
Sie schloft im stille chämmerli,
er pöpperlet am lädemli,
Er rüeft der sunne: „D'zit isch do!"
sie seit: „I chumm enanderno."

Und lisli uf de zeche got
und heiter uf de berge stot
Der sunntig, und 's schloft alles no,
es siht und hört en niemes go;
Er chunnt ins dorf mit stillem tritt
und winkt im guhl: „Verrot mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht
und gschlofe het die ganze nacht,
Se stot er do im sunneschi
und luegt eim zu de fenstern i
Mit sinen auge mild und guet
und mittem meyen uffem huet.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag
Und meint, es seig no dunkel nacht,
wenn d'sunn am heitere himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stot er au so liebli do.

Wie glitzeret uf gras und laub
vom morgetau der silberstaub!
Wie weiht e frische mayeluft
voll chriesiblueſt und schlecheduft!
Und d'immli sammle flink und frisch:
sie wüße nit, aß 's sunntig isch.

Wie pranget nit im garteland
der chriesibaum im mayegwand,
Gelveieli und tulipa
und sterneblume nebe dra
Und gfüllti zinkli blau und wiß,
me meint, me lueg ins paradis.

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so fro!
Me hört im dorf kei „hüst und hott:"
„e gute tag" und „dank der Gott"
Und „'s git gottlob e schöne tag"
isch alles, was me höre mag.

Und 's vögeli seit: „Frili, io!
potz tausig, io, do isch er scho!
Er dringt io in sim himmelsglast
dur bluest und laub in hurst und nast!"
Und 's distelzwigli vorne dra
het 's sunntigröckli au scho a.

Sie lüte weger 's zeiche scho,
der pfarrer, schints, well zitli cho;
Gang, brechmer eis aurikli ab,
verwüschet mer der staub nit drab,
Und, Chüngeli, leg die weidli a,
de muesch derno ne meje ha!

Sprichwörter.

86.

Mit Harren und Hoffen
hats mancher getroffen.

Rein und ganz
gibt schlechtem Kleide Glanz.

Der Eine hats Genieß,
der Andre hats Verdrieß.

An Gottes Segen
ist alles gelegen.

Fromm aus Zwang
währt nicht lang.

Die Alten zum Rath,
die Jungen zur That.

Der Horcher an der Wand
hört seine eigne Schand.

Was man nicht kann meiden,
soll man billig leiden.

Jedem Lappen
gefällt seine Kappen.

Müßiggang
ist aller Laster Anfang.

Je größer Noth,
je näher Gott.

Gebrauchter Pflug blinkt,
stehend Waßer stinkt.

87.

WEr einen großen Sprung thun will, geht vorher zurück.
Im Rathe sieh mehr auf den Schwanz, als auf den Schnabel.
Der Topf straft den Keßel, daß er rußig ist.
Was ein guter Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten.
Ein Sperling in der Hand ist beßer als zehen auf dem Dache.
Wer Recht nicht will leiden, darf über Gewalt nicht klagen.
Wer Fische fangen will, muß vorher die Netze flicken.
Einem fliehenden Feinde soll man goldene Brücken bauen.
Was zum Kreuzer gemünzt ist, wird nimmermehr ein Gulden.
Wie einer den Zaun hält, hält er auch das Gut.
Es ist vergeblich, einen Mohren weiß waschen wollen.
In Wein und Bier ertrinken mehr denn im Waßer.

88.

WEr nicht jagt, der fängt nicht.
Selbst eßen macht fett.
Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß.
Undank ist der Welt Lohn.
Verschüttet Oehl ist nicht gut aufgehoben.
Was nicht sauert, süßt auch nicht.
Wer die Wahl hat, hat die Qual.
Junger Lügner, alter Dieb.
Zorn gebiert Zorn.
Mit Lachen sagt mans Deutsch.
Kommt Zeit, kommt Rath.
Fleiß ist des Glückes Vater.

89.

Selber eßen macht fett.

(Von J. P. Hebel.)

ES sagt ein altes Sprichwort: „Selber eßen macht fett.“ Ich will noch ein Paar hinzusetzen: Selber Achtung geben, macht verständig, und: Selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf Andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern Andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringts nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

90.

Undank ist der Welt Lohn.

(Von Johann Mathesius. Historien von des 2c. Doctoris Martini Luthers anfang, Lere leben und sterben. Nürnberg 1570. Gegen das Ende der neunten Predigt.)

EIne große Schlange fiel in eine Höhle und schrie jämmerlich. Ein Bauer kommt zur Höhle und fragt, was da sei. Die Schlange bittet, er wolle ihr heraus helfen. Traun, nein! sprach der Mann; an bösen Thieren ist nichts Guts zu verdienen; ich mag keine Schlange an meinem Busen auferziehen. Die Schlange hält an mit Bitten, und verspricht dem Bauer,

sie wolle ihm bei ihrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten Lohn geben, den die Welt zu geben pflege. Gabe und große Verheißung bethören auch die Weisen: der Bauer hilft dem bösen und listigen Wurme heraus. Darauf will sie ihn zum Lohne freßen. Habe ich das um dich verdient? ist das deiner Zusage gemäß? sagt der Bauer. Ich bin zweizüngig, antwortet die Schlange; die Welt lohnet nicht anders.

Wie der Bauer in Aengsten steht, sagt die Schlange: Da du mir nicht glauben willst, so wollen wir es auf die nächsten zwei ankommen laßen, die uns begegnen: was sie in dieser Sache sprechen, das soll uns beiden Recht sein. Alsbald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache vor. Dieser Schiedmann spricht: Ich habe einem Kärrner funfzehn Jahre gedient, morgen will er mich dem Schinder geben: die Welt lohnt nicht anders. Darauf kommt ein alter Hund, den sie auch fragen; dieser spricht: Ich habe zehen Jahr Tag und Nacht meinem Junker jagen und viel Füchse und Hasen fangen helfen, jetzt hat er seinem Waidmann befohlen, er solle mich an eine Weide henken: das ist der Welt Lohn.

Dem Bauern wird bang zu Muth. Indem trabt ein Füchslein daher; dem leget der Bauer seine Sache auch vor; und verheißt ihm alle seine Hühner: er solle ihm von dem bösen Wurm helfen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredet die Schlange, sie wolle ihm die Höhle zeigen, und was ihre Gefahr und des Bauern Dienst gewesen sei. Man kommt zum Loch; der Fuchs fährt hinein, die Schlange hinten nach und zeigt ihm, wie sie gelegen. Indes wischt der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlange umwendet, wälzt der Bauer auf des Fuchsen Rath wieder einen großen Stein vor das Loch.

Als nun der Bauer befreit war, fordert der Fuchs, er soll ihm auf den Abend das Hühnerhaus offen laßen. Der Bauer kommt heim, erzählt seinem Weibe, was ihm begegnet, und wozu er sich gegen den Fuchs verpflichtet. Die Bäuerin sagt, Hühner und Gänse seien ihr, er habe deren nicht zu vergeben. Der Bauer aber will seinen Worten nachkommen, und läßt dem Fuchs das Hühnerhaus offen. Wie es die Frau gewar wird, wartet sie mit ihrem Knecht die Nacht auf den Fuchs; als der im guten Vertrauen geschlichen kommt, verrennen sie ihm die Thür, und bleuen auf ihn zu, bis sie ihn ergreifen. Ach! sagt der Fuchs, wenn das Recht ist und der Welt höchster Lohn für die größte Wohlthat,

so bestätige ich heut, ich armer Schalk,
dieß Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

91.

Die Erfrornen.

(Von Friedrich Rückert.)

Es war ein Häuflein Krieger,
zur Zeit der deutschen Schmach,
Die auch dem fremden Sieger
nach Russland folgten nach.

Sie zogen mit und stritten,
nicht für Napoleon,
Es war in ihrer Mitten
ihr theurer Fürstensohn.

Für einen Fürsten sterben
ist treuen Kriegers Brauch:
Der Ruhm war zu erwerben
bei fremden Fahnen auch.

Es stürmten Gottes Wetter
in eis'ger Winternacht,
Davon wie welke Blätter
zerstäubte Frankreichs Macht.

Es fühlten den Vernichter
die Deutschen auch und flohn
Und drängten sich nur dichter
um ihren Fürstensohn.

Sie hatten, ihn zu schützen,
nicht ihre Waffen mehr;
Da drängten sie als Stützen
sich selber um ihn her.

Aus ihren Leibern schloßen
sie einen Ring um ihn,
Daß vor des Frosts Geschoßen
er könnte sicher ziehn.

Und wo vor ihren Treibern
sie ruhten aus bei Nacht,
Ward warm aus ihren Leibern
ein Wall um ihn gemacht.

Sie boten alles Feuer
in ihren Adern auf;
Die Liebe hielt mit treuer
Gewalt ihr Blut im Lauf.

So zogen ohne Sorgen
sie bis zum letzten Ort;
Da, als es würde Morgen,
zogen sie nicht mehr fort.

Ihr junges Herz erwachte,
der Fürst, der warm geruht,
Und seinen Dank er brachte
für Gottes treue Hut.

Da sah er die Genoßen,
so früh sonst munter doch,
Die lagen eng geschloßen
um ihn im Kreiße noch.

Und als er hinsah wieder,
sah er mit stummem Schmerz:
Es waren alle Glieder
gestorben für das Herz.

Da fuhr ein kaltes Schaudern
durchs warme Fürstenherz;
Er durfte doch nicht zaudern,
er schied, und rief mit Schmerz:

Schlaft wohl, und euch begrabe
mit sanften Flocken Gott,
Damit kein gier'ger Rabe
mit euch hier treibe Spott!

Und wenn die Flocken schmelzen,
send er der Wogen Heer,
Daß sie gelind euch welzen
hinab ins heilge Meer.

Dort ruhet sanft gebettet,
wie ich bei euch geruht,
Da sterbend ihr gerettet
mir habt des Lebens Glut.

Doch unvergeßlich bleibe
dieß Bild mir eingeprägt,
So lang in seinem Leibe
durch euch mein Herz nun schlägt.

Die ihr gelehrt mich habet,
mit welcher treuen Glut
Ist innerlich begabet
der deutschen Glieder Muth.

Wenn sie in fremdem Lande
so starke Funken sprühn,
Wie erst, wenn sie im Brande
der eignen Freiheit glühn!

Dann sollen diese Funken
noch wuchern, die ich sog,
Wann ich einst freudetrunken
dieß Schwert für Deutschland zog.

92.

Johannes Huß zu Constanz.

(Von Matthias Claudius. Sämmtl. Werke, V. Seite 47 ff.)

Kaiser Sigismund war unruhig, Huß verbrennen zu laßen, und ließ mit ihm über einen Widerruf handeln; er aber wollte sich zu nichts verstehen. Da schickte der Kaiser noch den Tag vor der Execution, oder den fünften Julius 1415, vier Bischöfe und die zwei böhmischen Barons, von Chlum und Duba, zu ihm. Huß ward vor den Kerker zu ihnen herausgeführt, und sein treuer Freund, der edle Chlum, sagte zu ihm: „Lieber frommer Herr Magister, wir ungelehrte Laien können euch in dieser so wichtigen Sache nicht wohl rathen. Sehet derhalben selber zu, ob ihr euch der Mishandlungen, die euch vom Concilio zugemeßen werden, in eurem Gewißen schuldig befindet. Seid ihr schuldig, so schämt euch ja nicht, eure Meinung zu verlaßen und einer beßern Raum zu geben. Gibt euch aber euer Gewißen Zeugnis, daß ihr unschuldig seid, so thut ja nicht wider euer Gewißen. Ich will euch auch keine Ursache oder Anlaß dazu geben; denn ihr sollt nicht lügen vor dem Angesicht Gottes, sondern vielmehr beständig bleiben bis in den Tod bei der Wahrheit, die ihr erkannt habt." Diese Anrede seines treuen Freundes brach ihm das Herz. Er antwortete unter einem Strom von Thränen: „Gott ist mein Zeuge, daß ich gern weichen und widerrufen will, wenn ich etwas Unrechtes und mit der heiligen Schrift und Kirchenmeinung nicht Uebereinstimmendes gelehrt und geschrieben habe. Ich begehre nichts mehr, als daß ich aus göttlicher Schrift gründlicher und eines Beßern möge unterwiesen werden. Wenn sie das thun, bin ich bereit, alsobald zu widerrufen."

Den folgenden Tag versammelte sich das ganze Concilium in der Domkirche. Der Kaiser erschien mit den Reichsfürsten und der ganzen Ritterschaft, und setzte sich auf seinen Stuhl unter einer goldenen Krone, an der einen Seite stand Churpfalz mit dem Reichsapfel, Burggraf Friedrich von Nürnberg mit dem Schwert an der andern; und neben den Cardinälen, Erz- und Bischöfen, Prälaten, Mönchen, Doctoren &c., war eine unzählige Menge Volks beisammen. Der Erzbischof von Gnesen, Nicolaus, hielt die Messe, und nach vollendetem Amt ward Huß, der aus seinem Gefängnis im Minoritenkloster geholt war und bis dahin draußen im Vorhof hatte warten müßen, vor diese große Kirchenversammlung herein geführt. Man

stellte ihn auf einen etwas erhabenen Ort, damit er von Jedermann könnte gesehen werden. Hierauf las der Bischof von Concordien das zuvor vom Concilio abgefaßte Decret ab: daß Niemand in der Session durch Murmeln oder ander Getöse mit Händen oder Füßen, auch nicht durch Disputiren, Vertheidigen &c. die Redenden stören sollte; und darauf stieg der Bischof von London auf die Kanzel, und hielt eine lateinische Rede über Röm. VI. 6, und forderte darin zugleich den Kaiser auf, die Ketzereien zu zerstören, und sonderlich den hier stehenden verstockten Ketzer &c. Huß lag indes auf seinen Knieen, und befahl sich Gott zum Sterben. Darauf wurden von dem Bischof von Concordien die aus Hußens Schriften ausgezogenen sogenannten Ketzersätze vorgelesen; Huß wollte antworten, der Cardinal Emmerich hieß ihn aber schweigen. Huß wollte wieder reden; und man gebot den Schergen und Soldaten, ihn nicht reden zu laßen. Da hub er seine beiden Hände gen Himmel und sagte: „Ich bitte euch, um des allmächtigen Gottes Willen, ihr wollet doch unbeschwert meine Antwort anhören, daß ich mich doch nur bei denen, die umher stehen, entschuldigen und ihnen den Argwohn wegen meiner vermeinten Irrthümer benehmen möge." Und als es ihm abgeschlagen ward, fiel er mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen auf die Erde nieder.

Darnach las der Bischof von Concordien die endliche Sentenz ab: „daß erstlich Hußens Schriften sollten verbrannt, und er, als ein öffentlicher schädlicher Ketzer und böser halsstarriger Mensch, seines priesterlichen Standes schmählich sollte entsetzet, und gänzlich sollte degradirt und entweihet werden."

Der Ausspruch wurde sogleich vollzogen und mit der Degradation der Anfang gemacht. Der Bischof von Mailand mit sechs andern Bischöfen führten Hußen zu einem Tisch, darauf Meßgewand und andere priesterliche Kleider lagen, und kleidete ihn an, und als er angekleidet war, in vollem priesterlichen Schmuck und mit dem Kelch in der Hand, vermahnten ihn die Bischöfe noch einmal, er solle nicht halsstarrig bleiben, sein Leben und Ehre bedenken, und von seiner Meinung abstehen. Huß sprach darauf vom Gerüst herab zum Volk mit großer Bewegung:

„Diese Herren Bischöfe vermahnen mich, ich solle vor euch allen bekennen, daß ich geirret habe. Wenn es nun eine solche Sache wäre, daß sie mit eines Menschen Schmach geschehen könnte, möchten sie mich leicht bereden. Nun aber stehe ich vor dem Angesicht meines Gottes, daß ich ihnen nicht willfahren kann, ich wollte denn mein eigen Gewißen verletzen, und meinen Herrn im Himmel schmähen und lästern. — Sollte ich die, die ich unterwiesen und gelehret habe, itzo durch ein böses Exempel betrüben und irre machen? — Ich wills nicht thun."

„Steig herab vom Gerüst!“ riefen nun die Bischöfe, und als er herabgestiegen war, fiengen sie an, ihn zu entweihen. Der Bischof von Mailand und der von Bisont traten herzu, und nahmen ihm den Kelch mit den Worten ab: „O du — da nehmen wir den Kelch von dir, in welchem das Blut Jesu Christi zur Erlösung geopfert wird; du bist sein nicht werth.“ Huß antwortete getrost und laut dagegen: „Ich aber habe meine Hoffnung und Vertrauen gesetzt auf Gott den allmächtigen Vater, und meinen Herrn und Heiland Jesum Christum, um welches Namens willen ich diese Schmach leide, und glaube gewis und beständig, daß er den Kelch des Heils nimmermehr von mir abnehmen werde, sondern daß ich denselben mit seiner Hilfe noch heute in seinem Reich trinken werde.“ Hierauf traten die andern Bischöfe herzu, und nahmen jeder ein besonderes Stück der priesterlichen Kleidung mit obigem Fluch. Als sie mit den Kleidern fertig waren, sollte ihm die Krone oder die geschorene Platte auf dem Haupte zerstört werden; es entstund aber ein Streit, ob mit einem Meßer oder einer Scheere. Huß sah dabei den Kaiser an, und sagte: „Es ist doch sonderbar: hart und grausam sind sie alle, aber über die Art und Weise sind sie nicht einig.“ Endlich, und als er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf, mit gemahlten Teufeln, und der Unterschrift: rc. Erzketzer. Und nun wandten sich die Bischöfe an den Kaiser, und sagten: „Das H. Concilium zu Constanz überantwortet itzo Johann Hußen, der in der Kirche Gottes kein Amt noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Gewalt und Gericht.“

Der Kaiser stund auf, und nahm den ihm übergebenen Huß an, und sprach zum Pfalzgrafen Ludewig: „Dieweil wir, lieber Oheim und Fürst, das weltliche Schwert führen, die Uebel zu strafen, so nehmt hin diesen Johann Huß, und laßt ihm in unserm Namen thun, was einem Ketzer gebühret.“ Dieser legte seinen fürstlichen Ornat ab, nahm Hußen und führte ihn dem Vogt von Constanz zu, und sprach zu ihm: „Auf unsers gnädigsten Herrn, des Römischen Kaisers Urtheil, und unsern sonderlichen Befehl, nehmet diesen Magister Huß hin, und verbrennet ihn als einen Ketzer.“ Der Vogt übergab ihn dem Nachrichter und seinen Knechten, und befahl ausdrücklich, daß sie ihm seine Kleider nicht ausziehen, noch ihm Gürtel, Seckel, Geld, Meßer oder was er bei sich trüge, abnehmen, sondern ihn sammt Allem, was er an sich habe, verbrennen sollten. Und so ward er hingeführt.

Als er auf dem Gerichtplatz ankam, kniete er nieder und betete. Von solchem Gebet ließ ihn der Pfalzgraf durch die Henker aufnehmen, und dreimal um den Holzstoß herumführen. Er nahm darauf von seinen Hütern Abschied; und nun griffen die Henker zu, und banden ihn an einen Pfahl,

mit fünf Stricken, über den Füßen, unter den Knieen, mitten um den Leib, und unter den Armen, und mit einer Kette um den Hals. Hierbei fiel ihm die Papierkrone ab auf die Erde, und er sah hin nach ihr und lächelte. Der Henker setzte sie ihm aber bald wieder auf, und legte rund um ihn, bis an seinen Mund, Reisig und Stroh, und die bekannte Sancta-Simplicitas-Frau raffte mit zusammen, und legte mit an. Ehe das Feuer angezündet ward, ritten der Pfalzgraf Ludewig und der Reichsmarschall von Pappenheim noch einmal an ihn heran, und ermahnten ihn: er wolle noch itzo sein Heil bedenken, und seine Irrthümer widerrufen. Da fieng Huß mit lauter Stimme aus dem Holzhaufen an: „Ich rufe Gott zum Zeugen, daß ich das, was sie mir durch falsche Zeugen aufgebürdet, nicht gelehret oder geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Menschen möchte von Sünden abwenden, und Gott in sein Reich führen. Die Wahrheiten, die ich gelehret, geprediget, geschrieben und ausgebreitet habe, als die mit Gottes Wort übereinkommen, will ich halten und mit meinem Tod versiegeln.“

Sie schlugen darauf in die Hände, und ritten davon.

Als der Henker das Feuer anzündete, sang Huß ein Stück aus dem Nicenischen Glaubensbekenntnis, und da die Lohe gegen ihn schlug, betete er laut: „Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!“ und noch einmal: „Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!“ und als er zum drittenmal anfangen wollte, trieb der Wind den Rauch und die Flamme ihm gerade ins Gesicht, und nahm ihm die Sprache. Er bewegte noch die Lippen und den Kopf einige Minuten, und — war todt.

Friede sei mit deiner Seele, du treuer, frommer Priester! Du vertrautest der Wahrheit. Und hast du sie hier nicht erkannt, so wirst du sie nun erkannt haben und nun erkennen. Denn du suchtest sie und nicht das Deine.

93.

Feuers Gedanken.

(Von K. B. Trinius.)

Duerft ich einmal dieß Dach durchbrechen,
einmal hinaus in die ewige Welt
strömen in seligen Feuerbächen,
was mein glühendes Herz mir schwellt!
einmal unter des Himmels Gezelt
mit den Stürmen jauchzen und zechen,
und die Schmach an dem Menschen rächen,
der mich in traurigen Banden hält!

Aber, wie der mächtigen Schlange
zuckende Glieder, vom Schwert getheilt,
schmerzlich leben, hoffend und bange,
ob ein Gott sie zusammen heilt;
so in dienende Flammen gespalten
kann ein thönern Gefäß mich halten.
auf der Kerze trägt mich der Sklav,
und — gezähmt die Gewalt der Gewalten —

überläßt er sich sorglos dem Schlaf.
Immer wandert der Wächter die Runde
um das Haus in brütender Nacht;
warnend ruft er von Stunde zu Stunde:
„Aber das Feuer, das wache, bewacht!“
Denn in des Heerdes Winkel verstecket
prüft er sich immer den stillen Ort,
und von der schlummernden Asche bedecket
glüht der Gedanke, der ewige, fort.

Ueber mir spielt in heiterer Ferne
silbern Gewölk, und die seligen Sterne
wandeln tönend die himmlische Bahn. —

An dem Pfeiler klömm ich hinan,
öffnete sich dieß alte Gestein,
von der schmeichelnden Glut umleckt;
schlüpft ich zu der Fichte hinein,
die verborgen zum Dach sich streckt —
tief von meiner Wärme durchsogen
ahnet sie wohl den schrecklichen Plan,
doch sie ist mir heimlich gewogen —
mit der Vertrauten wär es gethan!

Horch! die Winde kommen gezogen! —
haucht michs aus der Mauer nicht an?

Hoffnung, glimme!
Augen, glühet!
forschende Blicke, blitzet, sprühet!
Lichte des Himmels, zeig mir hinaus,
wie ich dieses Dach erklimme,
überwachse das heulende Haus! —

Fester Muth,
steter Ort.
Zufall nimmer ruht,
ist hier und dort.
Glimme, Glut,
immer fort!

94.

Die Steppenbrände in Südrufsland am Pontus.

(Das Ausland, 1840. Nro. 40 und 41.)

Die hauptsächlichste und einzige Maaßregel, welche die Steppenbewohner zur Verbeßerung des Graswuchses anwenden, das „Abbrennen der Steppe,“ wird vorzüglich im ersten Frühjahre sogleich nach dem Wegschmelzen des Schnees vorgenommen, weil man dann sogleich statt des weggebrannten Grases auf schnell hervorsprießendes neues hoffen kann, während man im Winter gern noch das alte ein wenig zur Weide benutzt. Zuweilen geräth auch die Steppe durch einen Zufall in Brand, oder wird böswillig angezündet, besonders häufig während der Sommermonate, wo die Dürre und Hitze oft so groß ist, daß man meint, die Steppe müße von selber bald aufflammen.

Solche zufällige wilde, das heißt unbeaufsichtigte, Brände gehen zuweilen außerordentlich weit, funfzig bis sechzig, ja bis hundert Werste * und noch mehr, und richten dann oft viel Unglück an, Alles, was ihnen verzehrbares in den Weg kommt, verzehrend. Nicht nur einzelne Gehöfte, sondern auch ganze Dörfer, die gewöhnlich mitten im Steppenrasen liegen und nur von ihren Heu- und Strohhaufen umgeben sind, vernichten sie. Ein solcher wilder Brand schreitet bald langsamer, bald schneller vor, je nach der

---

* Sieben Werste sind gleich einer Deutschen Meile.

Stärke und Richtung des Windes und je nach der Beschaffenheit des Grases, das er auf seinem Wege findet. Kommt die Flamme in klafterhohe Unkraut- oder Dornenwälder, so wüthet sie hier in gewaltiger Unruhe, und die Flammenwellen schlagen hin und her hoch empor, bis sie Alles vernichtet haben und weiter wandern. Im gewöhnlichen Grase fährt sie wie eine lange Schlange mit mäßiger Raschheit hin, kommt sie aber auf eine alte Steppe, wo das zarte, sehr leicht brennliche Seidenkraut wogt, so hüpft sie auf einmal mit weißer heller Flamme empor und schwingt sich mit gewaltiger Gewandtheit, sei es mit, sei es gegen den Wind, über das wogende Feld dahin, alle die Millionen zarten Federchen im Nu versengend. Zuweilen zieht sie sich, wenn sie zwischen zwei Wege geräth oder zwischen zwei Thäler, eng zusammen, und man glaubt schon ihr Verlöschen nahe; allein sie überschreitet den Isthmus, und kommt plötzlich wieder auf eine weite unabsehbare Dürrgrasfläche, wo sie neue, furchtbare Kräfte gewinnt, und auf einmal wieder wie ein Feuermeer auseinander geht. In tausend Legionen von Flammen, die wie gigantische Irrlichter aufflackern, ergießt sich der Strom in rasendem Tanze über die Flur, immer die leicht zündlichen Grashaufen fast ohne Dampf vernichtend, hinterher zieht sich ein dampfender Feuernachtrab, der das niedrigere Gras nachholt. Auf solchen weiten Feldern theilt sich die Masse in eine Menge kleiner und großer Arme wie ein Waßerstrom, der in seine Delta-Ebenen kommt. Einige Abtheilungen taumeln wie leichte Jägerregimenter weit vor, andere, die in Gebüsche geriethen, bleiben im Augenblick stecken, und das ganze Bild gleicht dem Spiel der Winde auf großen Waßerflächen.

Zuweilen macht der Flammenstrudel mitten im geschwindesten Marsche Halt, wenn ihm etwa ein breiter, grasloser Weg oder ein feuchtes, langes Thal entgegentrat; so gedämmt schwillt er dann an, zu beiden Seiten um sich greifend und meilenweit am Rande des Thales sich hin verbreitend, als suche ers zu umgehen. Dabei bombardirt er beständig mit Feuerbränden und Funken, die der Wind beflügelt, über das Thal hinüber, die jenseits liegenden gelben Kornfelder zu entzünden. An solchen Thälern und Wegen stellen sich nun gewöhnlich die Menschen auf, die dem Toben des wilden Elements Einhalt thun wollen, verbreitern den Weg noch durch in der Eile gezogene Furchen, löschen beständig die hinüberfliegenden Feuerbrände, und meistens, wenn sie ihre Stellung zu wählen wußten, gelingt es ihnen dann auch, das Brandungethüm zu ersticken. Jedoch zuweilen sind die Wege selbst mit Gras bewachsen und erleichtern den Uebergang; hie und da fangen die Brandraketen Feuer, ziehen ihre ganze wilde Brüderschaft nach und leuchten nun in den dürren Fruchtfeldern mit neuer Freude hoch empor. Alles geht wieder beflügelten Schrittes vorwärts; Millionen glühende

Körner sprühen und verpuffen. Ein Aufleuchten! und alle auf eine Waizenflur gebauten Hoffnungen sind hin; jeder Schwung der Flamme vernichtet einen Roggenacker, jedes Geknister eines ganzen Dorfes Winterfutter.

Auf langen, unberechenbaren Kreuz= und Querwegen bewegt sich ein solcher Steppenbrand, schrecklicher als der Drache von Rhodus, oft sechs, acht bis zehn Tage in einer Gegend hin und her. Zuweilen dringt die Flamme mit frischem Winde tief landeinwärts; man segnet ihre Abreise, und meint, sie sei verschwunden; nach ein Paar Tagen aber sieht man sie wieder vor einem andern Winde zurückfliehen, fliehend wie siegend verderblich. Die kleinen, mitten im Grase liegenden Gehöfte und Dörfer, die ohne Scheunen, immer all ihr Stroh, Heu und Korn in Ordnung und Unordnung um sich herum liegen haben, sind mit reißender Schnelligkeit entzündet und in glimmende Kohlenhaufen verwandelt. Die Dächer der Erdwohnungen, die gewöhnlich aus altem, halbvermodertem Schilf bestehen, glimmen wie Zunder mit stinkendem Dampfe weg und sinken in die Höhlung ein; die häuserhohen Stroh= und Heuhaufen rauchen mit gigantischen Rauchsäulen empor. Entdecken die Leute noch bei Zeiten den Brand, so umziehen sie schnell ihre Wohnungen und Kornhaufen mit einigen Furchen und zernichten das Gras rund umher, um dem Brande so Gränzen zu stecken. Auch die zahlreichen alten Grabhügel der Steppe ersteigt die Flamme, und da die Gipfel derselben gewöhnlich etwas eingesunken und mit höherem Gras und Unkraut bewachsen sind, so weilt sie eine Zeitlang dort oben und man sieht dann in der Nacht diese Grabhügelflammen weithin über den niedrigen Dampfnebel aufsteigen, wie Freudenfeuer, welche sich die alten vermoderten Leichname selbst angezündet. Gewöhnlich macht endlich ein Regen, der das Feuer bemeistert, dem ganzen Schauspiel ein Ende und rettet die noch übrigen Gräser.

Die zahlreichen Heerden der Steppen werden durch solche Steppenbrände nicht wenig in Aufruhr und Schrecken gesetzt. Sie werden, da die Flammen mitunter wunderbare Streifzüge machen und von drei und vier Seiten zu gleicher Zeit heranrücken, von ihnen völlig eingeengt, so daß Hirten und Thieren nichts übrig bleibt, als mitten durch das Feuer hindurch zu setzen. Das geht dann nicht ohne mancherlei unangenehme Vorfälle ab, und unter Umständen wird nicht nur manches Haar, sondern auch manches Leben dabei versengt, wenn zum Beispiel die dummen Thiere schnurstracks in brennende Gebüsche hineinrennen. Gewöhnlich kann man mit dem Winde ganz sicher dicht hinter der vorschreitenden Flammenlinie herreiten, denn Glut läßt sie wenig im Rasen zurück; doch muß man sich immer dabei in Acht nehmen, denn neckisch schlägt zuweilen die Flamme rückwärts an Ross und Reiter empor, und versengt ihnen alle Haare und Flaumen, wie eine Köchin der gerupften Henne.

Viele solcher wilden, unabsichtlichen Steppenbrände werden auf folgende Weise veranlaßt, die zugleich als ein merkwürdiger Beweis der Barbarei dienen, in welcher noch das ganze Landwirtschaftswesen der Gegend begraben liegt. Wenn nämlich die Zeit naht, wo neues Heu gemacht wird und frisches Korn gereift ist, so spricht ein Steppenwirt zu seinen Leuten so: „Auf unserem Hofe liegen noch große Haufen alten Strohs, das aber voll steckt von Mäusen; auch liegen große Haufen alten Heus dabei, das uns aber bei den starken Frühlingsregen dieses Jahres halb verfault ist, und nach einigen Tagen werden wir den Platz frisch brauchen. Auch wächst auf meiner ganzen Tenne und meinem Gehöft unendlich viel unnützes Unkraut, welches loszuwerden sehr vortheilhaft wäre, zumal da die Tenne bald zum Dreschen gereinigt sein muß. Kommt, laßt uns daher Alles, das Stroh mit sammt den Mäusen, das verfaulte Heu mit sammt dem Unkraut, in Brand stecken, so schlagen wir auf eine sehr bequeme Weise wenigstens zwei Fliegen mit einer Klappe." Sie ziehen alsdann, wenn sie vorsichtig sind, Furchen um das ganze Gehöfte, damit sich der Brand nicht weiter verbreite, und laßen dann Alles mitsammen fröhlich in den Flammen aufgehen. Sie bekommen dadurch Alles, was sie drückte, auf einmal vom Herzen, und nennen das „ihr Gehöfte reinigen." Gewöhnlich geht das nun freilich so ab, wie sie es wünschen, zuweilen aber läßt sich die einmal aufgeregte Flamme auch nicht bedeuten, springt über die Gränzen, und prasselt in die Saatfelder und weit über die Steppe hin. Indes trösten sich die Leute auch dann damit, daß sie ja wieder dünge, und aus der Asche noch beßere Kräuter wieder hervorwüchsen. Die Geschichtsforscher werden übrigens bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt laßen, wie schwer es dem Perser Darius werden mußte, in einem solchen Lande Krieg zu führen, und wie leicht, ja mit Vergnügen, indem sie ja dabei nur ihr Gehöfte reinigten und ihre Felder düngten, die Steppenbewohner ihm eine völlige Wüstenei in ihrem Lande darstellen konnten.

Das Verfahren der Leute bei den Steppenbränden, die sie mit Fleiß veranlaßen und mit Vernunft leiten, weil sie es dem Graswuchs heilsam halten, ist interessant und die Vorkehrungen dabei eigenthümlich. Setzen wir den Fall, daß ein großer Edelmann einen bedeutenden Theil seiner Steppe, und ein solches Stück kann oft funfzig bis sechzig Werste im Umfang haben, abbrennen wolle, um seine Weide zu verbeßern, so läßt er alsdann zunächst das ganze Stück von einigen hundert in Thätigkeit gesetzten Pflügen mit Furchen umziehen, um seine Nachbarn, die Aecker u. s. w. vor dem Feuer zu schützen, mit drei=, vier= bis achtfachen Furchen, je nach der Größe der Gefahr und nach der Entzündbarkeit des benachbarten Feldes. Befinden sich innerhalb der so umzogenen Steppe noch einzelne Besitzthümer eingeschloßen, die ebenfalls geschützt werden sollen, als zum Beispiel Häuser, Heu=

magazine, Ackerfelder u. s. w., so werden sie ebenfalls mit Furchen umzogen. Nach der Ausführung dieser Vorsichtsmaaßregel begeben sich alsdann ein paar Dutzend Menschen mit Heuwischen, die sie brennend an langen Stäben halten, auf die trockene Steppe, und stellen sich in gleicher Entfernung in einer Linie auf, welche die Richtung des Windes senkrecht durchschneidet, und ein jeder zündet vor sich das Heu an. Anfangs ist die Flamme nur ein kleines Licht, brennt aber rund um sich herum, erweitert und verbreitet sich fortschreitend mehr und mehr und verbindet sich mit der Flamme des Nachbars, bis endlich alle nur Eine große, unabsehbare Rauch- und Feuerlinie bilden und so regelmäßig und ruhig mit dem Winde innerhalb der bezeichneten Gränzen vorschreiten. Alle harten Kräuter brennen dabei bis auf die Wurzel aus, und die ganze Steppe wird mit einem Aschenschleier überzogen. Die Leute verfolgen den von ihnen erregten Brand nun beständig, und umgeben ihn auch auf den Seiten, da ihn zähmend und tödtend, wo er trotz der gezogenen Furchen eine Unart begehen will, da aber mit neuer Glut nachschürend, wo er etwas ungenoßen liegen ließ. Zuweilen entschlüpft aber doch, ungeachtet ihrer Wachsamkeit, den Wächtern das bewegliche Element, und es entsteht ein wilder Brand daraus. Ja, zuweilen schreitet die Flamme selbst gegen den Wind ganz unerwartet rückwärts, und zwingt die Mannschaft zur Flucht; allein in der Regel geht alles plangemäß ab. Die ganze Fläche, alle Vertiefungen und Hügelchen werden mit verkohlten Kräutern überzogen, und kommt bald ein Regen darauf, der, wie man es wünscht, die Salze und den Dünger in den Boden schlägt, so wächst dann in wenigen Tagen durch das Leichentuch der Asche ein frisches, grünes Gras lebendig und hoffnungsvoll hervor. Es geschieht dieß Abbrennen der Steppe natürlich, je nach der Beschaffenheit des Bodens, häufiger oder seltener. Manche Steppenherren laßen es alle vier bis fünf Jahre regelmäßig geschehen.

Eben so wie auf der hohen Steppe das Gras, werden auch an den Flüßen hin die großen Schilfwaldungen angezündet. Freilich ist es verboten, dieß zu thun, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien, weil diese Schilfbrände nicht so gut beaufsichtigt werden können, als die Steppenbrände, und Vieles dabei mit in Rauch aufgeht, was geschont werden sollte: allein dennoch, Sibirien und allen seinen Schrecknissen zum Trotz, lodern überall die Flußthäler kurz nach der Schneeschmelze in Feuerflammen auf. Dniestr und Dniepr sieht man oft in langen Strecken hin von rothem Schein erleuchten, als wenn statt des Waßers Feuer im Thale flöße. Der Gründe zum Abbrennen des Schilfes sind hauptsächlich zweierlei: erstlich das Vertreiben der Wölfe, die sich so zahlreich in den Schilfwaldungen versammeln, als wenn sie eben nichts als

große Ratten wären, und dann zweitens, um dem jungen aufsproßenden Schilfe Luft zu geben, das von dem alten, welches noch so von Sonne, Wind und eigener Altersschwäche gebleicht und verstümmelt dasteht, in seinem Wachsthume behindert wird. Da das Schilf, welches sechs Ellen hoch ist, gewöhnlich eine mehrere Klafter hoch auflodernde Flamme gibt, und da die Schilfrohre gewöhnlich an vielen Seiten zugleich in Brand gesteckt werden und die Flamme sich weit und breit in den Flußthälern verbreitet, so gibt dieß ein Feuer, dessen glühenden Schimmer man in einer Entfernung von vielen Meilen erblickt, besonders bei solchen Flußthälern, welche wie das des Dniestrs, über eine Meile breit mit Schilf erfüllt sind. Man glaubt dann den Flußlauf mit einem feurigen Widerscheinstreifen am Himmel verzeichnet zu sehen, als hätten große Vulcane ihre Schlackenströme in das Thal, sein Waßer trinkend, gestürzt.

Es ist dieß eine üble Zeit für das arme Thierleben in den Schilfen. Die Enten- und Gänseschaaren und die Pelikane sammeln sich auf den Seen- und Flußarmen zwischen dem Schilfe, und schreien und schnattern, als wollten sie sich dem Flammenstrome zur Wehre setzen. Die Habichte, Adler und Geyer, und die kaum aus fremden Landen angekommenen Silberreiher fliegen auf und kreischen, unruhige Kreiße ziehend, in dem wallenden Dampfe. Die Wölfe, die das Feuer gar nicht dulden können, stürzen sich truppenweise ins Waßer und retten sich flüchtigen Fußes, uneingedenk der zarten Lämmer und alle Mordgedanken vergeßend, an das entgegengesetzte Ufer, wenn ihnen hier nicht wieder ein neuer Brand entgegenschreitet und, noch mächtiger als der vorige, sie wieder aus Qualm und Feuer in die Fluten stürzen. Die Flammen gewinnen dann am Rande der Flußarme, wo das Schilf immer am höchsten steht, so viel Kraft, daß sie mit Riesenzungen über das Waßer hinlecken, als wollten sie auch dieses entzünden. Ist der Flußarm nicht zu breit, so schlagen sie, von beiden Seiten her sehnsüchtig zu einander sich neigend und gegenseitig sich erhitzend, hoch über dem Waßer zusammen und feiern mit gewaltigem Auf- und Abschwingen ihre Verbindung. Sie sind dabei keineswegs an das Schilf und Gesträuch gebunden, sondern wunderbar lösen sie sich zuweilen völlig von dem Nahrung gebenden Boden los, und schwingen sich frei und ungebunden über dem Waßer, mit röthlichem Schimmer aus dem Qualm hervorblickend. Es sind dann vielmehr die aus den Pflanzen entwickelten Gase, die da brennend und glühend sich oft turmhoch über dem ganzen Feuermeer erheben. Viele schädliche Wölfe, welche in dem Feuer vor Angst fast zu Lämmern werden, kommen allerdings dabei um; aber auch viel nützliches Geflügel verbrennt sich das Gefieder, Enten, die ihre Eier nicht verlaßen wollen und auf ihrer Brut das Leben verhauchen,

Reiher und Trappen, die dumm um das Feuer kreißen und wohl gar mitten in die Flammen hineinschießen, Hasen, die den Wolf hinter sich und die Flamme vor sich sehen, und Schnepfen und andere Vögel, die in ganzen Schaaren sich willig in dem Feuer braten.

Trotz aller Verbote und Bestrafungen wiederholen sich die Schilfbrände des Dniestrs und Dnieprs alljährlich so pünktlich, wie der Frühling und das Ergrünen der Bäume, und es wird wohl schon seit Jahrtausenden und mit dem Borysthenes und Tiras der Alten derselbe Fall gewesen sein. Um so auffallender, daß bisher noch kein Reisender von diesem doch in so vieler Hinsicht interessanten Frühlingsleuchten der Steppenflüße gesprochen hat!

95.

Abdallah.

(Von Adelbert v. Chamisso.)

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
es weiden um ihn die Kameele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurück zu gewinnen wird, ledig, die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle zu Fuß am Wanderstab
ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl,
und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise theilnehmend einander befragt,
was jeder verlangt zu wißen willfährig einander gesagt,
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort,
da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz,
und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz:
„Mein Bruder, hör, mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein,
nur achtzig Kameeleslasten, es wird zu merken nicht sein.
Und dir, mein Bruder, verheiß ich zu deines Dienstes Sold
das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold."

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab es anders gemeint,
dir vierzig Kameele, mir vierzig, das ist was billig mir scheint;
Den Werth der vierzig Thiere empfängst du millionenfach,
und hätt ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach."

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
wir theilen gleich die Kameele, wir theilen gleich den Gewinn."
Er sprachs, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid,
dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die Beiden vom Lager sich ohne Verzug,
Abdallah treibt die Kameele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet eng und schmal
sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
noch drang in diese Wildnis des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, sowie die Flamme sich praßelnd erhebt, hinein
mit seltsamem Thun und Reden viel kräftige Specerein.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag,
die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag,
Die Finsternis entweichet, der Tag bricht neu hervor,
es zeigt sich in dem Felsen ein weit geöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug sie geschaut,
aus Edelgestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut,
Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb von Krystall,
hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern unerhört
das Gold hoch aufgespeichert, des Glanz den Menschen bethört,
Es wechseln mit den Haufen des Goldes die Hallen entlang
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schauts betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke: der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrthum und wechselt die Last und tauscht
für Edelgestein und Demanten das Gold, des Glanz ihn berauscht,
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
als, was er liegen muß laßen, ihn heimlich wurmt und reut.

Staatsbibliothek

Geladen sind die Kameele schier über ihre Kraft.
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft;
Der geht den Gang zu Ende, und öffnet eine Truh,
und nimmt daraus ein Büchschen, und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze, und, was darin verwahrt,
gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid,
er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie ers beim Eintritt gethan;
Der Schatz verschließt sich donnernd, ein jeder übernimmt
die Hälfte der Kameele, die ihm das Looß bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint:
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuss;
Abdallah zeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch, wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust,
des Andern vierzig Lasten, sie dünken ihn eigner Verlust:
Ein Derwisch solche Schätze, die eignen Kameele, — das kränkt,
und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör, mein Bruder!" — so folgt er seiner Spur —
„nicht um den eignen Vortheil, ich denk an deinen nur,
Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
du, Guter, an vierzig Kameelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Thieren wohnt,
o glaub es mir: der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch ichs wohl mit achtzig, dir wirds mit vierzig zu schwer,
du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst;
schon dacht ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst;
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seiner Gier:
„Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er gäbe sie mir."
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet sein,
er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelaßen sein.

„Mein Bruder, hör, mein Bruder, und traue meinem Wort,
du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kameelen nicht fort,
Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn du denkst,
du machst es dir bequemer, wenn du mir zehen noch schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht du haben magst,
schon dacht ich bei mir selber, was du, mein Bruder mir sagst;
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kameelen noch zehn,
du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheun,
noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt,
noch dieß ihm abzufordern des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfaßet seine Knie:
„Du wirst nicht Nein mir sagen, noch sagtest du Nein mir nie."

„So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt,
es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht werth;
Sei fromm und weis' im Reichthum und beuge vor Allah dein Haupt,
der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seinem Sinn:
„Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?"
Da fällt ihm ein das Büchschen: „Das ist das rechte Geschmeid,
wie barg ers wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!"

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort!
was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?"
„So nimm es!" spricht der Derwisch, und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
wie er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält;
Er spricht kaum dankend weiter: „So lehre mich nun auch:
was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?"

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar;
bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
Die Schätze die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind."

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör, mein Bruder, du machst es beßer, traun!
bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun!"

Willfährig thuts der Derwisch; da schaut er unterwärts
das Gold in Kammern und Adern, das gleißende schimmernde Erz,
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schauts und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz.
Er denkt: Würd auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
vielleicht besäß ich die Schätze und würd unermeßlich reich.

„Mein Bruder, hör, mein Bruder, zum letzten mal mich an,
bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan;
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir,
dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit dir!“

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund,
ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund;
Ich will nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
die strafende Hand nicht werden die dich ins Elend stieß.“

Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld,
den Neid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch schuld,
Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn,
der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind!
was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind;
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
und wiße, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann.“

Und wie er noch der Drohung die That hinzugefügt,
da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt:
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug er bestreicht —
die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst;
nun heile, Kenntnisreicher, was selber du verbrachst.“
„Ich habe nichts verbrochen, dir ward, was du gewollt,
du stehst in Allahs Händen, der alle Schulden zollt.“

Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub,
der Derwisch abgewendet bleibt seinen Klagen taub;
Der sammelt die achtzig Kameele und gen Balsora treibt,
derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne vollbringet ihren Lauf,
sie gieng am andern Morgen, am dritten wieder auf,
Noch lag er da verschmachtend: ein Kaufmann endlich kam,
der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

96.

Aus dem gestiefelten Kater.

(Von Ludwig Tieck.)

Kleine Bauernstube. Lorenz, Barthel, Gottlieb. Der Kater Hinze liegt auf einem Schemel am Ofen.

Lorenz. Ich glaube, daß nach dem Ableben unsers Vaters unser kleines Vermögen sich bald wird eintheilen laßen. Ihr wißt, daß der selige Mann nur drei Stücke von Belang zurückgelaßen hat: ein Pferd, einen Ochsen und jenen Kater dort. Ich, als der Aelteste, nehme das Pferd, Barthel, der nächste nach mir, bekommt den Ochsen, und so bleibt denn natürlicherweise für unsern jüngsten Bruder der Kater übrig.

Barthel. Ich glaube, Bruder Gottlieb, du wirst auch mit der Eintheilung zufrieden sein; du bist leider der jüngste, und da mußt du uns einige Vorrechte laßen.

Gottlieb. Freilich wohl.

Lorenz. So wollen wir denn nun gehn. Lieber Gottlieb, lebe wohl, laß dir die Zeit nicht lang werden.

Gottlieb. Adieu. (Die Brüder gehn ab.)

Gottlieb (allein). Sie gehn fort — und ich bin allein. — Wir haben alle drei unsre Wohnungen; Lorenz kann mit seinem Pferde doch den Acker bebauen, Barthel kann seinen Ochsen schlachten und einsalzen, und eine Zeitlang davon leben, — aber was soll ich armer Unglückseliger mit meinem Kater anfangen? — Höchstens kann ich mir aus seinem Felle für den Winter einen Muff machen laßen, aber ich glaube, er ist jetzt noch dazu in der Rauhe. — Da liegt er und schläft ganz geruhig, — armer Hinze! wir werden uns bald trennen müßen. Es thut mir leid: ich habe ihn auferzogen, ich kenne ihn, wie mich selber, — aber er wird dran glauben müßen, ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn wahrhaftig verkaufen. — Er sieht mich an, als wenn er mich verstünde; es fehlt wenig, so fang ich an zu weinen. (Er geht in Gedanken auf und ab.)

Hinze, der Kater (richtet sich auf, dehnt sich, macht einen hohen Buckel, gähnt und spricht dann:) Mein lieber Gottlieb, — ich habe ein ordentliches Mitleid mit euch.

Gottlieb (erstaunt). Wie, Kater, du sprichst?

Hinze. Warum soll ich nicht sprechen können, Gottlieb?

Gottlieb. Ich hätte es nicht vermuthet, ich habe zeitlebens noch keine Katze sprechen hören.

Hinze. Ihr meint, weil wir nicht immer in Alles mitreden, wären wir gar Hunde.

Gottlieb. Ich denke, ihr seid bloß dazu da, Mäuse zu fangen.

Hinze. Wenn wir nicht im Umgang mit den Menschen eine gewisse Verachtung gegen die Sprache bekämen, so könnten wir alle sprechen.

Gottlieb. Nun, das gesteh ich! — Aber warum laßt ihr euch denn so gar nichts merken?

Hinze. Um uns keine Verantwortungen zuzuziehen. Denn wenn uns sogenannten Thieren noch erst die Sprache angeprügelt würde, so wäre gar keine Freude mehr auf der Welt. Was muß der Hund nicht alles thun und lernen! Das Pferd! Es sind dumme Thiere, daß sie sich ihren Verstand merken laßen; sie müßen ihrer Eitelkeit durchaus nachgeben. Wir Katzen sind noch immer das freieste Geschlecht, weil wir uns bei aller unsrer Geschicklichkeit so ungeschickt anzustellen wißen, daß es der Mensch ganz aufgibt, uns zu erziehn.

Gottlieb. Aber warum entdeckst du mir das alles?

Hinze. Weil ihr ein guter, ein edler Mann seid, einer von den wenigen, die keinen Gefallen an Dienstbarkeit und Sklaverei finden, seht, darum entdecke ich mich euch ganz und gar.

Gottlieb (reicht ihm die Hand). Braver Freund!

Hinze. Die Menschen stehn in dem Irrthume, daß an uns jenes instinktmäßige Murren, das aus einem gewissen Wohlbehagen entsteht, das einzige Merkwürdige sei; sie streicheln uns daher oft auf eine ungeschickte Weise, und wir spinnen dann gewöhnlich nur, um uns vor Schlägen zu sichern. Wüßten sie aber mit uns auf die wahre Art umzugehn, glaube mir, sie würden unsere gute Natur zu allem gewöhnen, und Michel, der Kater bei eurem Nachbar, läßt es sich sogar zuweilen gefallen, für den König durch einen Tonnenband zu springen.

Gottlieb. Da hast du recht.

Hinze. Ich liebe euch, Gottlieb, ganz vorzüglich. Ihr habt mich nie gegen den Strich gestreichelt, ihr habt mich schlafen laßen, wenn es mir recht war, ihr habt euch widersezt, wenn eure Brüder mich manchmal aufnehmen wollten, um mit mir ins Dunkle zu gehn, und die sogenannten elektrischen Funken zu beobachten, — für alles dieses will ich nun dankbar sein.

Gottlieb. Edelmüthiger Hinze! Ha, mit welchem Unrechte wird von euch schlecht und verächtlich gesprochen, eure Treue und Anhänglichkeit bezweifelt! Die Augen gehn mir auf, — welchen Zuwachs von Menschenkenntnis bekomme ich so unerwartet!

Hinze. Ihr seid ein braver Mann, Gottlieb, — aber nehmts mir nicht übel, ihr seid etwas eingeschränkt, bornirt, keiner der besten Köpfe, wenn ich frei herausssprechen soll.

Gottlieb. Ach Gott, nein.

Hinze. Ihr wißt zum Beispiel jetzt nicht, was ihr anfangen wollt.

Gottlieb. Du hast ganz meine Gedanken.

Hinze. Wenn ihr euch auch einen Muff aus meinem Pelze machen ließet, —

Gottlieb. Nimms nicht übel, Kamerad, daß mir das vorher nur so durch den Kopf fuhr.

Hinze. Ach nein, es war ein ganz menschlicher Gedanke. — Wißt ihr kein Mittel euch durchzubringen?

Gottlieb. Kein einziges!

Hinze. Ihr könntet mit mir herumziehn, und mich für Geld sehen laßen, — aber das ist immer keine sichere Lebensart.

Gottlieb. Nein.

Hinze. Ihr könntet ein Journal herausgeben, oder eine deutsche Zeitung, oder einen Roman, ich wollte euer Mitarbeiter sein, — aber das ist zu umständlich.

Gottlieb. Ja.

Hinze. Nun, ich will schon noch beßer für euch sorgen, — verlaßt euch darauf, daß ihr durch mich noch ganz glücklich werden sollt.

Gottlieb. O bester, edelmüthigster Mann. (Er umarmt ihn zärtlich.)

Hinze. Aber ihr müßt mir auch trauen.

Gottlieb. Vollkommen, ich kenne ja jetzt dein redliches Gemüth.

Hinze. Nun, so thut mir den Gefallen, und holt mir sogleich den Schuhmacher, daß er mir ein paar Stiefeln anmeße.

Gottlieb. Den Schuhmacher? — Stiefeln?

Hinze. Ihr wundert euch; aber bei dem, was ich für euch zu thun gesonnen bin, habe ich so viel zu gehn und zu laufen, daß ich nothwendig Stiefeln tragen muß.

Gottlieb. Aber warum nicht Schuhe?

Hinze. Gottlieb, ihr versteht das Ding nicht; ich muß dadurch ein Ansehen bekommen, ein imponirendes Wesen, kurz eine gewisse Männlichkeit, die man in Schuhen zeitlebens nicht hat.

Gottlieb. Nun, wie du meinst, — aber der Schuster wird sich wundern.

Hinze. Gar nicht; man muß nur nicht thun, als wenn es etwas Besonderes wäre, daß ich Stiefeln tragen will; man gewöhnt sich an Alles.

Gottlieb. Ja wohl, ist mir doch der Discurs mit dir ordentlich ganz geläufig geworden. — Aber noch eins: da wir jetzt so gute Freunde geworden sind, so nenne mich doch auch Du; warum willst du noch Komplimente mit mir machen?

Hinze. Wie du willst.

Gottlieb. Da geht gerade der Schuhmacher vorbei; — he! pst!

Herr Gevatter Leichdorn! will Er wohl einen Augenblick bei mir einsprechen?

Der Schuhmacher (kommt herein). Prosit! — Was gibts Neues?

Gottlieb. Ich habe lange keine Arbeit bei ihm bestellt —

Schuhmacher. Nein, Herr Gevatter; ich habe jetzt überhaupt gar wenig zu thun.

Gottlieb. Ich möchte mir wohl wieder ein Paar Stiefeln machen laßen. —

Schuhmacher. Setz er sich nur nieder, das Maaß hab ich bei mir.

Gottlieb. Nicht für mich, sondern für meinen jungen Freund da.

Schuhmacher. Für den da? — Gut.

Hinze (setzt sich auf einen Stuhl nieder, und hält das rechte Bein hin).

Schuhmacher. Wie beliebt er denn, Musje?

Hinze. Erstlich, gute Sohlen, dann braune Klappen, und vor allen Dingen steif.

Schuhmacher. Gut. — (Er nimmt Maaß.) Will er nicht so gut sein, — die Krallen, — oder Nägel etwas einzuziehn, ich habe mich schon gerißen. — (Er nimmt Maaß.)

Hinze. Und schnell müßen sie fertig werden. (Da ihm das Bein gestreichelt wird, fängt er wider Willen an zu spinnen.)

Schuhmacher. Der Musje ist recht vergnügt.

Gottlieb. Ja, es ist ein aufgeräumter Kopf — er ist erst von der Schule gekommen — was man so einen Vocativus nennt.

Schuhmacher. Na, adies. (Ab.)

Gottlieb. Willst du dir nicht etwa auch den Bart scheeren laßen?

Hinze. Bei Leibe nicht, ich sehe so weit ehrwürdiger aus, und du weißt ja wohl, daß die Katzen nachher gleich unmännlich werden. Ein Kater ohne Bart ist nur ein verächtliches Geschöpf.

Gottlieb. Wenn ich nur wüßte, was du vorhast!

Hinze. Du wirst es schon gewar werden. — Jetzt will ich noch ein wenig auf den Dächern spazieren gehn, es ist da oben eine hübsche freie Aussicht, und man erwischt auch wohl eine Taube.

Gottlieb. Als guter Freund will ich dich warnen, daß du dich nicht dabei ergreifen läßest. —

Hinze. Sei unbesorgt, ich bin kein Neuling. — Adieu unterdessen. (Er geht ab.)

Gottlieb (allein.) In der Naturgeschichte steht immer, daß man den Katzen nicht trauen könne, und daß sie zum Löwengeschlechte gehören, und ich habe vor einem Löwen eine gar erbärmliche Furcht. Wenn der Kater nun kein Gewißen hätte, so könnte er mir mit den Stiefeln nachher davon laufen, für die

ich nun mein letztes Geld hingeben muß, und sie irgendwo vertrödeln, oder er könnte sich beim Schuhmacher dadurch beliebt machen wollen, und nachher bei ihm in Dienste treten. — Aber der hat ja schon einen Kater. — Nein, Hinze! meine Brüder haben mich betrogen, und nun will ich es einmal mit dir versuchen. Er sprach so edel, er war so gerührt, — da sitzt er drüben auf dem Dache und putzt sich den Bart, — vergib mir, erhabener Freund, daß ich an deinem Großsinn nur einen Augenblick zweifeln konnte. (Er geht ab.)

Und was thut der Kater, nachdem er seine Stiefel bekommen?

Er geht auf die Jagd, fängt bald Kaninchen, bald Rebhühner, und bringt sie jedesmal dem Könige mit Empfehlungen von dem Grafen von Carabas, der sie dem Könige schicke. Als dieser nun eines Tages eine Spazierfahrt längs dem Ufer des Flußes unternehmen will, läuft Hinze eiligst zu Gottlieb, und bittet ihn, an den Fluß zu kommen und sich in demselben an einem Orte, den er ihm zeigen werde, zu baden: dann sei sein Glück gemacht. Gottlieb thut, was der Kater ihm heißt, ohne zu wißen, was derselbe damit vorhabe. Während er badet, kommt der König vorbeigefahren; in diesem Augenblick ruft Hinze aus aller seiner Kraft: Hilfe! Hilfe! der Graf von Carabas will ertrinken! Der König läßt seine Dienerschaft sogleich zu Hilfe eilen, und während sie den Grafen von Carabas an das Ufer bringen, wirft Hinze die Kleider desselben in den Busch, und klagt dem Könige, daß Spitzbuben seinem Herrn die Kleider gestohlen. Auf Befehl des Königs wird ihm der beste Anzug aus dessen Reisekoffer gebracht, und nachdem er sich angekleidet, ladet der König ihn ein, in seinen Wagen zu steigen und ihn auf die Spazierfahrt zu begleiten. Hinze läuft nun fortwährend vor dem Wagen des Königs her, und befiehlt überall den Leuten, die er auf dem Felde trifft, daß sie, wenn der König frage, wem das Land oder die Ortschaft gehöre, antworten sollten: dem Grafen von Carabas, sonst hätten sie ihr Leben verwirkt. Es geschieht, wie der Kater befohlen, und der König ist höchlich erfreut über die schönen Besitzthümer des Grafen. So kommt Hinze endlich an ein Schloß, das einem Zauberer gehört. Ohne Zeit zu verlieren stellt er sich demselben als einen Reisenden vor, der viel Wunderbares von ihm gehört, unter anderm, daß er sich in die größten Thiere, in Löwen, Elephanten u. dergl. verwandeln könne: dieß scheine ihm unglaublich. Der Zauberer ist alsbald bereit, ihm einen Beweis seiner Kunst zu geben, und verwandelt sich in einen Löwen. Darauf bittet ihn Hinze erschrocken, doch wieder seine natürliche Gestalt anzunehmen, und fragt ihn dann, ob es vollends wahr sei, daß er sich auch in ganz kleine Thiere verwandeln könne? dieß sei ihm noch viel unglaublicher. Darauf verwandelt sich der Zauberer in eine Maus. Hinze springt alsbald auf ihn zu und frißt ihn auf. Als nun der König vorfährt, hört er von dem Kater, daß dieß das Schloß des Grafen von Carabas sei. Man setzt sich an eine Tafel, die bereit steht, weil der Zauberer seine Freunde zur Mahlzeit eingeladen hatte, und der König gibt zuletzt dem guten Gottlieb, dem dieß alles wie ein Traum ist, die Hand seiner Tochter.

97.

Der Kobold.

(Von K. V. Trinius.)

Es hatt' ein Bürger ein schönes Haus,
doch wohnt' ein Kobold darin.
Der spukt' und fuhr mit Saus und Gebraus
drin um, und daher und dahin.
  Wohl hatten Weihwedel und Spruch
vielfältig den Quälgeist verkreuzet;
doch ihm war, nur schlimmer gereizet,
kein Spruch, kein Wedel genug.

Drob seufzet der Meister zu seiner Frau:
Mein Schatz, was fangen wir an?
Durch Wedel und Spruch, ich seh es genau,
ist nichts mit dem Kobold gethan.
  Doch in dem beseßenen Haus,
von Netzen des Satans umstricket,
tagtäglich gekneipt und gezwicket,
man hält es nicht länger mehr aus!

So dünkt es mir also das Allerbest,
daß man ihn versengt und verbrennt
Zusammt dem ganzen höllischen Nest,
so hätte das Leiden ein End;
  Und nähmen ein Beutelchen Geld,
davon wir ein übriges haben,
und zögen von dannen, nach Schwaben,
wofern es, mein Schatz, dir gefällt.

Spricht also Frau Martha zu ihrem Mann:
Mein Schatz, wie du sagest, es sei!
Man zieht sich so heimlich nicht aus noch an,
huckt gleich der Satan dabei.
  Drum brenn er, der höllische Geist!
gleich pack ich, je eher je beßer,
den Bettsack, die Koffer, die Fäßer,
und morgen, so Gott will, gereist.

Am selbigen Abend, mit eigner Hand,
bevor sichs der Kobold versäh,
Schiebt also der Meister den Kohlenbrand
ins Haus, und es brennt in die Höh,
  Und wie es recht praßelt und kracht,
und brennt bis zur äußersten Spitze,
da schwenkt er thöricht die Mütze:
Gottlob! nun ist es vollbracht!

Drauf klettert er ruhig zu seiner Frau,
die Kinder bewickelt mit Stroh,
Hinan auf der Fuhre beweglichen Bau,
und fort gehts mit Häh! und mit Hoh!
  Man spottet des Geistes, und schreit:
Adieu, Gevatter! wir reisen!
und kürzt mit Plaudern und Speisen
die Weile der nächtlichen Zeit.

Doch bald nahm die Kälte sehr überhand,
und eins nach dem andern verstummt.
Saß still und rührte nicht Fuß noch Hand,
blaunäsig und steif und vermummt.
  Da brummt ein Bekannter im Baß:
„Wenn wir nicht wären entronnen,
dann wären wir alle verbronnen!“
Der Kobold saß hinten im Faß.

98.

Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Jagdgeschichten.

(Ausgabe 1840, Seite 15 ff.)

Ich hatte einmal mit einer Kette Hühner einen sehr anziehenden Vorfall. Ich war ausgegangen, um eine neue Flinte zu probiren, und hatte meinen kleinen Vorrath von Hagel ganz und gar verschoßen, als wider alles Vermuthen vor meinen Füßen eine Flucht Hühner aufgieng. Der Wunsch, einige derselben Abends auf meinem Tische zu sehen, brachte mich auf einen Einfall, von dem Sie, meine Herren, auf mein Wort, im

Falle der Noth Gebrauch machen können. Sobald ich gesehen hatte, wo sich die Hühner niederließen, lud ich hurtig mein Gewehr, und setzte statt des Schrotes den Ladstock auf, den ich, so gut sichs in der Eile thun ließ, an dem obern Ende etwas zuspitzte. Nun gieng ich auf die Hühner zu, drückte, so wie sie aufflogen, ab, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß mein Ladstock mit sieben Stück, die sich wohl wundern mochten, so früh am Spieße vereinigt zu werden, in einiger Entfernung allmählich herunterſank. — Wie gesagt, man muß sich nur in der Welt zu helfen wißen.

Ein anderes Mal stieß mir in einem ansehnlichen Walde von Rußland ein wunderschöner schwarzer Fuchs auf. Es wäre Jammer Schade gewesen, seinen kostbaren Pelz mit einem Kugel- oder Schrotschuße zu durchlöchern. Herr Reineke stund dicht bei einem Baume. Augenblicklich zog ich meine Kugel aus dem Laufe, lud dafür einen tüchtigen Brettnagel in mein Gewehr, feuerte, und traf so künstlich, daß ich seine Lunte fest an den Baum nagelte. Nun gieng ich ruhig zu ihm, nahm mein Weidmeßer, gab ihm einen Kreuzschnitt übers Gesicht, griff nach meiner Peitsche, und karbatschte ihn so artig aus seinem schönen Pelze heraus, daß es eine wahre Lust und ein rechtes Wunder zu sehen war.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich bald nach diesem ein Beispiel, als ich mitten im tiefsten Walde einen wilden Frischling und eine Bache dicht hintereinander hertraben sah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwohl lief der Frischling vorn ganz allein weg, und die Bache blieb stehen, ohne Bewegung, als ob sie an den Boden fest genagelt gewesen wäre. Wie ich das Ding näher untersuchte, fand ich, daß es eine blinde Bache war, die ihres Frischlings Schwänzlein im Rachen hielt, um von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwischen beiden hindurchgefahren war, so hatte sie diesen Leitzaum zerrißen, von welchem die alte Bache das eine Ende noch immer kauete. Da nun ihr Leiter sie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, so war sie stehen geblieben. Ich ergriff daher das übrig gebliebene Endchen von des Frischlings Schwanze, und leitete daran das alte hilflose Thier ganz ohne Mühe und Widerstand nach Hause.

So fürchterlich diese wilden Bachen oft sind, so sind die Keiler doch weit grausamer und gefährlicher. Ich traf einst einen im Walde an, als ich unglücklicher Weise weder auf Angriff noch Vertheidigung gefaßt war. Mit genauer Noth konnte ich noch hinter einen Baum schlüpfen, als die wüthende Bestie aus Leibeskräften einen Seitenhieb nach mir that. Dafür fuhren aber auch seine Hauer dergestalt in den Baum hinein, daß er weder im Stande war, sie sogleich wieder herauf zu ziehen, noch den Hieb zu wiederholen. — Ha ha! dachte ich, nun wollen wir dich bald kriegen! — Flugs nahm ich

einen Stein, hämmerte noch vollends damit darauf los, und nietete seine Hauer dergestalt um, daß er ganz und gar nicht wieder loskommen konnte. So mußte er sich nun gedulden, bis ich vom nächsten Dorfe Karren und Stricke herbeigeholt hatte, um ihn lebendig und wohlbehalten nach Hause zu schaffen, was auch ganz vortrefflich von Statten gieng.

99.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

DEn Reichen trägt das Thierlein durch den Koth,
das Pflänzlein ißt der Arme auf dem Brod.

100.

Der Löwe und der Hase.

(Von G. E. Lessing. Sämmtliche Schriften I. Seite 131.)

EIn Löwe würdigte einen drollichten Hasen seiner nähern Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erwecket.

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreif ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

101.

Die Fabel.

(Von Friedrich Rückert.)

DIe Biene sammelt dir nicht aus Fleiß
und sie sticht dich auch nicht aus Grimme:
Der Mensch es nur anders zu nennen nicht weiß,
der alles muß theilen ins Gute und Schlimme.

102.

Der Falke.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. Seite 24 ff.)

KOpf und Hals des Falken sind mit Federn bedeckt; über den Augen tritt der Knochen hervor, weswegen dieselben tief zu liegen scheinen und das

Gesicht einen ganz andern Ausdruck als bei den Geiern erhält. Sie nähren sich meist von lebender Beute, aber ihr Muth ist sehr verschieden. Sie können lange hungern, trinken in der Freiheit wenig oder gar nicht. Unverdauliche Dinge speien sie in Ballen (Gewölle) wieder aus. Ihre Beute ergreifen sie, wenn sie nicht ganz klein (wie Insekten und Regenwürmer) ist, mit den Krallen, tragen sie auch ihren Jungen, welche mit Flaum bedeckt sind, in den Krallen zu, zerstückeln sie, und legen sie ihnen zum Verschlingen vor. Die Jungen werden sehr lange von den Alten im Neste und auch später noch eine Zeitlang gefüttert. Man kann sie leicht aufziehen. Einst habe ich mit großem Vergnügen zugesehen, wie alte Raubvögel ihre Jungen abrichteten. Ueber eine Wiese, in der Nähe des Weichselstroms, sah ich fünf Raubvögel, zwei Alte und drei Junge, in schönen Kreißen und Schwenkungen, an einem heitern Sommertage, schweben. Ich kannte die Art nicht, und legte mich, da ich Flinte und Hund bei mir hatte, hinter einem kleinen Busche nieder, um abzuwarten, ob ich vielleicht einen erlegen könnte. Ich wartete zwei Stunden lang vergebens, sah aber mit Erstaunen, wie die Alten öfters über die Jungen emporschwebten und Stückchen Fleisch ausspieen, welche die Jungen jedesmal richtig mit großer Gewandtheit aus der Luft schnappten. Leider mußte ich, da der Abend nahete, abziehen, ohne mir über die Art dieser Raubvögel Gewisheit verschafft zu haben.

Die Weibchen der Falken sind bedeutend größer als die Männchen. Die Farben vieler verändern sich mit dem Alter sehr, daher ihre Kenntnis manche Schwierigkeit darbietet. Sie mausern jährlich nur einmal.

Der Wanderfalk oder Taubenfalk ist oben aschblau mit schwarzen Querstreifen, unten röthlich oder bläulichweiß mit schwarzen querliegenden Wellenlinien. Er findet sich in ganz Europa, auch im nördlichen Asien, Afrika und Amerika. Im Sommer bewohnt er Wälder und Felsen, im Herbst und Winter streift er weit umher und verläßt die nördlichen Länder. Einzeln trifft man ihn bei uns auch noch im Winter, doch leidet er dann mitunter solche Noth, daß man ihn mit den Händen greifen kann. Er ist äußerst schnell, vorsichtig, muthig; seine Stimme ist ein lautes gia! gia! Im Walde (er zieht das Nadelholz vor) lebt er hauptsächlich von Tauben und Droßeln, auf der Ebene fängt er hauptsächlich Rebhühner, doch raubt er auch viele andere Vögel, zumal Krähen auch Auerhühner, Birkhühner, wilde Gänse, alle am liebsten aus der Luft. Seine Beute verzehrt er gern auf einem hohen Felsen oder auf freiem Felde. Säugethiere scheint er nie zu fangen. Seinen Horst (Nest) hat er hoch auf alten Nadelbäumen, oder in den Klüften hoher Felsen. In früheren Zeiten wurde er sehr häufig gezähmt, und, wie der Habicht und Sperber, zur Beize abgerichtet.

103.

Die Straßburger Tanne.

(Von Friedrich Rückert.)

Bei Straßburg eine Tanne,
im Bergforst, alt und groß,
Genannt bei Jedermanne
die große Tanne bloß,
Ein Rest aus jenen Tagen,
als dort noch Deutschland lag —
Die ward nun abgeschlagen
an diesem Pfingstmontag.

Da kamen wie zum Feste
zusammen fern und nah
In ganzen Schaaren Gäste
und sahn das Schauspiel da.
Sie jauchzeten mit Schalle,
als niedersank ihr Kranz,
Und hielten nach dem Falle
im Forsthaus einen Tanz.

Hat einer wohl vernommen,
was, als die Wurzel brach,
Im Herzen tief beklommen
zuletzt die Tanne sprach?
Ein Widerhall vernahm es,
der trug von Ziel zu Ziel
Es weiter, und so kam es
hier in mein Saitenspiel.

So sprach die alte Tanne:
ich stehe nun der Zeit
Hier eine lange Spanne
in dieser Einsamkeit,
Von dieses Berges Gipfel
mich streckend in die Luft,
Es weht um meine Wipfel
noch der Erinnrung Duft.

Ich sah in alten Zeiten
die Kaiser und die Herrn
Im Lande ziehn und reiten —
wie liegt das heut so fern!
Da mocht ich wohl mit Rauschen
sie grüßen in der Nacht,
Und mit den Winden tauschen
Gespräch von deutscher Macht.

Dann kam die Zeit der Irrung,
des Abfalls in das Land,
Voll schmählicher Verwirrung,
da ich gar traurig stand;
Es klirrten fremde Waffen,
es zuckte mir durchs Mark,
Ich sah die Zeit erschlaffen,
und blieb kaum selber stark.

Den Himmel sah ich säumen
ein neues Morgenroth,
Es scholl aus fernen Räumen
der Freiheit Aufgebot;
Ich sah auf alten Bahnen
die neuen Deutschen gehn,
Die lang entwohnten Fahnen
vom Rheinstrom her mir wehn.

Da schüttelten die Winde
mein altes Haupt im Sturm;
Vor Schreck entsank der Rinde,
der sie genagt, der Wurm:
Nun werden deutsch die Gauen,
vom Wasgau bis zur Pfalz,
Und wieder wird man bauen
hier eine Kaiserpfalz.

Doch als das große Wetter
eilfertig, ohne Spur,
Wie Windeshauch durch Blätter,
dahier vorüber fuhr: —
Mein Wipfel ist geborsten,
es wird nicht mehr der Aar
In diesen Forsten horsten,
der meine Hoffnung war.

Lebt, Adler, wohl und Falken!
ich fall in Schmach und Graus,
Und gebe keinen Balken
zu einem deutschen Haus;
Man wird hinab mich schleppen,
und drunten aus mir nur
Versehn mit neuen Treppen
Mairie und Präfectur.

Doch, jüngre Waldgeschwister,
ihr hauchet frisch belaubt
Theilnehmendes Geflister
um mein erstorbnes Haupt;
Euch alle sterbend weih ich
zu schönrer Zukunft ein,
Und also prophezeih ich,
wie fern die Zeit mag sein:

Einst einer von euch allen,
wenn er so altergrau
Wird, wie ich falle, fallen,
gibt Stoff zu anderm Bau,
Da wohnen wird und wachen
ein Fürst auf deutscher Flur,
Dann wird mein Holz noch krachen
im Bau der Präfectur.

104.

Die Schlacht bei Zorndorf den 25. August 1758.

(Joh. Wilh. v. Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Krieges.)

Nie war bei einer Armee der Durst nach einem Blutkampf größer, als wie dießmal bei der preußischen. Der Dämon des Krieges schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen und der alles beraubten herumirrenden Flüchtlinge aufs lebhafteste gerührt, schien alle Philosophie zu vergeßen und alle andren Leidenschaften der Rache unterzuordnen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht, dem Feind den Rückzug zu hemmen, und ihn nach den Morästen der Oder zu drängen, und dort zu vernichten; sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!" „Und wir auch nicht!" war der weit schreckende Wiederhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll und hieng von dem Ausgange einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun im Begriff, sich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und der Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichstruppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Hauptarmee der Oesterreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreiten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los; und über dem nun noch die Russen, deren Motto Verheerung war, in dem Herzen seiner Staaten.

Die tief durchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heeres gerichtet, dabei aber doch dem Könige, bei einem widrigen Schicksal, der Rückzug nach Cüstrin frei blieb. Es war am 25sten August, als diese große Schlacht bei Zorndorf geliefert wurde. Sie fieng des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000 Mann und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese, abermals so wie bei Leuthen, in schiefer Schlachtordnung gestellt,

machten den Anfang mit einer großen Kanonade. Die Stellung der Russischen war ein in ihren Türkenkriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihre Bagage und das Reserve-Corps befand: eine Stellungsart, die bei einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie der Armee sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene von den Parthern geschlagen wurden. So wie die Bogenschützen dieses letztern Volks ihr Ziel auf die zusammengedrängten Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Kanonenkugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unschicklich gestellten russischen Menschenmassen. Bei einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden. Ueberdem richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde rißen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Viereck herausschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen avancirte indessen so hitzig, daß er eine Flanke bloßgab. Diesen Umstand nutzte die russische Cavallerie, in die preußische Infanterie einzudringen und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Viereck von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dieß geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrei; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in große Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das vor Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der preußischen Cavallerie in drei Colonnen an, und warf die russische über den Haufen, die jetzt auf ihre eigene Infanterie getrieben wurde. Ein anderes Corps preußischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwert nur erreichen konnte. Einige Regimenter preußischer Dragoner ließen sich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und, was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Kanonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten, in der Flanke, auf der Fronte und im Rücken, angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlachtscenen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abtheilungen verlaßen, so stunden sie doch als einzelne Menschen wie die Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschoßen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungs-

werthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlandsliebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da, wo sie stunden, erwürgen zu laßen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen wollte. Der ganze russische rechte Flügel wurde also theils niedergehauen, theils in die Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marketender-Wagen wurden geplündert, und der Brantwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die russischen Offiziere die Fäßer in Stücke: die Soldaten warfen sich die Länge auf den Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andre massacrirten ihre Offiziere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So gieng es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehn. Nunmehr wurde auch dieser von den Preußen angegriffen. Allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Sieg vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des preußischen Namens, verkannten ihre Kräfte, so wie die Macht ihrer taktischen Künste in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten und schon halb geschlagenen Russen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des preußischen linken Flügels schienen verloren zu sein; allein Seydlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschen-Feuer aus, und nun drang er nicht allein auf die russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch fest gestandenen Theil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manöver der Reiterei wurde von dem Kern der preußischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Asseburg und einigen Grenadier-Bataillons, sämmtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonnet die russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit.

Diese Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlaßen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fieng an zu fehlen. Man schlug und stieß nun auf einander los mit Flintenkolben, Bajonneten und Säbeln. Die Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigene Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Nagen dulden, bis seine Mitstreiter herbei kamen und den Kannibalen durchbohrten. Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen stießen bei ihrem Vordringen auf die russische Bagage und Kriegskasse. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf Stunden gedauert hatte; nur allein die Kosaken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erschlagenen auszuplündern und die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Allein dieser Mordlust wurde bald gesteuert, da man die Beschäftigung der Unholde ausspähete. Ueber tausend Mann von diesem Gesindel, die von den Alles niederhauenden Husaren sehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferei von Quartschen, ein großes steinernes Gebäude; hier schoßen sie aus allen Löchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und fast alle Kosaken erstickten, verbrannten oder wurden niedergehauen.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten sie den Preußen die Ehre des Sieges unbedingt überlaßen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüße abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwei bis drei Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dieß sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt und die Verwundeten verbunden werden.“ Er belehrte ihn dabei, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sei. Den folgenden Tag geschah nichts als Kanonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bei der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende,

und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete nebst 3000 Gefangenen; dabei verloren sie 103 Kanonen, viele Fahnen, ihre Kriegskasse und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete, desgleichen 1400 Gefangene oder Vermisste, auch hatten sie beim Weichen ihres rechten Flügels 26 Kanonen eingebüßt.

105.

Der gute Kamerad.

(Von Ludwig Uhland.)

Ich hatt einen Kameraden,
einen beßern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
er gieng an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
gilts mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerißen,
er liegt mir vor den Füßen,
als wärs ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad;
Kann dir die Hand nicht geben,
bleib du im ewgen Leben
mein guter Kamerad!

106.

Johanna Sebus.

„Zum Andenken der Siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hilfe reichend untergieng."

(Von Göthe.)

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
die Fluten spülen, die Fläche saust.

„Ich trage dich Mutter, durch die Flut,
noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut." —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
die Hausgenoßin, drei arme Kind!
die schwache Frau!... Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durchs Waßer schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
gleich kehr ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ists noch trocken und wenige Schritt;
doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
die Fluten wühlen, die Fläche saust.

Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? Die Breite schwoll;
des Waßers ist hüben und drüben voll;
verwegen ins Tiefe willst du hinein!" —
„Sie sollen und müßen gerettet sein!"
Der Damm verschwindet, die Welle braust,
eine Meereswoge sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg.

Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbrausts,
den kleinen Hügel im Kreiß umsausts.

Da gähnet und wirbelt der schäumende
Schlund
und ziehet die Frau mit den Kindern zu
das Horn der Ziege faßt das ein', [Grund;
so sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
doch alle Werber sind alle fern.

Rings um sie her ist Waßerbahn,
kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
da nehmen die schmeichelnden Fluten sie
auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
bezeichnet ein Baum, ein Turn den Ort.

Bedeckt ist alles mit Waßerschwall;
doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Waßer sinkt, das Land erscheint
und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wers nicht singt und sagt,
im Leben und Tod nicht nachgefragt!

107.

Die Fledermaus.

(Von J. J. Kaup. Das Thierreich. Darmstadt 1835. I. Seite 210 ff.)

BEi den wahren Fledermäusen ist der Daumen der Vorderhand abstehend, und mit einem kurzen krummen Nagel versehen, die drei oder vier übrigen Finger, zwischen welchen eine dünne, nackte Flughaut ausgespannt ist, sind außerordentlich verlängert. Zu ihrem raschen, anhaltenden Fluge hat ihnen die Natur starke Brustmuskel und, wie bei den Vögeln, einen Kamm auf dem Brustbein zur Anheftung der Muskel verliehen. Ihr Kopf ist meistens sehr kurz und die Kinnladen sind mit scharfen Zähnen versehen. Der Rachen ist sehr weit, die Augen klein, die Ohren öfters groß und dann künstlicher eingerichtet, als bei irgend einem andern Thiere; auch die Nase oder vielmehr ihre Umgegend zeigt große, häutige, öfters sehr zusammengesetzte Blätter, die, mit denen der Ohren und der Flughaut, der Luft eine Menge Berührungspunkte entgegensetzen, wodurch es erklärt wird, daß die Fledermäuse mit ihrem schlechten Gesicht, oder gar desselben beraubt, nirgends anstoßen.

Die meisten nähren sich nur von Insekten, die sie im Fluge haschen; die kleineren zerbeißen sie sogleich mit den Zähnen, die größeren aber stopfen sie erst in den Rachen, indem sie den Kopf gegen die Brust ziehen und den Schwanz mit seinen Seitenhäuten nach dem Kopfe hinbiegen. Bei dem Fang großer Käfer und Schmetterlinge laßen sie Flügeldecken und Beine fallen, was man in den Wäldern von Brasilien bemerken kann, wo auf dem Boden die Flügel öfters der seltensten Schmetterlinge zerstreut liegen, von welchen sie die Bäuche verzehrt haben. Sie sind mit den Spitzmäusen und

den Maulwürfen die gewaltigsten Freßer, und eine unserer größeren europäischen Arten hat man dreizehn Maikäfer nach einander freßen sehen, ohne daß sie gesättigt war; eine kleine brauchte siebzig bis achtzig Fliegen zu einer Mahlzeit. Sie tragen, wenn sie gesättigt sind, bei guter Jagd auch noch eine ziemliche Portion in den ausdehnbaren Backen mit nach Hause. Man kann daher leicht einsehen, wie höchst nützliche Geschöpfe sie sind, und daß es ein unverzeihlicher Muthwille ist, wenn sie bei Herstellung alter Kirchen und anderer Gebäude in großer Zahl erschlagen oder auf die grausamste Art zu Tode gemartert werden. Daß sie zuweilen Speck annagen, wird ihnen wohl vielfach, allein irrig, zur Last gelegt, denn Gefangene wollten nie Speck anrühren und starben lieber den Hungertod.

Ihr Aufenthalt ist je nach den Arten verschieden. Einige leben auf Kirch- und andern Böden, wo wenig Menschen hinkommen; andere in hohlen Bäumen und unter der losen Rinde derselben, und wieder andere, wie einige amerikanische, verstecken sich zwischen die breiten Blätter der Bananen. Ihr Aufenthalt ist meistens sehr warm gelegen, da sie selbst im Sommer sehr frostige Thiere sind. In der warmen Jahreszeit leben sie einzeln und die Weibchen, getrennt von den Männchen, leben öfters gesellschaftlich in einer Höhle zusammen; so trieb jemand sechzig Stück von dem großen Mäuseohr, lauter Weibchen, ohne Jungen, aus einer Höhle unter dem Fußboden eines Zimmers mittels Waßers heraus; die meisten, die nicht zu sehr durchnäßt waren, schlugen mit ihren Flügeln auf den glatten Boden so lange, bis sie sich in die Luft erhoben, was zum Theile die angenommene Meinung widerlegt, daß alle Fledermäuse auf flachem Boden sich nicht zu erheben vermöchten. Gewöhnlich laßen sie sich von erhabenen Orten herabfallen, um ihre Flügel zu entfalten und zu fliegen.

Wenn sie kriechen, was sie jedoch ungern thun, so häkeln sie sich mit dem scharfen Nagel des Daumens ein, indem die übrigen Finger mit der Flughaut an den Körper angezogen sind, ziehen die Hinterfüße unter den Leib und stoßen dann den ganzen Körper vorwärts. Dieß geschieht, obgleich es linkisch aussieht, dennoch schneller, als man erwartet.

Gewöhnlich ruhen sie, indem sie sich mit den Hinterbeinen aufhängen, seltener in horizontaler Lage auf dem Bauche, wobei sie sich zugleich auf die Füße, auf das Gelenk der Flügel und der Handwurzel stützen.

Gegen den Winter verfallen sie, wie bekannt, in einen Winterschlaf, der jedoch durch einzelne warme Tage unterbrochen wird, an welchen man sie mitten im Winter herumfliegen sieht. Auch zu große Kälte weckt einzelne auf, welche dann meistens ein Opfer der Kälte werden. Selbst in warmen Ländern, wie in Paraguay, fallen sie in der kälteren Jahreszeit in einen ähnlichen Schlaf, der jedoch dort nur vier bis acht Tage

dauert, sich aber so oft wiederholt, als die Kälte eintritt. Man findet in verschiedenen Gegenden Europas im Winter Fledermäuse, welche im Sommer daselbst nicht vorkommen, woraus wahrscheinlich der richtige Schluß gezogen worden ist, daß manche Arten wie die Vögel im Herbste wandern.

Von den Sinnen der Fledermäuse ist der des Auges am wenigsten ausgebildet; dasselbe ist, ausgenommen bei den fliegenden Hunden, klein, öfters unter Haaren versteckt, und kann, wie bei den Spitzmäusen, ihnen nur von wenigem Nutzen sein. Desungeachtet ist die Pupille einer beträchtlichen Ausdehnung fähig; aber das Auge leuchtet nicht, wie fast bei den meisten nächtlichen Raubthieren. Der Geruch scheint auch nicht scharf zu sein, und steht auf jeden Fall hinter dem Gehör zurück, das schon nach der äußeren und inneren Bildung des Ohrs sehr vollkommen sein muß. Man sieht dieß sehr deutlich bei der langohrigen Fledermaus, welche die Ohren in der Ruhe widderartig krümmt und rückwärts legt, sobald sie aber das leiseste Geräusch einer hingeworfenen Fliege hört, die Ohren aufrichtet, und auf dieselbe losstürzt. Außer dem Sinne des Gehörs geben die meistens ansehnliche nackte Fläche der Ohren, die Nasenblätter, weniger die Flughäute, den Fledermäusen ein äußerst feines Empfindungsvermögen für Lufteindrücke, wodurch sie in Stand gesetzt sind, durch das dichte Gewirr der Baumäste und durch alle Winkel ihrer Aufenthaltsorte zu fliegen, ohne anzustoßen. Entflieht ein wilder Vogel in einem Zimmer, so wird er sich sogleich den Kopf an den Fensterscheiben widerrennen, daß er betäubt herunterfällt; nicht so die Fledermäuse, welchen jener empfindliche Sinn des Gefühls augenblicklich verräth, daß ein fester und undurchdringlicher Körper ihrer Flucht im Wege ist. Der Abt Spallanzani bewies deutlich durch seine zum Theil grausamen Versuche, daß keiner der gewöhnlichen Sinne, als Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack, hier im Spiele sei, und brachte es zur Gewisheit, daß das feinste Gefühl in seiner höchsten Ausbildung, das er als sechsten Sinn angenommen wißen wollte, im Kopf sich befinde. Er blendete Fledermäuse; allein sie zeigten sich eben so erfahren, als die nicht geblendeten, vermieden vorgehaltene Stäbe und ausgespannte Seidenfäden, bogen um, wenn sie in einem langen Gang flogen, und nahmen plötzlich eine andere Richtung. Um die kältere Atmospähre der Wände zu vermeiden, stellte er ein geschloßenes Gehäg von Netzen um seinen Garten auf und ließ von der Decke sechzehn Bindfäden auf den Boden gehen. Eine blinde und eine sehende Fledermaus wurden hinein gethan, aber keine stieß mit dem Kopf und dem Körper, höchstens mit den Flügelspitzen an die Bindfäden an. Die Blinde entfloh durch die zu großen Maschen des Netzes, flog lange in der Höhe herum, umschwebte eine Cypressenlaube und bewegte sich dann in schnellem, stufenweisem Fluge gegen das nächste und einzige Dach des Ortes, wo sie verschwand. Ermattete und Geblendete konnte er nie

mit der Hand ergreifen, denn sie merkten es augenblicklich und entflohen. Leblose Körper fügten sie weniger an, als die Hand eines Menschen oder eine vorgehaltene Katze. Brachte er Geblendete in ein Gitterwerk mit einer einzigen Oeffnung, so fanden sie dieselbe sehr bald nach mehrmaligem Herumschwirren und entflohen.

Wurden die Ohren verklebt, oder die Flughäute gefirnist, oder vor die Nasenlöcher Schwämmchen mit starkriechenden Gegenständen, als Moschus oder Kampher, befestigt, so hinderte sie dieß ebenfalls nicht im geringsten im Fluge. Hüllte man ihnen aber den Kopf ein, so waren sie nicht mehr zum Fluge zu bringen, oder schnitt man ihnen die Blätter der Nase und die Ohren ab, wie es Rengger bei den amerikanischen Blattnasen gethan, so stießen sie nicht selten gegen die Wände an; auch geschieht dieß bei unserer langöhrigen Fledermaus, die nach dem Verlust der Ohren im Fluge völlig irre wird und anstößt.

108.

Sinngedichte Friedrichs von Logau.

Willst du fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen,
ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

Abermals ein neues Jahr, immer noch die alte Noth!
O, das Alte kommt von uns, und das Neue kommt von Gott.
Gottes Güt ist immer neu, immer alt ist unsre Schuld:
neue Reu verleih uns, Herr, und beweis uns alte Huld!

Die Welt ist ein gemeiner Tisch, dran alle Menschen eßen:
wohl dem, der dessen, der ihn deckt, pflegt nimmer zu vergeßen.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen.

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein:
ob aus Langmuth er sich säumet, bringt mit Schärf er alles ein.

109.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers.

(Von J. P. Hebel.)

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum ersten Mal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte, als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, welche des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm Niemand, als der Kondukteur,

das ist, der Aufseher über den Postwagen, der auf Alles Acht haben und an Ort und Stelle über die Briefe und Packete Red und Antwort geben muß; und die zwei Reisekameraden dachten damals nicht daran, wo sie einander das nächste Mal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirtet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bei stockfinsterer Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Kondukteur: „Junger Herr, kommt ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Betten stehen. Meine Base wird euch schon beherbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihrs beßer finden werdet." Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, aßen eine Knackwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam dem Fremden eine Nothdurft an, und er mußte hinaus gehen. Da war er schlimmer dran, als noch nie. Denn er wußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein Paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Kondukteur auch wach, und sagte ihm, wie er gehen müße, links und rechts, und wieder links. „Die Thür," fuhr er fort, „ist zwar verschloßen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüßel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelorsack mein großes Meßer mit, und schiebt es zwischen dem Thürlein und dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf. Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themse rauschen; und zieht etwas an, die Nacht ist kalt." Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsternis das Kamisol des Kondukteurs statt des seinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rank zu kurz genommen hatte, so, daß er mit der Nase an ein Eck anstieß und wegen des hitzigen Bieres, das er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche, und schlief ein. Der nachtfertige Kondukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gaße einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilts, der arme Mensch ist an die Hausthüre gekommen, ist auf die Gaße hinausgegangen, und gepresst worden." Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer Nachts in den gemeinen Wirtsstuben, in verdächtigen Häusern und auf

der Gaße herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: Landsmann, wer bist du? oder: Landsmann, wer seid ihr? sondern machen kurzen Prozess, schleppen ihn — gern oder ungern — fort auf die Schiffe; und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man Pressen; und deswegen sagte der Kondukteur: „Was gilts, er ist gepresst worden!“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelor um sich, und eilte auf die Gaße, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gaße und zwei Gaßen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selbst den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — ungern — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bette zurück, ohne den Schlafkameraden zu vermissen, und schlief bis in den Tag.

Unterdessen wurde der Kondukteur, um acht Uhr, auf der Post erwartet und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Kondukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes Meßer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Kondukteur ermordet und in das Waßer geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitirte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer anhatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten silbernen Petschaftring des Kondukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehn. Er berief sich auf seinen Schwager, — man kannte ihn nicht —, auf seine Schwester — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. „Das sind blaue Nebel, und ihr werdet gehenkt.“ Und wie gesagt, so geschehn, noch am nämlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so: Weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozess, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil mans oft sehen kann. Die Missethäter, so viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln, und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich, wie bei uns, sondern nur tödtlich. Deswegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missethäters, und ziehn so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling that Niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis Abends ein junges Ehepaar,

Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlieder aufschlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorübergieng, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschloßener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein Paar beherzte und vertraute Bursche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrieen in des Schwagers Haus. Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald völlig wieder gesund.

Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, so könnt ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt ihr ein Halsband an eurem Hals getragen, das für euch und euere Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch sorgen.“ Das sah der gute Jüngling ein, gieng bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach achtzig Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegenführte, der mich kennt;“ siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Kondukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Kondukteur, als er seinen Mann erkannte, gieng er mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt euch der Böse her, verdammter Nachtläufer? wißt ihr, daß ich wegen euch bin gepresst worden?“ Der Engländer aber sagte: „Goddam, ihr vermaledeiter Ueberall und Nirgends, wißt ihr, daß man wegen euch mich gehenkt hat?“ Hernach aber giengen sie mit einander ins Wirtshaus zu den drei Kronen in Philadelphia, und erzählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte nachher nicht, bis er seinen guten Freund loskaufen und wieder nach London zurückschicken konnte.

Sprichwörter.

110.

Mir genügt,
wie Gott es fügt.

Das Kreuz gefaßt
ist halbe Last.

Wie gewonnen,
so zerronnen.

Wenig Kühe,
wenig Mühe.

Eigner Heerd
ist Goldes werth.

Wer Gott vertraut,
hat wohl gebaut.

Der Socher
überlebt den Pocher.

Viele Streiche
fällen die Eiche.

Gibt Gott Häschen,
so gibt er auch Gräschen.

Thorheit und Stolz
wachsen auf Einem Holz.

Uebermuth
thut selten gut.

Wen Gott nicht hält,
der fällt.

111.

Ungeschliffen schneidet nicht.
Wer viel begehrt, dem mangelt viel.
Das schlechteste Rad knarrt am meisten.
Wie der Herr, so der Knecht.
Viel Geschrei, wenig Wolle.
Gott weiß die Zeit.
Strecke dich nach der Decke.
Ehre dem Ehre gebührt.
Wer gut sitzt, der rücke nicht.
Nicht alle Wolken bringen Regen.
Geduld behält das Feld.
Ländlich, sittlich.

112.

Boese Beispiele verderben gute Sitten.
Je lieberes Kind, je schärfere Ruthe.
Man muß den Teufel nicht an die Wand mahlen, sonst kommt er.
Eine Krähe hacket der andern die Augen nicht aus.
Wer nicht vorwärts kommt, kommt rückwärts.
Versehen ist auch verspielt.
Wer mit Füchsen zu thun hat, muß den Hühnerstall zuhalten.
Der Eine schlägt den Nagel ein, der Andere hängt den Hut daran.
Kein Narr war je so dumm, er fand einen, der ihn für klug hielt.
Den Baum muß man biegen, so lange er jung ist.
Nach dem Nürnberger Recht hängt man den Dieb nicht eher, als man ihn hat.
Nach dem Nürnberger Recht muß der die Prügel behalten, der sie bekommen hat.

113.

Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt er.

(Von J. P. Hebel.)

Ein Sprichwort heißt: „Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt er.“ Das sagt mancher, und verstehts nicht. Den bösen Geist

kann man eigentlich nicht an die Wand mahlen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen, denn er ist mit Ketten der Finsternis in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denket, und sich dasselbe in Gedanken vorstellt, oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man thuts. Soll der böse Feind nicht kommen, so mahl ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

114.

Das Schlauraffenland.

(Von Hans Sachs.)

EIne Gegend heißt Schlauraffenland,
den faulen Leuten wohlbekannt,
die liegt drei Meilen hinter Weihnachten;
ein Mensch, der dahinein will trachten,
muß sich des großen Dings vermeßen
und durch einen Berg von Kuchen eßen,
der ist wohl dreier Meilen dick:
alsdann ist er im Augenblick
in demselbigen Schlauraffenland.
Da hat er Speis und Trank zur Hand:
da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
Lebkuchen Thür und Fensterladen;
um jedes Haus geht rings ein Zaun
geflochten aus Bratwürsten braun;
vom besten Weine sind die Bronnen,
kommen einem selbst ins Maul geronnen.
An den Tannen hangen süße Krapfen;
wie hier zu Land die Tannenzapfen.
Auf Weidenbäumen Semmeln stehn,
unten Bäche von Milch hergehn,
in diese fallen sie herab,
daß jedermann zu eßen hab.
Auch schwimmen Fische in den Lachen,
gesotten, gebraten, gesalzen, gebachen,
die gehn bei dem Gestad so nahe,
daß man sie mit den Händen fahe.
Auch fliegen um, das mögt ihr glauben,
gebratne Hühner, Gäns' und Tauben:
wer sie nicht fängt und ist so faul,
dem fliegen sie selbst in das Maul.
Die Schweine, fett und wohlgerathen,
laufen im Land herum gebraten,
jedes hat ein Meßer im Rück,
damit schneidt man sich ab ein Stück,
und steckt das Meßer wieder hinein.
Käse liegen umher wie die Stein'.
Ganz bequem habens die Bauern:
sie wachsen auf Bäumen an den Mauern,
sind sie zeitig, so fallen sie ab,
jeder in ein Paar Stiefeln herab.
Auch ist ein Jungbrunn in dem Land,
mit dem ist es also bewandt:
wer da häßlich ist oder alt,
der badet sich jung und wohlgestalt't.
Bei den Leuten sind allein gelitten
mühelose, bequeme Sitten:
so zum Ziel schießen die Gäst,
der am weitsten fehlt, gewinnt das Best;
im Laufen gewinnt der Letzte allein.
Das Schlafrocktragen ist allgemein.
Auch ist im Land gut Geld gewinnen:
wer Tag und Nacht schläft darinnen,
dem gibt man für die Stund einen Gulden,
wer wacker und fleißig ist, macht Schulden.
Dem, welcher da sein Geld verspielt,
man alles zwiefach gleich vergilt,
und wer seine Schuld nicht gern bezahlt,
auch wenn sie wär eins Jahres alt,
dem muß der Andre doppelt geben.
Der, welcher liebt ein lustig Leben,

kriegt für den Trunk einen Batzen Lohn.
Für eine große Lüge gibt man eine Kron.
Verstand darf man nicht laßen sehn,
aller Vernunft muß man müßig gehn;
wer Sinn und Witz gebrauchen wollt,
dem wär kein Mensch im Lande hold,
wer Zucht und Ehrbarkeit hätt lieb,
denselben man des Lands vertrieb',
und wer arbeitet' mit der Hand,
dem verböt man das Schlauraffenland:
denn wer träg ist und nichts will lern'n,
der kommt im Land zu großen Ehrn,
und wer der Faulste wird erkannt,
derselbige ist König im Land.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
grob, unverständig zu aller Frist,
aus dem macht man im Land einen Fürsten;
wer gerne ficht mit Leberwürsten,
aus dem ein Ritter wird gemacht;
und wer auf gar nichts weiter acht't,
als auf eßen, trinken und schlafen,
aus dem macht man im Land einen Grafen.
Wer also lebt, wie obgenannt,
der ist gut im Schlauraffenland,
in einem andern aber nicht.
Drum ist ein Spiegel dieß Gedicht,
darin du sehest dein Angesicht.

115.

Gute Geduld.

(Von J. P. Hebel.)

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Waßer gieng, und die fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer, von der andern Seite her, ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammen kamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege," sagte der Engländer. „Par Dieu," erwiderte der Franzos, „mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren, und euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens euern Engländer, auf dem ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Eurer scheint ohnehin der jüngere zu sein; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702."

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: „Ich kann warten; ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es euch gefällt, Platz zu machen." Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie auseinander wie eine Handzwehle, und las darin eine Stunde lang, auf dem Rosse und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusammenlegen wollte, sah er den Franzosen an, und sagte: „Eh bien!" Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte:

„Engländer, seid so gut, und gebt mir jetzt eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es euch gefällt, auszuweichen." Als aber der Engländer die Geduld seines Gegners sah, sagte er: „Wißt ihr was, Franzos? Kommt, ich will euch Platz machen." Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

116.

Der treue Hofnarr.

(Von K. Fr. Flögel, Geschichte der Hofnarren. 1789. 8. Seite 191 ff. Vrgl. Nro. 102 im dritten Theil des Lesebuchs.)

Der berühmteste und klügste unter den Hofnarren des Kaisers Maximilians I. war Kunz oder Konrad von der Rosen. Dieser war ein vertrauter Günstling des Kaisers, und hatte sich durch seine Treue und seine lustige. Einfälle so beliebt bei ihm gemacht, daß er ihn immer um sich haben mußte.

Als Maximilian noch als Römischer König im Jahr 1488 in den Niederlanden einen Landtag ausschrieb, um die unruhigen Unterthanen in Ordnung zu bringen, rieth ihm Kunz von der Rosen, sein kurzweiliger Rath, sonst ein beherzter und tapferer Mann, er sollte sich nicht nach Brugg (Brügge) begeben, es möchte ihm sonst übel gehen; allein Maximilian kehrte sich nicht daran, und reiste doch dahin. Als nun der König vor St. Katharinen-Pforte daselbst anlangte, ritt Kunz zu ihm, und sagte in Gegenwart aller der Andern: „Lieber König! ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nicht folgen, sondern gefangen sein willst, so sage ich dir, daß ich nicht will gefangen werden. Ich will dir das Geleite in die Stadt bis zu der Burg geben, aber mich alsbald zum Genter Thor wieder hinaus packen. Wenn du aber sehen und hören wirst, daß vor der Stadt die Lusthäuser und Dörfer brennen, so gedenke, daß dein närrischer Kunz solches verursacht habe." König Maximilian gab ihm zur Antwort: „Kunz, ich sehe wohl, daß du meinen Söhnen zu Brugg nicht viel Gutes zutraust, die uns doch alle Treue versprochen haben." Worauf Kunz sagte: „Das glaube ihnen der Teufel! Trauwohl ritte mir das Roß hinweg." Also ist er mit dem Könige in die Stadt, und zum andern Thore wieder hinaus nach Middelburg zu Herzog Christoph aus Baiern geritten. Der Eintritt ist den 31. Januar durch das heilige Kreuzthor geschehen. Kurz nach dem Einzuge entstund in der Stadt ein Tumult, und Maximilian ritt auf den Markt, ihn zu stillen, da rißen ihn die Bürger vom Pferde, und schleppten ihn in eines Würzkrämers Haus, welches nachher die Kranenburg genannt worden, wo er mit einem Anhaltischen Prinzen und etlichen Andern des Nachts auf einer bloßen Bank liegen mußte. Er saß da in einem kleinen Stübchen, dessen Fenster

mit eisernen Stäben verwahrt waren, und gegen den Fenstern über stunden drei geladene Armbrüste, daß er also nicht wißen konnte, ob sie ihn nicht gar wollten todtschießen laßen.

Kunz von der Rosen blieb unterdessen während der Gefangenschaft seines Herrn nicht müßig, sondern bewies seine außerordentliche Treue durch zwei Wagstücke. Erstlich hatte er sich zwei Schwimmgürtel machen laßen, womit er bei Nacht über den Schloßgraben an die Burg, darin der König sich damals befand, geschwommen, Willens, seinen Herrn, vermittelst des einen Gürtels mit sich zurück über den Graben aus der Stadt, und auf dazu bestellten Pferden davon zu bringen. Er ward aber, als er sich in den Graben gelaßen, von den Schwänen angefallen, welche unter großem Geschrei ihn mit ihren Flügeln dermaßen schlugen, daß er sich des Lebens verzieh, und mit harter Noth zurück entrinnen konnte; wie er denn, wenn sie ihm den Schwimmgürtel verbißen hätten, ohne Hilfe daselbst hätte ertrinken müßen. Diese Schwäne waren gut französisch, und ist ohne Zweifel ihr Geschrei eine Ursache gewesen, daß die von Brugg, die Wahrheit vermuthend, den König nicht länger in der Burg haben laßen wollen.

Nach diesem bedachte sich Kunz eines andern Anschlags. Er lernte das Barbieren oder Haar- und Bartscheeren, stahl sich in Brugg hinein, kam zu dem Guardian des Franziskaner-Klosters, den er dem König wohl gewogen kannte, und entdeckte ihm sein Vorhaben, seinen Herrn zu erledigen. Er begehrte, der Guardian sollte ihm eine Platte scheeren laßen, und ihm ein Ordenskleid, auch einen Conventualen zugeben, so wolle er in der Person eines Beichtigers zum Könige gehen, und ihm gleichfalls eine Platte scheeren, ihn in seine Kutte stecken laßen, und mit dem Conventbruder ins Kloster zurücksenden. Alsdann sollte der Guardian mit ihm sich auf ein Schifflein setzen, welches mit vier Knechten und drei Pferden vor St. Katharinenpforte auf ihn warten würde, und ihn also nach Middelburg abführen. Der Guardian fragte ihn: wo er denn bleiben wollte? Er antwortete: „Ich will des Königs Kleider anlegen, und wenn die von Brugg den König suchen, werden sie an dessen statt einen Narren finden, mit dem sie alsdann anfangen können, was sie wollen. Mir ist genug, ob sie mir gleich alle Marter und den Tod selber anthun, wenn ich nur meinen Herrn errette, und diese Rebellen von einem Narren betrogen werden." Der Guardian verwunderte sich über diese Treue, that, was er begehrte, und befahl dem Conventbruder, daß er von dem Kunzen sagen sollte, er sei des Königs Beichtvater.

Als sie in des Königs Haus kamen, und der Leibwacht-Hauptmann fragte, was sie beim Könige zu verrichten hätten, zog der Kunz die Kappe ab, entblößte die Platte, und gab gar andächtig zur Antwort: er sei vom Guardian abgeordnet, den König Beichte zu hören, und ihn aus Gottes

Wort zu trösten. Wie er nun in des Königs Gemach gekommen, begann er, seiner Gewohnheit nach, mit starker Stimme den König also anzureden: „Siehe nun! finde ich dich da, mein frommer König? Daß dich Gottes Marter schänd,* warum hast du mir nicht gefolgt, da ich dich gewarnt? Nun stehe, ich habe mein Leben deinethalben gewagt. Ich will dich mit Gottes Hilfe aus deiner Feinde Händen erledigen; du mußt mir aber jetzt beßer folgen." Der König wußte nicht, wie ihm geschah. Er erkannte wohl seinen Kunzen an der Rede; ihn däuchte aber unmöglich, daß er also durch drei Wachten zu ihm habe kommen können. Als der Kunz den König so bestürzt sah, sagte er ferner zu ihm: „Lieber Max! laß dichs nicht befremden. Du kennst ja deinen getreuen Narren, den Kunzen. Da habe ich mein Scheerzeug, damit will ich dir eine Platte scheeren; denn ich habe um deinetwillen dieß Handwerk gelernet. Ich will auch mit dir die Kleider tauschen, und hier bleiben; du aber sollst also beschoren in meiner Kutte durch die Wacht hinausgehen; vor der Pforte wirst du einen Barfüßer Mönch finden; mit dem geh in sein Kloster. Der Guardian, mit dem ich schon alles abgeredet, wird dir Schiff und Pferde anzeigen; mit selbigen wirst du morgen um diese Zeit zu Middelburg bei den Deinen sein können. Ich habe schon alles bestellt, komm nur bald, und laß dich scheeren. Ich habe mich beim Guardi-Hauptmann für deinen Beichtvater ausgegeben; und wenn ich zu lange ausbleibe, dürfte mein Handel verdächtig und deine Erledigung verlängert werden." Der König fragte den Kunzen, wie es um sein Kriegsvolk im Lande stehe, auch was sonst im römischen Reiche vorgehe. Jener antwortete: „Es steht und geht all wohl! Denn Herzog Christoph von Baiern, die Grafen von Sonnenberg, Eberstein und Naßau, und ich, haben neulich mit wenig Volk 6000 Franzosen und Gentner bei Hulst erschlagen und gefangen. So kommen der Graf von Zollern und der von Iffelstein mit 4000 zu Fuß und 300 Pferden aus Brabant. Zudem hat der Kaiser das ganze Reich zum drittenmal ins Feld aufgeboten. Diese Alle wollen dich mit aller Macht erledigen; und ist Herzog Albrecht zu Sachsen des Reichs Obrister. Auch hat der Pabst den großen Bann und der Kaiser die Acht und Aber-Acht auf die drei Städte gelegt. So ist auch des Raubens und Brennens im Land, sonderlich um die Stadt Brugg, kein Ende. Auch hat der Herr v. Ravenstein die zwei Schlößer, sammt dem Turm Burgund innen, und läßt denen von Brugg auf dem Waßer nicht ein Fischlein zukommen." Als er ferner hierauf anhielt, daß sich der König sollte bescheeren laßen, fragte ihn derselbe: „Mein lieber Kunz! wo willst aber du und unsre lieben Räthe bleiben?" Kunz antwortete: „Dafür darfst du nicht

* Ein damals gewöhnlicher Fluch.

sorgen. Ich geb dir meine Kutte, und lege deine Schaube an, und stelle mich, als wenn ich König Max wäre. Wenn dann die von Brugg dich suchen, und mich finden, so werden sie den Narren haben, und der König wird ihnen entwischt sein."

König Maximilian, weil er vernommen, daß eine starke Hilfe, ihn zu retten, im Anzug wäre, und weil es ihm auch seiner Hoheit übel anständig däuchte, auf solche Weise aus der Gefangenschaft zu entkommen, ließ die Antwort von sich vernehmen: er vermerke wohl, daß er, der Kunz, nicht aller Sachen Bericht habe. Er könne, durch sein Versprechen hiezu verpflichtet, ohne der von Brugg Willen und Wißen sich nicht aus der Stadt begeben; hingegen sei er von ihnen theuer versichert, daß seiner Person nichts Aergeres widerfahren sollte. Der Kunz erzürnte sich über diese Antwort, und erwiderte: „Lieber König, ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist, als du zuvor gewesen, und mir nicht folgen willst, und ich meine gefährliche Reise umsonst gethan habe. So behüte dich Gott, mein narrender König! denn du bist gar zu fromm für die Fläminger." Also nahm er Abschied vom König, und gieng weinend und betrübt zur Thür hinaus. Als er durch die Wacht gieng, fragte ihn der Hauptmann, wie er den König befunden? Er antwortete: „Fromm!" Als jener fragte: Wie seine Räthe? erwiderte er: „Das weiß Gott!" Worauf der Hauptmann: „Das ist eben unsere Klage." Solchergestalt mußte der Kunz anstatt des Königs nach Middelburg abfahren.

117.

Der Schenk von Limburg.

(Von Ludwig Uhland.)

Zu Limburg auf der Veste
da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
verleidet' ihm den Gang.

Er trug ein Wams von Leder
und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
das steht den Jägern gut;
Es hieng ihm an der Seiten
ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt er schreiten
und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt er Knecht und Mannen
und hatt ein tüchtig Ross,
Gieng doch zu Fuß von dannen
und ließ daheim den Tross.
Es war sein ganz Geleite
ein Jagdspieß, stark und lang,
An dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
einsmals zu jagen aus.
Er rannt auf eine Hinde
so heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht er sich zu legen
zu einem Mittagschlaf:
Da rauscht' es in den Hägen
und stund vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
zu Hofe kommt er nie:
Man muß im Walde streifen,
wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
sonst hält er nirgend still.“

Als nun ohn alle Fährde
der Graf sich niederließ,
Und neben in die Erde
die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
ich nehm ihn mir zur Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
des ich so lang begehrt!
Du sollst dafür empfangen
hier dieß mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde,
viel beßer dienen kann.“

„„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab ich schon eigen,
für eures sag ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen
bin ich mal alt und krank.““

„Mit dir ist nicht zu streiten,
du bist mir allzu stolz!
Doch führst du an der Seiten
ein Trinkgefäß von Holz:
Nun macht die Jagd mich dürsten,
drum thu mir das, Gesell,
Und gib mir Eins zu bürsten
aus diesem Waßerquell!“

Der Graf hat sich erhoben,
er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch Vergnügen,
als wärs der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
des deutschen Reiches Schenk!“

118.

Friedensbedingung.

(Von Friedrich Rückert.)

Vor Jedem steht ein Bild des was er werden soll;
so lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

119.

Des Vaters Vermächtnis.

(Von Matthias Claudius. Sämmtl. Werke, VII. Seite 78 ff.)

An meinen Sohn Johannes. 1799.

Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes.

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und laße dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüßig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an. Zeit und Erfahrung lehren hier, und fegen die Tenne.

Ich habe die Welt länger gesehen als du.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur: alle andren Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wißen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkühr und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist nicht für ihn gleichgiltig, ob er rechts oder links gehe.

Laß dir nicht weis machen, daß er sich rathen könne, und selbst seinen Weg wiße.

Diese Welt ist für ihn zu wenig, und die unsichtbare siehet er nicht und kennet sie nicht.

Spare dir denn die vergebliche Mühe, und thue dir kein Leid, und besinne dich dein.

Halte dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müßen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das sieh, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Bleib der Religion deiner Väter getreu, und haße die theologischen Kannengießer.

Scheue Niemand so viel, als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Aegypter. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun; und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn du deine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge, und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von Andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend ꝛc. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Waßer, und es gibt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Huth, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes.

Erwarte nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gaßen ist, da geh fürbaß.

Wenn dich Jemand will Weisheit lehren, so sieh in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und geh seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wiße; sondern der ist weise, der seiner Unwißenheit inne geworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Wenn es dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie, und nicht das Deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewis, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint*, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

---

* D. h. sie ist eine Sache des Geistes.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel beßer.

Lehre nicht Andre, bis du selbst gelehrt bist.

Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihrentwegen haßen; doch wiße, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin.

Thue das Gute vor dich hin, und bekümmre dich nicht, was daraus werden wird.

Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen.

Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre.

Gehorche der Obrigkeit, und laß die Andern über sie streiten.

Sei rechtschaffen gegen Jedermann, doch vertraue dich schwerlich.

Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thue mit Fleiß.

Schmeichle Niemand, und laß dir nicht schmeicheln.

Ehre einen Jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn ers nicht verdient.

Werde Niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären.

Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer.

Mache Niemand graue Haare, doch wenn du Recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen.

Mistraue der Gestikulation, und geberde dich schlecht und recht.

Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Waßers zur Hand, und dünke dir darum nicht weniger.

Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was du weißt, aber wiße immer, was du sagest.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und geh ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Thue was des Lohnes werth ist, und begehre keinen.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und bewein mich nicht.

Steh deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und geh nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend Etwas öffentlich bezeuget zu haben.

Dein

treuer Vater.

120.

Der Schutzgeist.

(Von Th. Südow.)

Noch spät in der herrlichen Sommernacht
stund der Graf auf des Schloßes Altan,
Und wies in der Kunde der Sternenpracht
die staunenden Knaben herzlich an,
Und lockte so aus der Kindheit Schranken
der Gottheit ernsten, erhabnen Gedanken.

„Hoch über des Himmels gestirntem Haus
wohnt, der euch all eure Freuden schenkt;
Und, wer ihm vertrauet, der hats voraus,
daß er im Unglück des Lieblings gedenkt.“ —
Er sprachs — und schied — „Schlaft wohl ihr Lieben,
schon ziehet der Nachthauch kalt von drüben.“ —

Im öden Flügel der gothischen Burg,
drei Zimmer weit von der Knaben Gemach,
Blieb der Graf die Nacht hindurch,
und sehnt' und weint' der Gattin nach:
‚Ich gab sie, mein Gott! dir mit Schmerzen,
nur meine Kinder laß meinem Herzen!“

Und horch! — dort drüben im Kämmerlein
rufts laut den ältern beim Namen — „Emil!“ [sein?
Schnell rafft er sich auf: „Solls der Vater
oder täuscht mich des Traumes Spiel?“
Er macht indes sich aus dem Bette
zum Vater: ob er gerufen hätte? —

„Ich rief dich nicht! des Schläfers Sinn
bethörte der luftigen Träume Spiel!“
Doch kaum warf der Knabe sich wieder hin,
so riefs von neuem: „Emil! — Emil!“ —
Und abermals lief er hin: „Ich wette,
daß mich der Vater gerufen hätte.“ —

„O, nicht doch, mein Lieber, dich äfft der
im Wipfel der alten Ulm erwacht; [Sturm,
Und Wächterruf, der laut vom Turm
verkündet so eben die Mitternacht. —
Der Donner rollt — wie das Wetter leuchtet! —
geh! hülle dich ein, die Nachtluft feuchtet!“

Der Knabe gehorcht und schleicht zurück
und weckt den Bruder und weint und spricht:
„Der Vater ruft mich im Augenblick,
und da ich komme, weiß ers nicht! —
Sei wach, Bruder Wilhelm, mir graut allein!
gib Acht! Bleib munter mit mir im Verein!“

Und Stille herrscht durch den düstern Saal;
und draußen der pfeifenden Winde Spiel;
Und horch! — jetzt ruft es zum dritten Mal,
und länger und lauter: „Emil! — Emil!“
Da eilten zum Vater die beiden Brüder:
„Hier sind wir — riefst du nicht eben wieder?“ —

Der Graf erschrickt, und starret sie an,
ihm schauert es kalt durchs Gebein: —
„Nun wohl meine Kinder, die Nacht fortan
sollt ihr nicht mehr entfernt von mir sein!“
Er reißt sie herauf mit ahnenden Blicken,
sie an sein klopfendes Herz zu drücken. —

Und als er sie beide so sanft umschloß,
da stürzte die Deck in der Knaben Gemach,
Und furchtbar bebte das alte Schloß,
der Staub in Wolken wälzte sich nach,
Und tief in den Trümmern der wüsten Stätte
lag zerschmettert das kaum verlaßne Bette.

121.

Der gerettete Jüngling.

(Von Herder.)

Eine schöne Menschenseele finden,
ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
sie erhalten, und der schönst und schwerste,
sie, die schon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Path=
wiederkehrend, war, was er gewesen, [mos*
seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
sprach die liebevollste Feuerseele. [Bischof,

„Diesen Jüngling,“ sprach er zu dem
„nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge
mir und dir vor Christo die Gemeine.“

Und der Bischof nahm den Jüngling
zu sich,
unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
in ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des
Jünglings:
angelockt von süßen Schmeicheleien,
ward er müßig, kostete die Wollust,
dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
dann der Herrschaft Reiz: er sammelt'
um sich
seine Spielgesellen, und mit ihnen
zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
kam, die erste Frag an ihren Bischof
war: „Wo ist mein Sohn!“ — Er ist
gestorben,
sprach der Greis und schlug die Augen
nieder. [gestorben,
„Wann und wie?“ — Er ist Gott ab=
ist, mit Thränen sag ich es, ein Räuber.

„Dieses Jünglings Seele,“ sprach
Johannes, [er?“ —
„fordr' ich einst von dir! Jedoch, wo ist
Auf dem Berge dort! „Ich muß ihn
sehen!“

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
ward ergriffen; eben dieses wollt er.
„Führet,“ sprach er, „mich zu eurem
Führer.“

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling
wandte sich: er konnte diesen Anblick
nicht ertragen. „Fliehe nicht o Jüngling,
nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
einen Greis. Ich habe dich gelobet
meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb ich, willst du es, mein Leben
für dich hin; nur dich fortan verlaßen
kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“
Weinend schlang der Jüngling seine Arme
um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
stumm und starr; dann stürzte, statt der
Antwort, [Thränen.
aus den Augen ihm ein Strom von

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
küßte seine Hand und seine Wange,
nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt ungetrennet
mit einander; in den schönen Jüngling
goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des
Jünglings
also tief erkannt und innig festhielt?
und es wiederfand, und unbezwingbar
rettete? Ein Sanct=Johannes=Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb und Wahrheit.

---

* Pathmos (Palmosa), eine Insel, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannt gewesen.

122.

Des Königs Grab.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Die Westgothen wollten durch Italien nach Afrika wandern, unterwegs starb plötzlich Alarich, ihr König, den sie über die Maße liebten. Da huben sie an, und leiteten den Fluß Varent, der neben der Stadt Consentina vom Fuße des Berges fließt, aus seinem Bette ab. Mitten in dem Bett ließen sie nun durch einen Haufen Gefangener ein Grab graben, und in den Schooß der Grube bestatteten sie nebst vielen Kostbarkeiten, ihren König Alarich. Wie das geschehen war, leiteten sie das Waßer wieder ins alte Bett zurück, und tödteten, damit die Stätte von Niemand verrathen würde, alle die, welche das Grab gegraben hatten.

123.

Das Grab des Busento.

(Von August Graf v. Platen.)

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
aus den Waßern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen,
mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren
keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!

Sangens, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

124.

Das Erdbeben von Calabrien, 1783.

(Graf Stolbergs Reise, Band 3. Seite 284.)

Diesen Morgen ritten wir (neun Jahre nach dem Erdbeben) ins Gebirg hinein, auf neuen, mehrentheils fast unwegsamen Pfaden, über Höhen,

welche ehemals Thäler, durch Thäler, welche ehemals Höhen waren. Wenn das Erdbeben nur Eine Richtung nimmt, so wankt zwar von den Wurzeln der Berge bis zu den Gipfeln die Erde, aber ohne große, oft ohne einige Verheerungen anzurichten; der Boden beruhigt sich wie das Meer, wenn der Sturm nachläßt. Begegnen sich aber verschiedene Erschütterungen, so vereinigen sie sich in einer wirbelnden Bewegung, welche Ströme hemmt und Berge zerreißt. Das Erdbeben war hier desto fürchterlicher, da die Berge, aus fester Thonerde bestehend, der unterirdischen Gewalt, die in gegeneinandergekehrten Richtungen sie faßte, widerstrebten. Wir sahen Berge, welche, von oben bis unten gespalten, mit auseinanderfallenden Hälften alte Thäler gefüllt und ein neues Thal gebildet hatten. Oft rißen sich Theile der Erde mit ihren Pflanzungen los; mit halbentblößten Wurzeln stehen hier am Rande des Abgrundes überhangende Bäume, fern von ihnen grünet gegenüber der versetzte Wald, der neben jenen aufwuchs und jetzt von andern Quellen getränkt wird. Ein Mann, ein Weib und ein Maulesel wurden zusammen unbeschädigt, mit dem Boden, welcher sie trug, vom elektrischen Schlage über einen Fluß geworfen, von Ufer zu Ufer. Ein Mann im Städtchen Seminara, der eben Zitronen pflückend auf dem Baume stund, ward mit dem Baum und mit der Erde, die den Baum noch jetzt nähret, unverletzt weit fortgeschleudert. Manche wurden von flutenden Erdschollen, wie von Wogen einer Waßerflut, verfolgt, ereilt, verschlungen, unbeschädigt aus geöffnetem Schlunde wieder ausgeworfen. Selbst Ströme wurden gefangen in ihrem flüchtigen Lauf; plötzlich entstehende Dämme verwandelten sie in Landseen, deren schädliche Ausdünstung, da ihre stockenden Gewäßer von dem lebendigen Fluß getrennt worden, die Luft ansteckte.

Ich sah einige dieser Seen, andere sind versiegt, einige auf Unkosten des Königs ausgetrocknet worden. Einen hat man durch ausgehauene Felsen abgeleitet. Es entstunden Rechtshändel von einer neuen Art, zwischen den Eigenthümern der überschüttenden und Besitzern der überschütteten Erde; zwischen dem, welcher einen Baum gepflanzt hatte, und dem, auf dessen Boden er nun steht. Mancher Baum steht zwischen andern, deren Eigenthümer ungewis sind. Ich sah einen Haufen von Oelbäumen, welche mit der Erde, die sie nährt, aus den gereiheten Pflanzungen weit fortgerißen, durch die wirbelnde Bewegung zusammengedrängt, nun eine große Laube bilden.

Oppido war in einen Steinhaufen verwandelt. Ganze Stücke von Mauern, die, vom Erdstrudel ergriffen und gedreht, endlich mit der Erde stehen blieben, liegen nicht flach, sondern stehen aufgerichtet, mit der Ecke wie eingewurzelt, wie gehalten von Riesenhand. Ergriffen vom Anblick stunden wir und unser Führer, ein Jüngling von zwanzig Jahren, unter diesen Ruinen; staunend und wehmüthig wir, er betroffen von schmerzlicher Erinnerung, neben des

väterlichen Hauses Trümmern, welche ihn und seine Mutter fünf Stunden lang bedeckten, seinen Bruder und seine Schwester mit sich vergruben. Auf dem Wege hatten wir schon hier Steine gesehen, welche Menschen zermalmt, dort Hügel mit jungen Reben bedeckt, welche ganze Gesellschaften überschüttet hatten.

Im alten Städtchen wohnten drei tausend Menschen, nur fünf hundert wohnen in den Baraken des neuen. Ungefähr zwölf hundert kamen um am Tage des Jammers. Einige verbrannten lebendig, als in einstürzenden Häusern die Flamme des Heerdes um sich griff. So wurden Mönche eines Klosters der Flammen Raub. Eine Frau, welche jetzt in Messina lebt, blieb eilf Tage mit ihrem Kinde unter ihres Hauses Schutt. Beide nährten sich von Kastanien, welche die Mutter, nicht ohne Vorsehung, in den Taschen hatte. Da sie aber nichts zu trinken hatten, starb das Kind am fünften Tage.

Sehr viele starben theils aus Ungemach und Noth, theils an Krankheiten, welche durch Ausdünstungen stockender Waßer, der frischen Erde, der verwesenden Körper von Menschen und Vieh entstunden. — Der Verlust, den die Provinz theils an verschütteten, theils an verkümmerten oder durch böse Ausdünstung getödteten Menschen erlitten hat, wird von Verschiedenen auf zweiunddreißig tausend Menschen angegeben.

Scilla (Sciglio), eine kleine Stadt Calabriens nahe der Meerenge von Messina, litt nach Oppido den größten Verlust an Menschen. Als die Erschütterung die Einwohner schreckte, begaben sich die meisten an das Ufer. Auch der Prinz von Scilla verließ sein hohes Schloß, größere Sicherheit, und mit Recht, am flachen Strande zu finden hoffend. Plötzlich stürzte vom südlichen Gestade hochher ein ganzer Berg in das Meer. Die mit schneller Gewalt vom Lande getriebenen Fluten kehrten mit verdoppeltem Ungestüm weit überschwemmend zurück und rafften vierzehn hundert funfzig Menschen mit sich dahin. Einige hatten in Schifferbooten, die auf dem Strande stunden, Sicherheit gesucht; mit den Booten wurden sie ergriffen, und weder eine Leiche noch eine Planke dieser Boote ist je wieder gesehen worden. So kam auch der Prinz von Scilla mit den Seinigen um. Nur ein Fischerknabe ward aus diesem Boote gerettet. Eine hohe Woge muß ihn schonend ergriffen haben, denn man fand ihn betäubt auf einem Felsen, der, ziemlich weit von der Scilla, mit ihr einen kleinen Meerbusen bildet. So groß war der Wogen Gewalt, daß sie das steinerne Gewölbe eines Hauses sprengten; so hoch erhuben sie sich, daß eine Frau durch ein Fenster des dritten Stockwerks in eben dieses Haus hinein geworfen ward. Eine andere blieb mit den Haaren an einem hohen Maulbeerbaume hangen und ward gerettet. Eine ganze Gesellschaft erhielt das Leben, weil ihr ans Ufer angebundenes Boot zwar so hoch, als das Tau lang war, in die Höhe gehoben, aber nicht dahin gerißen ward.

125.

Am Morgen.

(Von Friedrich Rückert.)

Nun senke dich vom Himmel nieder im Morgenlicht,
und schleuß mir auf die Augenlieder im Morgenlicht!
Mein leiblich Aug ist aufgeschloßen im Morgenglanz,
schleuß auf die Seelenaugenlieder im Morgenlicht!
Du bist bei mir als Licht geblieben im Graun der Nacht,
ich schwebt auf deinem Duftgefieder im Morgenlicht.
Dein Traum, der nächtlich mich getragen ins Paradies,
ließ mich zur Erde sanft hernieder im Morgenlicht.
Ich sehe dich auf Erden wandeln im Morgenglanz,
du gehst die Schöpfung auf und nieder im Morgenlicht.
Die Lüfte, die den Fittig baden in deinem Thau,
sie tragen Botschaft hin und wieder im Morgenlicht.
Die Schöpfung regt sich, dir zu dienen, im Morgenstrahl;
nun regt euch frisch auch, meine Glieder, im Morgenlicht!
Die Kräfte, die das Herz gesogen im Schlummerduft,
will es dir weihen treu und bieder im Morgenlicht.
Laß jeden Arm, der müd ausruhte, die Arbeit und
die Lust zur Arbeit finden wieder im Morgenlicht!
Laß jeden seine Körner streuen auf deinem Feld,
und streue du den Segen nieder im Morgenlicht!

126.

Der Mittag auf dem Königssee.

(Von Friedrich Jacobs Kleine Erzählungen d. alten Pfarrers v. Mainau. Leipz. 1833. S. 1 ff.)

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus, und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf, und gönnen den Blicken in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des Sees aber liegt ein kleines Eiland, und auf diesem eine Kapelle, dem heiligen Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehn. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder; der

Geier schrak heftig zusammen, drehte sich, die weit ausgespannten Fittiche stärker schlagend, um sich selbst herum, stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe, und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreiße. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehen, wo es dann wohl geschehe, weil sie, von ihrer Last beschwert, nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschloße zu sehen. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einsmals versucht, ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hineingesehen, und zwei junge Geier hätten darin geseßen, und Aetzung erwartend, die Schnäbel weit aufgerißen. Einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hilfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrißen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee, so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr gieng vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsenneste zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die, unter den Bäumen lustwandelnd, oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hiengen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesammt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend im Einklang war.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, ist gewaltig, ungeheuer und kühn, nur der Mensch ist wie überall. — Mit nichten, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner, als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die

dreisten, irrenden Ziegen über die schroffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in den Gebirgen ganz anders rasen, als auf euern Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach, ja er liebt die Gefahr, und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er sich, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet; und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun, mit einer Last von oft sechzig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchse, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den schroffen schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andere Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht eben auf diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewis, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt, und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eigenen Beschaffenheit angemeßen ist. —

Allerdings, sagte ein eifriger Naturforscher, wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen,

und, ebenso wie eure Gemsenjäger, um geringen Gewinnes willen ihr Leben aufs Spiel setzen.

Ich kam einsmals, fuhr er fort, auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltener die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maße, das erst vor kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt, Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein muntrer eilfjähriger Knabe hilfreiche Hand leistete. An den Wänden hiengen Fischneze und mancherlei Gewehr umher, und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid," fuhr er fort, „aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl ans Kamin."

In Kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röstete ein Brotschnittchen am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirtes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte. „Vorige Woche," sagte er, „gieng ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stund schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe — Sie werden sein Fell draußen gesehen haben — ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf, und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt sein mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät, auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! Eine gute Lection hast du schon, und morgen ist auch noch ein Tag. Ein Bär ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht bloß sein Fell brauchen, auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geschwächt sein. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause,

sie war mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe, ich mußte ihn mitnehmen, und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschoßen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerißene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewar, der halb vom Buschwerk versteckt den Kopf schlaff nach der Erde senkte. Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Waßer, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen, und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem vergieng. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig, als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen, — Sie werden von ihm gehört haben — der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals; und während wir uns zusammen in dem Waßer umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Waßer zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter, und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausgieng. Der Junge führt einen guten Hieb," setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu. — „Ich war übel zugerichtet," fuhr er fort, „das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe habe ich mir die linke Hüfte beschädigt; ich bin seitdem nicht bloß lahm, sondern leide auch bei der

geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht, und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer hereinschaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie sehen, daß es kein alltäglicher Bär war."

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn; aber Noth macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen, und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in seiner Art aber noch Außerordentlicheres, trug sich im vorigen Jahre in meiner Heimat, in der Nachbarschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahre alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen — ich erzähle alles, wie es sich zugetragen hat — sagte der jüngere: „Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen." Der ältere antwortete: „Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr; nur daß ich blutete." Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehen, giengen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andere tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe, denn rings umher war nur Buschholz, und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müßen. Was thun sie also in dieser Noth? Der ältere, ein entschloßener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann, und ruft ihm zu: „Bete, aber rühr dich nicht. Ich habe Muth." — „Ach mein Gott," sagte der Kleine weinend, „wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram." Der eine Knabe stak also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber, der Janko, stellt sich mit der Axt in Positur; und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andre Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab,

ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf, und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrißen haben, hätte sich der andere nicht blitzschnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hilfe und ihren Muth Herrn von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offenem Rachen todt auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehen, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe, und fromme Knaben!"

Diese Geschichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschloßenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhub er seine Blicke wieder und erzählte folgende Geschichte.

„Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinen Geschäften zusahn und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: Ists ein Wunder? Ein guter Irländer ist von

Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewaßer gekostet, eh er „Vater" sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn ins Waßer warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft ans Ufer und stürzt sich ins Waßer; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe, kommt etwas hinten nach geschwommen; und da ich hinsehe, wer solls sein, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsre Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen, und herzten und küssten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrieen, er stünde unter dem Schutze Seiner großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei, und wird auch für zwei bezahlt."

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlaßen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin, und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Waßer gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand fest hält, rudert er mit der Rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor Allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes, welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eignen begleitete, in

die See hinaus rief, und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit Einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung, einer lief gegen den andern, die einen schrieen, um das Thier zu schrecken, andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam, Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelaßen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewis zu sein. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hilfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Cajüte des Capitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feind hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand; endlich hält er sich fest, und wird mit dem Kind auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht sein. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam heraufkam. Sprachlos stund Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich und er sank bewußt-

los zu Boden. Mit Mühe ins Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Volney? Dann, als besänn er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele gieng. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hilfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, reden Sie aber nicht von Belohnung. Ihr Kind hab ich gerettet, weil es eben ein hilfloses Kind war; es ist mir lieb, es Ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir. Nach diesen Worten fieng er von neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergoßen hatte. Dann stund er auf und gieng schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dieß auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unsrer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wandte es sich nach der offenen See, und lange noch sahen wir, als es die Flut langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte."

127.

Am Abend.

(Von Friedrich Rückert.)

Die Schöpfung ist zur Ruh gegangen, o wach in mir!
es will der Schlaf auch mich befangen, o wach in mir!
Du Auge, das im Himmel wachet mit Sternenblick,
wenn mir die Augen zugegangen, o wach in mir!
Du Licht, im Aether höher strahlend als Sonn und Mond,
wenn Sonn und Mond ist ausgegangen, o wach in mir!
Wenn sich der Sinne Thor geschloßen der Außenwelt,
so laß die Seel in sich nicht bangen, o wach in mir!
Laß nicht die Macht der Finsternisse, das Graun der Nacht,
Sieg übers innere Licht erlangen, o wach in mir!
O laß im feuchten Hauch der Nächte, im Schattenduft,
nicht sproßen sündiges Verlangen, o wach in mir!
Laß aus dem Duft von Edens Zweigen in meinem Traum
die Frucht des Lebens niederhangen, o wach in mir!
O zeige mir, mich zu erquicken, im Traum das Werk
geendet, das ich angefangen, o wach in mir!
In deinem Schooße will ich schlummern, bis neu mich weckt
die Morgenröthe deiner Wangen; o wach in mir!

Sprichwörter.

128.

Wie das Gespinnst,
so der Gewinnst.

Unverhofft
kommt oft.

Versprechen und halten
steht wohl bei Jungen und Alten.

Was ich denk und thu,
trau ich auch Andern zu.

Gott läßt uns wohl sinken,
aber nicht ertrinken.

Was nicht will gehen,
laß stehen.

Ein Wolf im Schlaf
fängt nie ein Schaf.

Hans ohne Fleiß
wird nimmer weis'.

Je größer Glück,
je ärgre Tück.

Hilf bei Zeit,
eh es kommt weit.

Ruh und Rast
ist halbe Mast.

Geld bringt Gunst,
aber nicht Kunst.

129.

Ein Wort ist ein Wind.
Gleiche Brüder, gleiche Kappen.
Etwas ist beßer denn nichts.
Wer nicht arbeitet, soll auch nicht eßen.
Jedes Holz hat seinen Wurm.
Es weht nicht allezeit derselbe Wind.
Leicht geredet, aber langsam gethan.
Mit Schweigen verräth sich Niemand.
Beßer Gunst, denn Gabe.
Wer überwinden will, lerne ertragen.
Schweigen ist nicht allweg gut.
Eines Freund, Keines Feind.

130.

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.
Einmal ist keinmal.
Trübsal lehrt aufs Wort merken.
Gewohnheit will Recht werden.
Kluge Hühner gehen auch in die Neßeln.
Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.
Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Es sind nicht Alle Jäger, die ins Horn blasen.
Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
Sprichwort, wahr Wort.
Der Krug geht so lange zu Waßer, bis er bricht.

131.

Einmal ist keinmal.

(Von J. P. Hebel.)

„Einmal ist keinmal." Dieß ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und davon

läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt ein anderes Sprichwort ein: „Daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht."

132.

König Jakob vor Belvedere.

(Von August Kopisch.)

„Koenig Jakob von Sicilien,
wohl und sicher unterrichtet:
wie die Veste Belvedere,
lange Zeit von ihm umschloßen,
sehr in Noth sei, weil der Speise
Vorrath allgemach verschwindet,
der Zisternen Boden trocken
wie des Hauses Dach erscheinet,
und nicht Brunnen und nicht Quelle
in der Burg ist; wißend ferner,
wie die Leute Don Ruggieros
schon den Thau vom Grase lecken:
sendet er, dieß mild betrachtend,
Blutvergießen zu ersparen,
wenn ihr ihm die Veste gebet,
durch mich, seinen Herold, Gnade;
bietet euch mit diesem Becher,
angefüllt mit kühlem Weine,
eure Tapferkeit verehrend,
mit den Schätzen, mit den Waffen
freien Abzug aus der Veste.
Doch, wenn ihr davon nicht laßet,
Steine ihm ins Heer zu schleudern
und Geschoße von den Zinnen,
wird sein Zorn Sturmleitern setzen
an die Mauern, und wen Durst noch
leben ließ, wird Stahl erwürgen!
Don Ruggiero, euch ermahnt er
väterlich, nun eurer beiden
jungen Söhne zu gedenken,
die bereits in seiner Macht sind!"
So der Herold. Don Ruggiero,
schauend, wie des Sicilianers
Wort der Seinen Herz getroffen,
wie sie unter sich schon murmeln
von der Festung Uebergabe:
mit den matten Augen späht er
ringsumher am blauen Himmel,
und gewahret eine Wolke
auf Calabriens Gebirgen, —
nimmt den Becher aus des Herolds
Händen. In des Hofes Mitte
ist ein Stein gleich einer Tafel,
auf den setzet Don Ruggiero
hin den Becher, und beginnet
vor den Reihen seiner Krieger
mit vom Durste heisrer Stimme:
„König Karls furchtlose Kämpfer!
auf Calabriens Gebirgen
schau ich eine kleine Wolke:
zwar noch gießt sie keinen Regen,
und sie kann in Luft zerfliegen,
wie schon viele hingeschwunden:
doch mir sagt mein Herz im Busen,
daß sie Gott daher uns sende,
unsern Eid wohl zu bewahren
vor Untreue. Wem dieß anders
scheinet, der geh hin und trinke
aus dem Becher."
Als Ruggiero

so gesprochen, blickt er um sich;
Todesstille herrscht im Hofe,
regungslos stehn seine Helden,
zweifelnd schaun sie nach der Wolke,
doch — zum Becher hin tritt keiner.
Und zum Herold hingewendet,
sagt Ruggiero, kaum vermocht es
seine Zunge noch zu lispeln:
„Wiederbring den vollen Becher
deinem Herren. Meine Krieger
dürsten nicht — und, wenn sie dürsten,
ist es nach dem Ruhm der Treue,
nicht nach König Jakobs Weine!
Was anlanget meine Söhne,
weiß ich sie bei dem Monarchen,
der wohl kennt, wie treue Helden
nichts von ihrem Eid entbinde!"
Und der Herold nimmt den Becher;
Hochanstaunend diese Rede
geht er schweigend, und es schließt sich
hinter ihm das Thor der Veste.
Doch bald hallet um die Veste
wildes Stürmen! — Don Ruggieros
Helden, auf der hohen Mauer,
kaum, vor Mattigkeit, vermögen
sie den Bogen noch zu spannen,
und die Winden zu gewältgen,
und die Steine aufzuwälzen
auf der Wurfgeschoße Schleudern:
dennoch sieht man Wunderthaten!
Zweien Stürmen ist gewehret,
schrecklich nahet nun der dritte:
als sie schaun, wie rings der Himmel
sich einhüllt in Regenwolken!
Froh erblickt es Don Ruggiero;
seine Leute zu ermuntern,
eilet er von Turm zu Turme.
Freudig sieht er, wie sie ringen,
seinem Heldenwort gehorchend;
doch auf einmal blickt er zürnend:
Warum säumen Jene? — denkt er:
dorthin dringen ja der Feinde
größte Schaaren! — Als er hinkommt,
schauet er zu seinem Schrecken,
schaut er seine beiden Söhne
hoch an einen Baum gebunden,
von der Feinde wilder Menge
sich im Sturm entgegentragen!
Die Geschoße zu versenden
auf die Kinder ihres Feldherrn,
zögern alle seine Krieger....
Als Ruggiero solches schauet,
steht er eine Weile starrend;
mächtig pocht das Vaterherz ihm
in der Heldenbrust. — Die Feinde
türmen Leitern schon auf Leitern,
reichen sich die Feuerbrände,
drohn die Mauer zu erklimmen! —
Da gebietet Don Ruggiero,
abgewandt sein Vaterauge:
seiner Kinder zu vergeßen,
seines Eides zu gedenken! —
Und von Steinen Hagelwolken
fliegen auf den Sturm der Feinde.
Von der Felsen Schmettern sinken
tief hinab der Leitern Türme:
doch zerschmettert sieht Ruggiero
auch den Baum mit seinen Kindern
niedersinken ins Getümmel!
Läßt, entbrannt, noch mehr Verderben
auf den neuen Sturm hinschleudern
und — der Feinde Jauchzen schwindet! —
Nacht umhüllt den ganzen Erdkreiß,
und vom Himmel strömet Regen
schwer herab mit Windes Schlägen,
labt die Krieger auf der Veste:
doch den Feinden ward der Felsen
immer schwerer zu erklimmen.
Auch die Flotte König Jakobs,
halb zerschmettert am Gestade,
kämpfet mit den wilden Wellen,
und — er läßt zum Abzug blasen! —
Froh vernahmen dieß Ruggieros
Helden, und, vom Kampfe laßend,
labten sie die müden Glieder
nun mit Ruhe, Trank und Speise. —
Doch im Innersten des Hauses
birgt Ruggiero seine Schmerzen:
er begehrt nicht Trank noch Speise!
Wie auch seine Freunde flehen,

gramvoll starrt er, bleich und stumm!
Seine Lippe netzt kein Tropfen,
doch die Wangen netzen Thränen,
Thränen um die beiden Söhne!
Und rings um die Veste hallen
des Unwetters grimme Schläge.
Von dem wildverworrnen Schlachtfeld,
als des Himmels Toben nachließ,
brachte man zu Könige Jakob
beide Knaben Don Ruggieros:
einen todt, der andre lebte!
Diesen sendet er dem Vater
reichbeschenkt, gesund und blühend:
daß er seine Thränen trockne!
Doch den andern läßt er prächtig
und mit Trauerpomp begraben,
wendet dann sich von der Veste
vor Gaeten hinzusegeln.
Alle loben seine Großmuth;
doch dem König bringt das Lob nur
tiefres Leiden, denn es sagt ihm
eine Stimme tief im Busen:
mit den Waffen soll man streiten,
nicht mit eines Vaters Schmerzen
gegen eines Helden Treue!

133.

Luther auf dem Reichstage zu Worms. 1521.

(Von Philipp Marheinecke. Geschichte der teutschen Reformation. Berlin 1816. I. Kap. 9.)

Nunmehr machte sich Luther in Begleitung des Justus Jonas, nachmaligen Probstes zu Wittenberg, des Nicolaus von Amsdorf, Petrus von Schwaven, eines dänischen Edelmannes, und des Hieronymus Schurf, Rechtsgelehrten zu Wittenberg, sammt Caspar Sturm, der ihn persönlich zu vergeleiten zum Herolde ernannt war, in Gottes Namen auf den Weg nach Worms. — Zu Eisenach wurde er krank. Er ließ sich daselbst zur Ader, und der Schultheiß der Stadt gab ihm ein edel Waßer zu trinken, worauf er entschlief und am andern Morgen weiter reisete. Wo er in eine Stadt einzog, lief ihm viel Volks entgegen, den kühnen Mann zu sehen, der gegen den Pabst sich legen dürfte. Etliche trösteten ihn auch gar schlecht, indem sie sagten: da so viele Kardinäle und Bischöfe zu Worms wären, würde man ihn allda gewis flugs zu Pulver brennen, wie dem Huß zu Constanz geschehen. Er sagte aber: wenn sie gleich ein Feuer machten, zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, wolle er doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen die großen Zähne treten und Christum bekennen und denselbigen walten laßen. Von Frankfurt aus schrieb er an Spalatin, da er inzwischen von dem Anschlag des kaiserlichen Edicts gehört: „Wir kommen, lieber Spalatine, obschon der Satan mir zum Hindernis vielerlei Unpäßlichkeit in den Weg gelegt hat, denn den ganzen Weg von Eisenach bis hierher bin ich unpaß gewesen und auch noch anjetzo auf eine mir unbekannte Weise. Ich höre auch, daß des Kaisers Caroli Mandat mir zum Schrecken sei herausgegeben worden. Christus aber lebet, derohalben wollen wir hinein in Worms, zu Trotz allen höllischen Pforten und denen, die in der Luft herrschen. Ich

habe mir fürgesetzet, den Satan zu schrecken und zu verachten. Machet uns also die Herberge zurecht."

Zu Oppenheim ließ ihn Spalatin ermahnen, er möchte sich nicht so geradezu nach Worms und in solche Gefährlichkeit begeben. Hierauf entbot er demselben: „Und wenn auch so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollt ich hinein." Als er dieses wenige Tage vor seinem Ende erzählte, setzte er hinzu: „Denn ich war unerschrocken, furchte mich nichts. Gott kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre."

Am 16. April kam er in Worms an. Vor dem Wagen ritt der kaiserliche Herold in seinem Habit, mit des Adlers Wappen und sein Knecht. Dem Wagen folgte Justus Jonas mit seinem Famulus. Viele von Adel waren ihm entgegen gefahren, und als er um zehn Uhr Morgens in die Stadt fuhr, begleiteten ihn mehr denn zweitausend Menschen bis in sein Quartier, nicht weit vom Schwan, wo Ludwig, Churfürst von der Pfalz, logirte.

Gleich am folgenden Morgen wurde er von dem Reichserbmarschall von Pappenheim citirt, auf Nachmittag in dem Reichsrath zu erscheinen, und dieser Herr holte ihn selbst um vier Uhr ab und gieng nebst dem Herold vor ihm her. Das Gedränge des Volks auf den Straßen war so groß, daß Viele, um ihn zu sehen, auf die Dächer stiegen und man, der Menge auszuweichen, durch einige Häuser und Gärten gieng. Als Luther in den Versammlungssaal treten wollte, klopfte ihm der berühmte Feldherr, Georg Frundsberg, auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein, du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Obrister auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewis, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlaßen." Ulrich von Hutten hatte ihn gleichfalls durch zwei herrliche Schreiben aufgerichtet, welche überschrieben sind: „Martin Luthern, dem unüberwindlichen Theologo und Evangelisten, meinem heiligen Freunde." Das erstere hebt also an: „Der Herr erhöre dich am Tage der Noth! Der Name des Gottes Jacob schütze dich! Er sende dir Hilfe vom Heiligthum und stärke dich aus Zion! Er gebe dir, was dein Herze wünschet und bestätige alle deine Anschläge! Er erfülle alle deine Bitten und erhöre dich von seinem heiligen Himmel! Denn was soll ich euch, allerwerthester Luther, ehrwürdigster Vater, zu dieser Zeit anders wünschen? Seid getrost und werdet stark. Ihr sehet, was es mit euch für ein Spiel werde und worauf es ankomme. Von mir könnet ihr Alles hoffen. Wenn ihr standhaft bleibet, will ich bis an meinen letzten Odem bei euch halten." — Auch in der Versammlung der

hohen Häupter, Fürsten und Grafen, Freiherrn und Bischöfe, wie auch sonstiger Abgeordneter, verbargen ihm Einige ihren Beifall nicht. Nach eines Augenzeugen Bericht waren an Zuhörern im Saal, im Vorzimmer und vor den Fenstern über fünftausend Menschen, welsch und deutsch. Von allen Seiten munterte man Luther auf, getrost und beherzt zu sein und sich vor denen nicht zu fürchten, die nur den Leib tödten können. Der Herr von Pappenheim (denn Grafen sind die von Pappenheim erst später geworden) erinnerte ihn, da er nun vor Kaiser und Ständen stund, nicht anders zu reden, er werde denn erst gefragt, und also trat Herr Johann von Eck, churtrierscher Official, hervor und fragte im Namen des Kaisers: ob er diese Bücher, die ihm als da liegend gezeigt wurden, für die seinigen erkenne und ob er, was darinnen enthalten, widerrufen wolle. Hierauf rief D. Schurf, der gleichsam als sein Advokat ihm beigegeben war: „Man zeige die Bücher mit Namen an!" Und da nun dieses geschehen war, bejahete Luther zwar die erste Frage, bat sich aber zur Beantwortung der zweiten Bedenkzeit aus, welche der Kaiser ihm auch gewährte. Es war sowohl seiner als der angesehenen Versammlung würdig in hohem Grad, in diesen hohen und heiligen Dingen die höchste Besonnenheit zu zeigen, und was Leichtsinn oder Mangel an Ernst oder gar stürmische Leidenschaft verrathen konnte, von diesem wichtigen Augenblick ganz zu entfernen. Da er nun gleich am andern Tage wieder in den Reichsrath gefordert ward, war jedermann um so mehr gespannt und begierig auf die entscheidende Antwort; wiederum wurde er zu dieser Audienz durch den Ehrenhold um vier Uhr abgeholt, mußte aber unter einer großen Menge Volks bis sechs Uhr stehen und warten; es brannten schon alle Fackeln in dem Saal der Reichsversammlung. Nachdem er endlich vorgelaßen wurde, und man ihn hieß reden, sprach er mit deutschen Worten also: „Allergnädigster Kaiser, Gnädigste Churfürsten, Fürsten und Herren! Ich erscheine als der Gehorsame auf dem Termin, so mir gestern Abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majestät und Gnaden wollen diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören; und so ich aus Unverstand vielleicht einem Jeglichen seinen gebührenden Titel nicht geben, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Geberden erzeigen sollte, mir es gnädigst zu gut halten, als der ich nicht zu Hofe gewest, sondern immer im Kloster gesteckt bin, und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in dem, was von mir bishero mit einfältigem Herzen gelehrt und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesucht habe." Hierauf machte er einen Unterschied unter seinen Büchern. Einige seien solche, darinnen er vom Glauben und christlichen Werken recht und christlich, nach selbsteigenem Zeugnis seiner Widersacher,

gelehret, die könne er nicht widerrufen. Ja, auch die päbstliche Bulle, sagte er, ob sie wohl geschwind und heftig ist, doch macht sie etliche meiner Bücher unschädlich, wiewohl sie dieselben durch ein ungeheuer widernatürlich Urtheil verdammet. In den andern greife er das Pabstthum und der Papisten Lehre an, die mit ihrer falschen Lehre und bösem Exempel die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten. „Denn Niemand," sagte er, „kann verneinen und dissimuliren, weil es die Erfahrung zeuget, und alle frommen Herzen darüber klagen, daß durch des Pabstes Gesetz und Menschenlehre der Christgläubigen Gewißen aufs allergräulichste und jämmerlichste verstrickt, beschwert und gemartert sind, auch die Güter, Gründe und Possession, vornehmlich in dieser hochberühmten deutschen Nation, mit unglaublicher Tyrannei erschöpft und verschlungen sind und noch heutiges Tages ohne Aufhören unziemlicherweise verschlungen werden." Auch diese Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch ihre Tyrannei und Bosheit stärken würde. „O! welch ein großer Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei, lieber Gott, würde ich alsdann werden!" rief er aus. Die dritte Art seiner Bücher gehe wider einige Privatpersonen, die sich unterstanden, römische Tyrannei zu vertheidigen und die gottselige Lehre, so er gelehret, zu fälschen und zu unterdrücken, darinnen er sich auch wohl zuweilen heftiger erwiesen, als es ihm seines Amtes gezieme; dieselbigen könne er aber auch nicht widerrufen, damit er nicht Ursache gebe, forthin allerlei gottlos Wesen zu vertheidigen, und neue Greuel und Wüthen anzurichten. „Doch," fuhr er fort, „weil ich ein Mensch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen, noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland seiner Lehre gethan hat, welcher, da er, vor dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefraget, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: Hab ich übel geredt, so beweise es, daß es böse sei. Hat nun der Herr, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht geweigert, Zeugnis wider seine Lehre zu hören, auch von einem geringen, schnöden Knecht, wieviel mehr ich, der Erd und Asche ist, und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob jemand Zeugnis wider meine Lehre geben wolle. Darum bitt ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserl. Maj., Chur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohes oder niedriges Standes, wolle Zeugnis geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe; so ich des überzeuget werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen, und der erste sein, der meine Büchlein ins Feuer werfen will. Aus diesem, halt ich, erscheine klärlich und öffentlich, daß ich genugsam bedacht und erwogen habe die Noth und Gefahr, das Wesen und die Zwietracht, so durch Verursachung meiner Lehre soll erwecket sein, davon ich gestern hart und stark bin erinnert worden."

Dieses und noch mehr Anderes sprach Luther deutsch, aber man wußte, der Kaiser verstund beßer spanisch, als deutsch, mochte auch die deutsche Sprache nicht leiden, „also (erzählet Luther selbst in einer Relation) dieweil ich so redete, begehrten sie von mir, ich sollte es noch einmal wiederholen mit lateinischen Worten; aber ich schwitzte sehr und war mir, des Getümmels halben und weil ich gar unter den Fürsten stund, sehr heiß. Doch sagte Herr Friedrich von Thunau: Könnet ihr es nicht thun, so ists genug, Herr Doctor. Aber ich wiederholete alle meine Worte lateinisch; das gefiel Herzog Friedrich, dem Churfürsten überaus wohl."

Dieses Alles that Luther aufs allerunterthänigste und demüthigste, schrie dabei auch nicht sehr, noch heftig, sondern redete fein sittig, züchtig und überaus bescheiden, doch mit großer Freudigkeit und Beständigkeit. Weil aber nun der Triersche Official strafend einfiel und eine runde, richtige Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, so sagte Luther: „Weil denn Kaiserl. Maj., Chur- und Fürstliche Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papst, noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind), und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeuget und mein Gewißen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewißen zu thun. Hie steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

134.

Eine feste Burg ist unser Gott.

(Von Martin Luther, nach Psalm 46.)

EIn feste burg ist vnser Gott,
ein gute wer vnd waffen.
Er hilft vns frei aus aller not,
die vns itzt hat betroffen.
Der alt böse feind,
mit ernst ers itzt meint,
groß macht vnd vil list
sein grausam rüstung ist,
auf erd ist nicht seins gleichen.

Mit vnser macht ist nichts getan,
wir sind gar bald verloren:
Es streit für vns der rechte man,
den Gott hat selbs erkoren.
Fragstu, wer der ist?
er heißt Jhesus Christ,
der Herr Zebaoth,
vnd ist kein ander Gott,
das feld muß er behalten.

Und wenn die welt vol teufel wer
vnd wolt vns gar verschlingen,
So fürchten wir vns nicht so ser,
es sol vns doch gelingen.

Der fürst diser welt,
wie saur er sich stelt,
tut er vns doch nicht,
das macht, er ist gericht,
ein wörtlein kan jn fellen.

Das wort sie sollen laßen stan
vnd kein dank dazu haben.
Er ist bei vns wol auf dem plan
mit seinem geist vnd gaben.

Nemen sie den leib,
gut, er, kind vnd weib:
laß faren dahin,
sie habens kein gewin,
das reich muß vns doch bleiben.

135.

Erkenntnis Anderer.

(Aus dem Rosenthal von Samuel v. Butschky.)

GOtt und sich selbst kennen bleibet allezeit die höchste Wißenschaft, wozu der Mensch gelangt, wenn er seinen Wandel, seine Sitten, sein Thun und Laßen spiegelt in dem unbetrüglichen Spiegel unserer Schuldigkeit, nämlich in dem geoffenbarten göttlichen Willen. Zu dem vollkommenen Selbsterkenntnis aber befördert uns gleichwohl auch nicht wenig das Erkenntnis anderer Menschen, wie nämlich dieselben in ihren Bräuchen, ihrer Gewohnheit und Weise gesittet sind. Hieran lernen wir entweder, was uns mangelt, und werden durch ihr Exempel zur Ergänzung unserer Fehler aufgemuntert, oder im Fall unsere eigenen Gewohnheiten den Preis behalten, werden wir durch solchen Gegensatz in denselben desto mehr bekräftiget.

Welcher unter uns, im Fall er nicht aller wohlanständigen Ehrbarkeit einen Scheidebrief gegeben, wird die lobwürdigen Gebräuche der Alten anders empfinden, denn als lauter Stacheln und Fackeln, die ihm sein Herze zu einem rühmlichen Nacheifer reizen und anbrennen? Welches Christen Gewißen muß nicht roth werden, dafern es nur nicht alle Tugendfarbe schon verloren und alle Scham in ihm erblichen ist, wann es vor den Spiegel eines ehrbaren Heidenthums tritt, und in demselben so manches kluge und ruhmerwerbliche Verfahren erblickt, das von beßerer und gesunderer Vernunft ist, als das, so er bisher in einem und anderm Stücke gebraucht?

Nimm weg alle Kundschaft fremder Sitten: die Sittsamkeit selbst wird gewislich bei uns nicht gar lange eine Landsaßin bleiben.

Gegeneifer nähret die Glut der Geschicklichkeit, und ein Nebenläufer frischet dir den Fuß an, daß er im Wettlaufen nicht ermüde.

Ob einer hinter oder vor mir sei, kann mich beides treiben, daß ich nicht der letzte werde. Der Schütze, welcher niemals einen andern hat sehen anschlagen, kann selber schwerlich in das Schwarze treffen.

In Einem Wort: Was uns fehlet, das sehen wir nicht allein an uns, sondern auch an Andern.

136.

Gutes Ziel.

(Von Martin Opitz.)

WEr Gott das Herze giebet,
so nie sich von ihm trennt,
Und eine Seele liebet,
die keine Falschheit kennt,
Der mag ohn Sorgen wachen,
mag schlafen wie er will,
Weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

Laß böse Zungen sprechen,
was ihnen nur gefällt,
Laß Neid und Eifer stechen,
laß toben alle Welt,
So wird er dennoch machen
was sein Gemüthe will,
Weil seine rechten Sachen
gehn auf ein gutes Ziel.

Ich lege Neid und Haßen
beständig unter mich,
Und stelle Thun und Laßen,
o Gott, allein auf dich.
Du wirst es alles machen,
thun, was mein Herze will,
Weil seine rechten Sachen,
gehn auf ein gutes Ziel.

137.

Die drei Bergleute im Kuttenberg.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

IN Böhmen liegt der Kuttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre, und verdienten damit für Frau und Kind das Brot ehrlich. Wann sie Morgens in den Berg giengen, so nahmen sie dreierlei mit: erstens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oehl versehen, drittens ihr Bißchen Brot, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe sie die Arbeit anhuben, thaten sie ihr Gebet zu Gott, daß er sie in dem Berge bewahren möchte, und darnach fiengen sie getrost und fleißig an zu arbeiten. Es trug sich zu, als sie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vornen einfiel und der Eingang verschüttet wurde. Da meinten sie begraben zu sein und sprachen: „Ach Gott! wir armen Bergleute, wir müßen nun Hungers sterben! wir haben nur einen Tag Brot zu eßen, und einen Tag Oehl auf dem Licht!“ Nun befahlen sie sich Gott und dachten bald zu sterben, doch wollten sie nicht müßig sein, so lange sie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten. Also geschah es, daß ihr Licht sieben Jahre brannte und ihr kleines Bißchen Brot, von dem sie tagtäglich aßen, ward auch nicht all, sondern blieb eben so groß, und sie meinten, die sieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da sie sich nicht ihr Haar schneiden und den Bart abnehmen konnten, waren diese ellenlang gewachsen. Die Weiber hielten unterdessen ihre Männer für todt, meinten, sie würden sie nimmermehr wiedersehen, und dachten daran, andere zu heiraten.

Nun geschah es, daß einer von den dreien unter der Erde, so recht aus

Herzensgrund, wünschte: „Ach! könnte ich noch einmal das Tageslicht sehen so wollt ich gerne sterben!" Der zweite sprach: „Ach! könnt ich noch einmal daheim mit meiner Frau zu Tische sitzen und eßen, so wollt ich gerne sterben!" Da sprach auch der dritte: „Ach! könnt ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, so wollt ich gerne sterben!" Wie sie das gesprochen hatten, so krachte der Berg gewaltig und übermächtig, und sprang von einander; da gieng der erste hin zu dem Ritz und schaute hinauf und sah den blauen Himmel, und wie er sich am Tageslicht gefreut, sank er augenblicklich todt nieder. Der Berg aber that sich immer mehr von einander, also daß der Riß größer ward; da arbeiteten die beiden andern fort, hackten sich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus. Sie giengen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuser, und suchten ihre Weiber, aber die wollten sie nicht mehr kennen. Sie sprachen: „Habt ihr denn keine Männer gehabt?" „Ja," antworteten jene, „aber die sind schon sieben Jahre todt, und liegen im Kuttenberg begraben!" Der zweite sprach zu seiner Frau: „Ich bin dein Mann!" aber sie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da sagte er: „Hol mir das Bartmeßer, das oben in dem Wandschrank liegen wird, und ein Stückchen Seife dazu." Nun nahm er sich den Bart ab, kämmte und wusch sich, und als er fertig war, sah sie, daß es ihr Mann war. Sie freute sich herzlich, holte Eßen und Trinken, so gut sie es hatte, deckte den Tisch, und sie setzten sich zusammen hin und aßen vergnügt mit einander. Wie aber der Mann satt war und eben den letzten Bißen Brot gegeßen hatte, da fiel er um und war todt. Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr in Stille und Frieden mit seiner Frau zusammen; als es herum war, zu derselben Stunde aber, wo er aus dem Berg gekommen war, fiel er und seine Frau mit ihm todt hin. Also hat Gott ihre Wünsche ihrer Frömmigkeit wegen erfüllt.

138.

Die wiedergefundenen Söhne.

(Von Herder.)

Was die Schickung schickt, ertrage,
wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
herrlich lohnt sie stillen Sinn.

Tapfer ist der Löwensieger,
tapfer ist der Weltbezwinger,
tapfrer, wer sich selbst bezwang. —

Placidus, ein edler Feldherr,
reich an Tugend und Verdienst,
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.

Wie er einst den Feind bezwungen,
wie er einst das Reich gerettet,
rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armut und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armut
still entgehn!" sprach Placidus.

„Auf! laßt uns dem Fleiße dienen!“
sprach sein Weib, „und gute Knaben,
tapfre Knaben, folget uns!“

Also giengen sie; im Walde
traf sie eine Räuberschaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder;
lange sucht der Held sie auf.
Placidus! rief eine Stimme
ihm im hochbeherzten Busen:
dulde dich, du findest sie!

Und er kam vor eine Hütte:
„Kehre, Wandrer, bei mir ein!“
Sprach der Landmann, „du bist traurig:
auf! und faße neuen Muth!
Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
wems entzieht, dem wills vergelten,
wer die Zeit erharret, siegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
eine bittre Frucht, Geduld.
Placidus, rief eine Stimme
ihm im tiefbedrängten Busen,
dulde dich, du findest sie!

So verstrichen Jahr' auf Jahre,
bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?“
sprach der Kaiser — „suchet ihn!“
Und man sucht' ihn nicht vergebens:
denn die Prüfzeit war vorüber,
und des Schicksals Stunde schlug.

Zween seiner alten Diener
kamen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner und erkannten
an der Narb ihn im Gesicht;
An der Narbe, die dem Feldherrn,
statt der Schätze, statt der Lorbeern,
einzig blieb als Ehrenmahl.

Alsobald ward er gerufen;
es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm gieng der Feinde Schrecken,
ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
gab die Lorbeern seinen Treuen,
seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefochtnem Kriege
jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
eine Mutter sich hervor:
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne!
mich, dein Weib, Eugenia!

Wie die Löwin ihre Jungen
jagt' ich sie den Räubern ab;
Nachbarlich in dieser Hütte —
komm und schau! — erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren,
meine Söhne, mir statt deiner,
deiner werth erzog ich sie!

Als die Post erscholl vom Kriege,
rufend deinen Namen aus, —
Auferweckt vom Todtentraume
rüstet' ich die Jünglinge:
Zieht, verdienet euren Vater!
streitet unerkannt, und werdet,
werdet eures Vaters werth.

Und ich seh, sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Die du, unerkannt, den Söhnen
nicht als Söhnen zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
und dein Weib, Eugenia!“ —

Was die Schickung schickt, ertrage,
wer ausharret, wird gekrönt!
Placidus, der stillgesinnte,
lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt er seinen Namen:
seinen Namen nennt die Kirche
preisend Sanct Eustachius.

139.

Das Gewißen.

(Die Geschichte der Seele, von G. H. Schubert. 1830. S. 517.)

Das Gewißen ist ein gemeinsames Gefühl des unwandelbar guten, göttlichen Willens und des eigenen, so oft abirrenden Menschenwillens. So nothwendig wie mein Geist das, was er erfahren und sich vorstellet, in den Worten seiner Menschensprache bedenkt, so nothwendig spricht mein Gemüth über sein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln in den Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des Menschen, sondern die eines göttlichen Gesetzes ist. Die That, welche, ehe ich sie geübt, der begehrenden Seele so wenig bedenklich, so menschlich, so lieblich erschienen, wollte sich die Seele auch nachmals, als der lang gehegte Wunsch zur Erfüllung gekommen, unter der ersten, harmlosen Gestalt darstellen. Da erschreckte mich eine Stimme aus dem Innern, wie die Stimme eines Donners vom Berge, und aus dem Donner zuckten Blitze, welche mein Handeln, sei dieses dem eignen oder fremden Menschenurtheil auch noch so harmlos erschienen, mit einem Lichte beleuchteten, das mich erkennen laßen, was mein Thun in Gottes Augen gewesen. Thräne des tiefsten Schmerzens, den meine Seele kennt, Thräne, nur zu oft vom Leichtsinn schnell getrocknet, dich hat mir nicht Furcht vor Menschenstrafe, nicht Furcht vor Menschenaugen und Menschenurtheil, oder ein dem Herzen des Kindes eingeprägter Wahn ausgepresst, sondern, so wahr ein Gott ist, mächtiger als ich bin, es war ein Schrecken von Gott, es waren Schauder einer Ewigkeit, die sich in das bebende Herz ergoßen, als ich gethan, was kein Mensch, sondern was nur das Gesetz in meinem Innern mir verboten. Du Spiegel von Erz, in welchem mein Wesen sich selber siehet, wie es in Gottes Lichte ist, obwohl es so oft wieder dahin gehet und vergißet, wie es gestaltet war; Spiegel von unwandelbarem Erz! wie oft hat die Lust, wenn sie vom Gesetz gereizet war, deinen Strahl zu verdecken gesucht. Aber es ist die Kraft eines verzehrenden Feuers in diesen Strahlen; die Hülle, so künstlich sie auch die lüsterne Seele gewebt, verstob alsbald in Asche.

140.

Morgengebet.

(Von Joseph Freiherrn von Eichendorff.)

O Wundersames, tiefes Schweigen!
wie einsam ists noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
als gieng' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl mich recht wie neu geschaffen,
wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt erschlaffen,
ich schäm mich des im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Sprichwörter.

141.

GEld macht nicht reich,
es sei denn reich das Herz zugleich.

Kein Unglück ist so groß,
es hat ein Glück im Schooß.

Gedulden, Schweigen, Lachen,
hilft oft in schlimmen Sachen.

Mit Vielem hält man Haus,
mit Wenigem kommt man aus.

Einem geschenkten Gaul
sieht man nicht ins Maul.

Was sich soll klären,
das muß erst gären.

Fischefangen und Vogelstellen,
verderben manchen Junggesellen.

Pillen mußt du verschlucken,
nicht im Maul zerdrucken.

Narrenhände
beschmieren Tisch und Wände.

Gewarnter Mann
gegen zwei sich wehren kann.

Er ist so krank als ein Huhn:
mag gern eßen und nichts thun.

Früh auf und spät nieder,
bringt verlornes Gut wieder.

142.

WAs dem Einen recht ist', ist dem Andern billig.
Daß Viele unrecht gehen, macht den Weg nicht recht.
Keinem Zuschauer war je eine Arbeit zu schwer.
Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist.
Wenns nicht geht, wie man will, muß mans thun, wie man kann.
Es verdirbt viel Witz in eines armen Mannes Beutel.
Man muß das Pferd, und nicht den Reiter zäumen.
Stärke wohnt nicht im Gebein, sondern im Gemüth.
Wenn dem Esel zu wohl ist, so geht er aufs Eis und bricht die Beine.
Ein tröstliches Wort ist des Gemüthes Speise.
Wer ins Feuer bläst, dem fliegen die Funken ins Auge.
Der Raupen wegen muß man den Baum nicht umhauen.

143.

ALlzuviel ist ungesund.
Ehrlich währt am längsten.
Wo nichts ist, kommt nichts her.
Dem Blinden taugt kein Spiel.
Erhalten ist beßer als erwerben.
Wer nie ausgeht, kommt nie heim.
Was nicht ist, kann noch werden.
Aller Anfang ist schwer.
Noth lehrt beten.
Das Werk lobt den Meister.
Wer schlecht hört, reimt leicht.
In viel Worten ist viel Sünde.

144.

Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, das kann werden.

(Von J. P. Hebel.)

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch. Er blieb sein Lebelang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlaßenschaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich gieng es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden,“ gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit gieng es beßer. Er wurde durch unverdroßenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

145.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

In eine lichte Rotunde schaut
hinauf mein staunender Blick;
doch Menschen haben es nicht erbaut,
dieß künstliche Meisterstück.
Seine Säulen sind nicht von Marmor, von Holz,
von keinem Metall; doch schwebet es stolz
in freier Weite, trotzt furchtbarn Gewalten,
sich selber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt seine Balken, wer zählet die Menge
der luftigen Hallen, der schwebenden Gänge?
In der Mitte die waltende Herrscherin wohnt,
in strahlender Mitte die Herrscherin thront.
Nun melde mir Kunde:
wie heißt die Rotunde?

Sie ist nicht des Himmels lasurner Bogen,
der sich spiegelt und bricht in den Meereswogen:
eine Mördergrube meine Rotunde ist,
den Pilgrim zu ihr die Herrscherin frißt.

146.

Das Spinnlein.

(Von J. P. Hebel. Allemannische Gedichte, Aarau 1820. Seite 214.)

Nei, lueget doch des spinnli a,
wies zarti fäde zwirne cha!
Bas gvatter, meinsch? chaschs au no so?
de wirsch mers, traui, blibe lo!
Es machts so subtil und so nett,
i wott nitt, aßi 's z'haspla hätt.

Wo hets di fini riste gno,
bi wellem meister hechle lo?
Meinsch, wemmes wüßt, wol mengi frau
sie wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wies si füeßli setzt,
und d'ermel streift und d'finger netzt.

Es zieht e lange faden us,
es spinnt e bruck ans nochbers hus,
Es baut e landstroß in der luft,
morn hangt se scho voll morgeduft,
Es baut e fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ene dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
potz tusig, im gallop und trap!
Jez gots ringsum, was hesch, was gisch!
sihsch, wie ne ringli worden isch!
Jez schießt es zarte fäden i:
wirds öbbe solle gwobe si?

Es ist verstunt, es haltet still,
es weiß nit recht, wos ane will,
's got weger z'ruck, i sihs em a:
's mueß näumis rechts vergeße ha.
Zwor denkt es, sel pressirt io nit,
i halt mi numme uf dermit.

Es spinnt und webt, und het kei rast,
so glichlig, me verluegt si fast;
Und 's pfarers Christoph het no gseit,
's seig jede fade zeme gleit:
Es mueß ein guti augi ha,
wers zehle und erchenne cha.

Jez putzt es sine händli ab,
es stot und haut der faden ab,
Jez sitzt es in si summerhus
und luegt die lange stroßen us;
Es seit: „Me baut si halber z'tod,
doch freuts ein au, wenns hüsli stot."

In freie lüfte wogt und schwankts
und an der liebe sunne hangts,
Si schint em fri dur d'beinli dur
und 's isch em wol; in feld und flur
Siht's mückli tanze jung und feiß,
's denkt bi nem selber: „Hätti eis!"

O tierli, wie hesch mi verzückt!
wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au di sache glert?
denk wol der, wonis alli närt,
Mit milde händen alle git:
bis z'friden! er vergißt di nit!

Do chunnt e fliege, nei wie dumm!
sie rennt em schier gar 's hüsli um!
Sie schreit und winslet weh und ach!
du arme chetzer, hesch di sach!
Hesch keini auge bi der gha?
was gön di üsi sachen a?

Lueg! 's spinnli merkts enanderno,
es zuckt und springt und het si scho.
Es denkt: „J ha vil arbet gha,
iez mueßi au ne brotis ha!"
J sags io, der wo alle git,
wenns zit isch, er vergißt ein nit.

147.

Der Iltis.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha. 1835. I. Seite 106 ff.)

Der Iltis oder Ratz hat eine hellgelbe Grundwolle, das längere Haar aber ist dunkelbraun; Mund und Ohrenrand weiß; Unterhals, Brust, Beine und Schwanz fast schwarz. Die Länge des Körpers bis zum Schwanze beträgt sechzehn bis zwanzig Zoll, die des Schwanzes sieben bis acht Zoll. Unter dem Schwanze befinden sich zwei Drüsen, aus denen sich, wenn er in Noth ist, ein starker Gestank verbreitet.

Der Iltis ist im gemäßigten Europa gemein. Während der milden Jahreszeit hält er sich in Klüften, Holzhaufen, Hamster- und Rattenlöchern, unter hohlen Ufern, in Kaninchenbauen u. s. w. auf; im Winter zieht er in Scheuern und Ställe. Im Klettern und Springen ist er lange nicht so geschickt, wie der Marder. Kann er Tauben und Hühner erbeuten, so ist er sehr froh, packt ein Stück und schleppt es eilig in seinen Schlupfwinkel. Eier trägt er in den Zähnen weg und säuft sie dann in Ruhe aus. Er frißt überhaupt Vögel und Säugethiere aller Art, wenn er sie nur überwältigen kann, vorzüglich aber Mäuse, Ratten, Hamster. Die Löcher der letztern bewohnt er ganz besonders gern. Es gibt einen furchtbaren Kampf, wann der Iltis an einen recht großen Hamster geräth, aber der letztere muß sterben. Frösche frißt er auch sehr gern, eben so Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, Kreuzottern. Der giftige Biß der letztern schadet ihm nicht; er frißt sie sammt den Giftdrüsen und Giftzähnen. In der Regel schläft der Iltis den ganzen Tag und treibt sich in der Nacht herum. Hat man einen gefangen und eingesperrt, so fährt er übrigens auch am Tage, wenn man ihn neckt, zischend und laut kneffend auf einen los und beißt gewaltig. Daß man ihn durch Wetzen eiserner Instrumente zur Wuth reizen könnte, kann ich nicht bestätigen; ich habe mehr als zwanzig lebende Iltise gehabt, und viel gewetzt, aber immer vergeblich.

Höchst lustig war es, wenn ich einen Iltis in den Stall meines Fuchses brachte. Der Fuchs, welcher nach dem Fleische des Iltis gar nicht leckert, und es, wenn jener todt ist, nicht einmal freßen mag, kann doch gegen den Lebenden seine Tücke nicht laßen. Er schleicht heran, liegt lauernd auf dem Bauche; plötzlich springt er zu, wirft den Ratz über den Haufen, und ist schon weit entfernt, wenn jener sich wieder erhebt und mürrisch die Zähne wetzt. Jetzt kommt er wieder; der Ratz springt ihm laut kneffend mit weitem Sprunge entgegen; der Fuchs weicht aus und versetzt ihm in dem Augenblicke, wo er vom Sprunge zu Boden fällt, einen Biß in den Rücken, hat aber schon wieder losgelaßen, ehe jener sich rächen kann. Nun streicht er

von fern im Kreiße um den Ratz, der sich immer nach ihm hindrehen muß; endlich schlüpft er an ihm vorbei, und hält dann den Schwanz nach ihm hin: der Ratz gedenkt dem Schwanze mit grimmigem Zahn eins zu versetzen; aber er irrt sich, denn der Fuchs hat ihn schon eiligst weggezogen und jener beißt in die Luft. Jetzt thut der Fuchs, als ob er ihn gar nicht mehr beachte. Der Ratz wird ruhig, schnuppert umher und beginnt an einem alten Knochen oder einem Kaninchenschenkel zu nagen. Das ist dem bösen Feind ganz recht. Auf dem Bauche liegend kommt er näher; seine Augen funkeln; List, Spott und Bosheit spiegeln sich zugleich in seinen Mienen, die Ohren sind gespitzt, die Zähne bloß, der Schwanz in sanft wedelnder Bewegung. Plötzlich springt er zu, packt den schmausenden Ratz beim Kragen, schüttelt ihn tüchtig, läßt ihn fallen und verschwindet. Das ist dem Ratz nicht recht; er wühlt sich, um nicht länger geschabernackt zu werden, unter das Stroh und sucht nach unten einen Ausweg. Vergebens. Der Fuchs ist wieder da, schnuppert auf dem Stroh, betastet es leise mit den Füßen, beißt plötzlich durch und fährt dann schnell zurück. Ergriff ich nun den Iltis beim Schwanze und hielt ihn dem Fuchse vors Gesicht, da hielt der Schlaukopf nicht Stand, sondern floh aus einer Ecke in die andere.

Wie zäh das Leben des Iltis ist, kann man kaum begreifen. Denkt man auch zehnmal, man hätte einen am Beine in der Falle hängenden todtgeschlagen, so wacht er doch immer wieder auf. Bei einer Jagd im Stalle stieß ich ein stumpfes Stoßeisen, das an einem über einen Zoll im Durchmeßer haltenden Holzstiele saß, so stark auf einen Iltis, daß das Holz in Stücke flog; das Thier lief aber doch noch lustig von dannen. Einem andern schoß ich einen mit langer Stahlspitze versehenen Pfeil mitten durch die Brust, so daß er am Boden fest genagelt war, dann einen mitten durchs Gehirn, so daß auch der Kopf angenagelt war. Ich zog nun den Pfeil aus der Brust, dann wollte ich auch den aus dem Kopfe ziehen, aber die Stahlspitze stak so fest im Knochen, daß sie nicht herausgieng. Als der Iltis wieder vom Boden los war, begann er, trotz der noch im Kopfe steckenden Stahlspitze, wieder tüchtig zu fauchen.

148.

Herr Baron von Münchhausen erzählt einige feine Geschichten.

(Ausgabe 1840. Seite 23 ff.)

Mir schoß auf der Jagd einmal unversehens ein fürchterlicher Wolf so nahe auf den Leib, daß mir nichts weiter übrig blieb, als ihm, dem mechanischen Instinct zufolge, meine Faust in den offenen Rachen zu stoßen. Gerade meiner Sicherheit wegen stieß ich immer weiter und weiter, und

brachte meinen Arm beinahe bis an die Schulter hinein. Was war aber nun zu thun? — Ich kann eben nicht sagen, daß mir diese unbehilfliche Situation sonderlich anstund. — Man denke nur, Stirn gegen Stirn mit einem Wolfe! — Wir äugelten uns eben nicht gar lieblich an. Hätte ich meinen Arm zurückgezogen, so wäre mir die Bestie nur desto wüthender zu Leibe gesprungen; so viel ließ sich klar und deutlich an seinen flammenden Augen heraus buchstabiren. Kurz, ich packte ihn beim Eingeweide, kehrte sein Aeußeres zu innerst, wie einen Handschuh, um, schleuderte ihn zu Boden, und ließ ihn da liegen.

Dieß Stückchen hätte ich nun wieder nicht an einem tollen Hunde versuchen mögen, welcher bald darauf in einem engen Gäßchen in St. Petersburg gegen mich anlief. Lauf, was du kannst, dacht ich. Um desto beßer fortzukommen, warf ich meinen Ueberrock ab, und rettete mich geschwind ins Haus. Den Rock ließ ich hernach durch meinen Bedienten hereinholen, und zu den andern Kleidern in die Garderobe hängen. Tags darauf gerieth ich in ein gewaltiges Schrecken durch meines Johannes Geschrei. „Herr Gott, Herr Baron, ihr Ueberrock ist toll!" Ich sprang hurtig zu ihm hinauf, und fand alle meine Kleider umhergezerret und in Stücken zerrißen. Der Kerl hatte es auf ein Haar getroffen, daß der Ueberrock toll sei. Ich kam gerade noch selbst dazu, wie er über ein schönes neues Gallakleid herfiel, und es auf eine gar unbarmherzige Weise zerschüttelte und umherzauste.

149.

Sprüche.

(Von A. F. E. Langbein. Sämmtliche Gedichte, 1838. IV. Seite 411 ff.)

Gib gern den Armen, und freundlich und still,
so bist du ein Geber, wie Gott ihn will.

Würdge das Glück keiner Bitte,
laß es vorüber gehn:
Auch aus der kleinsten Hütte
kannst du gen Himmel sehn.

Vor seiner Thür mag jeder fegen,
so ist es reinlich allerwegen.

Wie viel ihr auch die Sprache schraubt und dreht,
das beste Deutsch ist, das von Herzen geht.

Was lauft, als ob es fliege?
die Lüge.
Doch möchte sie auch noch schneller sein,
ihr folgt die Wahrheit und holt sie ein.

Fast einem klugen Manne gleicht
ein Narr, der schweigt.

150.

Märznacht.

(Von Ludwig Uhland.)

Horch, wie brauset der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! lieblicher Frühling, du nahst!

151.

Das Lied vom braven Manne.

(Von G. A. Bürger. Im Juni 1776.)

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
und schnob durch Welschland, trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
wie wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst,
auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
der Sturz von tausend Waßern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog ums Haus.
Der Zöllner sprang ins Dach hinan,
und blickt in den Tumult hinaus:
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?“

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind
er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
von beiden Ufern, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!“

Hoch auf dem fernen Ufer stand
ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn ihn! nenn ihn dann!
wann nennst du ihn, o braver Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich,
o braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Rasch gallopirt' ein Graf hervor,
auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

Wer ist der Brave? Ists der Graf?
sag an, mein braver Sang, sag an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Flut;
und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, Retter! komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Hallo! halloh! Frisch auf gewagt!“
hoch hielt der Graf den Preis empor:
Ein Jeder hörts, doch Jeder zagt,
aus Tausenden tritt keiner vor.
Der Zöllner vergebens, mit Weib und Kind, [Wind.
durchheulte nach Rettung den Strom und

Sieh! schlecht und recht ein Bauersmann
am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
an Wuchs und Haltung hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
um Retter von Allen zugleich zu sein!

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
bis ihm die Rettung ganz gelang:
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
so rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist, wer ist der brave Mann?
sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran:
doch that ers wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
so wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier,“ rief der Graf, „mein wackrer Freund!
hier ist dein Preis! Komm her! nimm hin!“
Sag an, war das nicht brav gemeint?
bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. [schlug
Doch höher und himmlischer wahrlich
das Herz, das der Bauer im Kittel trug!

„Mein Leben ist für Gold nicht feil,
arm bin ich zwar, doch eß ich satt;
Dem Zöllner werd eu'r Gold zu Theil,
der Hab und Gut verloren hat.“
So rief er mit adlichem Biederton,
und wandte den Rücken, und gieng davon.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang!
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
unsterblich zu preisen den braven Mann!

152.

Der Cirknitzer See.

(Deutsches Land, von J. C. F. Guts Muths. I. Seite 33 ff.)

An den julischen Alpen liegt in Krain der berühmte Cirknitzer See, von jeher das Wunder und Räthsel der Gegend. Oestlich von Adelsberg, da wo die Geheimnisse der Unterwelt in hundert Gewölben der Kalkfelsen verschloßen sind, breitet sich der wunderschöne See von Cirknitz aus, wie ein Spiegel von drei Quadratmeilen. Aus ihm ragen hervor fünf Inseln, und eine derselben trägt selbst das Dörfchen Ottok. Mehrere Flüßchen fallen hinein. Er ist sehr reich an Fischen und Waßervögeln, und die ganze Thalgegend umher ist romantisch schön. Nördlich erhebt sich das Slivinitza-Gebirge, westlich und südlich der große Javornik. Neun Dörfer, zwanzig Kirchen und zwei

Schlößer reihen sich um den See. Bei vielem Regen gewinnt er an Umfang, aber bei sehr trockenem Wetter verschwindet sein Gewäßer und ziehet in den geheimen Schooß der Unterwelt, begleitet vom Waßergeflügel und allen Fischen. Tritt diese wunderbare Erscheinung ein, dann läuten die Dörfer umher, um noch zu fischen so viel als möglich. Von Stunde zu Stunde sinkt tiefer der Spiegel, denn eine Menge von Löchern im Grunde des Sees verschluckt sein Gewäßer. Unterirdische Höhlen von unermeßlichem Umfang, die nie ein menschliches Auge geschaut, nehmen es auf. Jetzt schaut der Grund des Sees zum heitern Himmel hinauf, er trocknet ab; und der rührige Mensch erndtet Gras, wo er sonst fischte, er wagt zu säen und erndtet Hirse und Buchweizen, er nimmt statt des Netzes das Feuerrohr und erlegt Wildpret. So ist der wunderbare See mit Recht in dem Rufe, daß man in ihm fischen, jagen und erndten kann; bis die Zeit sich wendet, häufige Regengüße, starke Gewitter sich einstellen. Dann tritt das Gewäßer aus den Grundlöchern gewaltsam herauf. Es speiet die Unterwelt Gewäßer und Fische und Seevögel herauf, so daß binnen vier und zwanzig Stunden der See gleichsam wieder neu geschaffen ist. — Der Zusammenhang dieses Sees mit unterirdischen Waßerhöhlen, die theils unter ihm, theils höher als er liegen, gibt die Erklärung des Wunders. Man hat selbst Modelle erfunden, welche den Vorgang versinnlichen.

153.

Zauber der Nacht.

(Von Nicolaus Lenau.)

Weil auf mir, du dunkles Auge,
übe deine ganze Macht,
Ernste, wilde, träumerische,
unergründlich süße Nacht.

Nimm mit deinem Zauberdunkel
diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
einsam schwebest für und für.

154.

Wecker Wind.

(Von Wilhelm Müller.)

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
mit schwanken grünen Zweigen?
„Der junge Morgenwind ist hier
und will sich lustig zeigen.

Heraus, heraus, du Menschensohn!“
so ruft der kecke Geselle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
vor deiner Kammerschwelle!

Hörst du die Käfer summen nicht?
hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
hart an die Scheibe schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
so lang hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
an deine Fensterscheiben.
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
er wird nicht lange mehr bleiben."

155.

Die Macht der Dichter.

(Aus Heinrich von Osterdingen, von Novalis.)

IN alten Zeiten hat es sich einmal zugetragen, daß ein Dichter oder vielmehr Tonkünstler — wiewohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins sein mögen und vielleicht eben so zusammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daß also dieser Tonkünstler übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daß sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her, und sagten ihm, daß er sterben müße, weil sie beschloßen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte sie bewegen: denn sie fürchteten sich, daß er ihre bösliche That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschloßen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente vor ihren Augen freiwillig ins Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß, wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht, und sie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen, und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dieß geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Schaaren von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein mit festverstopften Ohren, und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heitrer Stirn

in den dunkeln Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied, und gieng dankbar von dannen. Nach einiger Zeit gieng er einmal am Ufer des Meeres allein, und klagte in süßen Tönen über seine verlorenen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht, und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, sich sogleich in seine Hinterlaßenschaft zu theilen angefangen. Bei dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden, und hatte sich in einen mörderischen Kampf geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und untergieng. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerrißenen Kleidern ans Land, und so kehrten durch die Hilfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

156.

Arion.

(Von Ludwig Tieck.)

Arion schifft auf Meereswogen
nach seiner theuren Heimat zu;
Es wird vom Winde fortgezogen,
die See in stiller sanfter Ruh.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht ins Morgenroth;
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
er bietet ihnen all sein Gold;
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
das Schicksal nicht wie vordem hold.

Sie aber haben es beschloßen,
nur Tod gibt ihnen Sicherheit:
Hinab ins Meer wird er gestoßen;
schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
sie schwebt in seiner schönen Hand;
In Meeresfluten hingebettet,
ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
daß laut die Wölbung widerklingt:
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
er sanft die zarten Töne singt.

Es klang sein Lied durch alle Tiefen,
die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
beschwimmen die Tritonen grün.

Arion sieht mit trunknen Blicken
lautsingend in das Seegewühl:
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
naht schon mit ihm der Felsenbank;
Arion hat den Fels errungen
und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
daß er entkam dem naßen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

157.

Steinregen.

(Von J. P. Hebel.)

MAn hat viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herab gefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christi Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkischen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2267 Jahren, hat es, so viel man weiß, acht und dreißig Mal Steine geregnet, zum Beispiel im Jahr 1492 am 4. November fiel bei Ensisheim einer, der zweihundert sechzig Pfund schwer war; im Jahre 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von zweihundert und dreihundert Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten sei gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, obs wahr sei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahre 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Orte l'Aigle im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von zwei bis dreitausend Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft.

Sonntags den 22. Mai 1808 sind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oestreich ließ durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber anstellen. Dieß ist der Erfund: Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Wege in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knalle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal so dicht, daß man nur zwölf Schritte weit zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flintenfeuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwischen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme

die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Kanoniren dachten sie nicht. Aber während als sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fieng in einem Umkreiß von ungefähr drei Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Maltersack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu sechs Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwunge. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde zwei Fuß tief heraus gegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau, und von außen mit einer schwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derselben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen sein, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht dritthalb Zentner. Alles dauerte sechs bis acht Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandnis habe, das weiß man noch nicht mit rechter Sicherheit.

158.

Aus den Abassiden.

(Gedicht in neun Gesängen, von August Graf von Platen.)

Assur und Assad, zwei Söhne Harun al Raschids, des Kalifen von Bagdad, ziehen aus, um ihren ältesten Bruder Amin aufzusuchen. Sie kommen nach acht Tagen auf den Gipfel eines Berges, von dem herab sie in eine weite Landschaft sehen, im Hintergrunde das Meer und an demselben im Halbmond gelagert eine reiche Stadt. Assur, der jüngere, geht allein in die Stadt, um dieselbe zuvor auszukundschaften, und läßt seinen Bruder Assad auf dem Berge zurück. Die Stadt aber war von Magiern bewohnt, die keinen lebendigen Gott, sondern das Feuer anbeten; alte Magier, die Pfleger des Feuers, bringen den Jüngling in ihre Gewalt, in der Absicht, ihn zur Zeit des Neumondes auf der Feuerinsel zu opfern. Assad geht, nachdem er seinen Bruder lange vergebens erwartet, auch hinab in die Stadt. Er kommt mit dem König der Magier in Streit; die Fee Melinda schenkt ihm einen Ring, der die Kraft eines einzigen Wunsches enthalte: drehe er denselben und spreche dabei ein Verlangen aus, das gerecht sei, so werde es erfüllt. Die Sklaven des Königs verfolgen ihn; athemlos langt er am Haven an, springt in ein Fahrzeug und erreicht noch ein eben absegelndes Kaufmannsschiff.

Dieses zog gen Indien, Elfenbein dort
einzuhandeln. Alle Segel schwollen,
glücklich schien die Fahrt. In weniger Tage
Frist erhob sich ein geringes Eiland,
grün und flach, vor ihrem Blick. Sie steigen
dort ans Land, weil eben Meeresstille
eingetreten war; sie nehmen alles
Kochgeräth mit sich und schüren Feuer.
Aber plötzlich schreckt ein heftiger Erdstoß,
also schiens, sie auf, und ihren Irrthum
sehn sie voll Entsetzen: was ein Eiland
Allen dünkte, war ein ruhig schlafend

hingestreckter ungeheurer Wallfisch.
Nach und nach, durch jenes Feuers Hitze
wach geworden, dehnt er seines Leibes
Riesenmasse, schleudert ab die Mannschaft,
stürzt ergrimmt sich auf das Schiff, zerschlägt es,
daß die Trümmer nach den Wolken flogen;
dann verfolgt er seine stolze Reise.

Zween Matrosen bloß, mit ihnen Assad,
retten schwimmend auf dem öden Wrack sich.
Ohne Hoffnung, zwischen Tod und Leben,
bringen dort die Nacht sie zu, der tiefste
Friede lag, wie brütend, auf dem Wasser.
Gegen Morgen aber blies der Wind sie
heftig an; zu ihrem Glück erhalten
war das Steuer, und so gut sie konnten,
lenkten sies, das mastenlose Fahrzeug
fürder treibend. Einige Fäßer Weines
lagen noch im untern Raum, und karge
Lebensmittel; doch der Wind beharrte
günstig. Assad saß am Steuerruder,
seine zwei Gefährten aber schöpften
unabläßig aus dem Wrack das Waßer.
Als zu graun begann der zweite Morgen,
sahn sie Land in duftiger Nebelferne;
doch das Fahrzeug war zu leck, und jeder
Augenblick schien ihres Lebens letzter.

Endlich zeigt sich einer Barke weißes
Segeltuch. In ihre Hände klatschten
alle drei vor Freuden unwillkürlich.
Jene Barke nähert sich, sie rufen.
Bald am Steuer zeigt ein alter Mann sich
silberhaarig; aber vorne standen
zwei gebräunte lockige Knaben, welche
mit Harpunen nach den Fischen warfen.
Als den Wrack sie gewahrten, griffen diese
schnell zum Ruder und in kurzer Frist sieht
samt den Freunden sich gerettet Assad.
Gegen Abend langt er an im Haven
einer kleinen handelsthätigen Seestadt.

Bald verdungen jene zween Matrosen
ihren Dienst an einen reichen Fischer,
der mit korkbehangenen Netzen ausfuhr.
Assad aber, auf den Rath des alten
Mannes, dem er schuldig war das Leben,
gieng am andern Morgen nach der Wohnung
eines Kaufmanns, welcher wohlbegütert
wie ein Fürst in jenem Städtchen herrschte.
Herr, begann er, Misgeschick und Schiffbruch
warfen mich an dieß Gestad, den Fremdling;
Noth bezwingt die Besten; nicht des Bettlers
Looß verdiene ich; aber euch, dem Reichen,
der der Menschenhände viel beschäftigt,
biet ich meinen jugendlichen Arm an.

Lange strich das bärtige Kinn der Kaufmann,
sinnend hin und wieder; dann versetzt er:
Weißt du Pfeil und Bogen wohl zu führen?
Ihm erwiderte darauf der Sohn des Harun:
Als ich einst mich beßerer Tage rühmte,
war die Jagd mein auserwählt Vergnügen:
unter allen meinen Freunden aber
kam als Bogenschütze keiner gleich mir.
Eine Probe gelt es, sprach der Kaufmann:
jene Waldungen gegen Westen dienen
oft zum Aufenthalt Elephantenschwärmen.
Dort begib dich Morgen hin, versuche
dein Geschick und deine Kunst! Erlegst du
wirklich einen, schneide dann die beiden
Vorderzähn ihm aus und bringe diese
mir zurück; und vom Gewinne jeder
Jagd bewahr ich dir getreu die Hälfte.

Als zu graun begann der nächste Morgen,
nahm den Bogen auf die Schulter, schnallte
sich den Köcher um der Sohn des Harun.
Durch die Haide streift er nach der öden
riesigen Waldung, halb in Gram verloren,
wann er dachte seines Bruders Assur,
halb im Kraftgefühl der Jugend fröhlich,
freien Schritts auf Gottes Erde wandelnd,
seinen Lebensunterhalt erwerbend.
Völlig elend ist der thätige Mensch nie,
und Natur in ihrer wilden Schönheit
stärkt die Seele selbst dem leidenvollsten.
Als er dieß im Geist erwägt, da sieht er

aus dem Dickicht zween Elephanten annahn,
ihre Rüßel hin und her bewegend,
und den Boden, daß es dröhnte, stampfend.
Hinter einem Myrtenbusch verbirgt sich
unser Jäger, auf des Bogens Rinne
legt den Pfeil er, zielt und trifft das Unthier:
dieses stürzt und brüllt, das andere flüchtet.
Als das Leben aus der schwerverletzten
Körperlast gewichen war, beraubt sie
ihres Elfenbeins der freudige Jüngling.
Triumphirend kehrt er heim und seinen
Herrn beschenkt er mit der stolzen Beute.

Manche Woche strich vorbei, das Glück blieb
stets dem Jäger hold, und gleich dem eignen
Sohn behandelte ihn der greise Kaufmann.
Aber als er eines Morgens wieder
durch die Wälder schweifte, kommt entgegen
ihm ein Schwarm der riesigen Ungethüme.
Hurtig stürzt ins tiefste Dickicht Assad;
eins jedoch der klugen Thiere scheint ihn
warzunehmen und verfolgt behend ihn.
Ihm entfliehn durch Schnelligkeit der Füße,
war undenkbar; aber es klimmt der Jüngling
rasch empor an einer schlanken Palme.
Wie ein Vogel auf den Vogelsteller
blickt er schelmisch aus dem sichern Gipfel
auf das grimmige Thier herab, und dieses
blickt den Jüngling wieder an mit großen,
klugen Menschenaugen. Endlich sägt es
voll geschäftiger Rührigkeit und eifrig
mit den Zähnen ab den Stamm der Palme;
diese kracht und ihre Krone zittert
wie der Wimpel eines Schiffs, und Assad
glich dem Seemann, der im höchsten Mastkorb
nistet, wenn der Sturm im Wachsen: jede
Welle schreckt ihn, und er sieht im Geist schon
eine kommen, die herunterschleudernd
taucht ins Meer ihn, das bacchantisch aufschwillt.

Doch zum Glücke für den kecken Jäger
brach der Baum allmählich, neigte langsam
seine Wipfel niederwärts, und Assad,
mit verwegenem Sprung, berührt den Boden
Unversehrt. Allein das Thier ergreift ihn
mit dem Rüßel, ihn erhebend setzt es
ihn als Reiter auf den breiten Rücken.
Drauf im Trabe jagt es fort, und endlich
sieht der Prinz in einem wiesigen Thal sich,
welches baumfrei mitten in öder Wildnis
wie von Wäldern lag umzäunt. Das Unthier
wirft den Reiter ab, und eilt von dannen.
Staunend blickt der Prinz umher, und staunend
sieht die Erde rings er mit Gebeinen
übersät und weißgebleicht: er sieht sich
am Begräbnisort der mächtigen Thiere,
wo sie hinzuschleppen ihre Todten
pflegten. Aufgehäuft zu ganzen Hügeln
lag das Elfenbein; es bürdet Assad
eine Last sich auf, so viel die Schulter
tragen mochte, Pfeil und Bogen aber
wirft er weg, denn keiner Jagd bedurft es
fürder mehr. Er pflanzt die Todeswaffen
als ein Denkmal auf, den klugen Thieren
als ein Zeichen seines Danks. Die Stelle
prägt er wohl sich ein, bezeichnet seinen
Weg mit Steinen, bis derselbe wieder
ihn zurückführt nach bekannteren Plätzen;
dann im Sturmschritt eilt zur Stadt der Jüngling.

Hocherfreut empfängt der greise Freund ihn;
täglich neue Schätze bringt er diesem,
neuen Reichthum ihm zurück. Der Kaufmann
theilt die Hälfte seines Guts mit Assad.
Aber Assad suchte nicht Bereichrung;
nur so viel behält er, um ein Fahrzeug
auszurüsten. Seine glühenden Wünsche
treiben nach der Magierstadt zurück ihn.
Eine Ladung Elfenbeins befrachtet
seinen Schiffraum. Frohe Tage wünscht er
seinem Herrn und Vater. Der erwidert:
Lebe wohl! Wo keines Wiedersehens
ferne Hoffnung schimmert, schmerzt der Abschied.

Doch getrost! Ich preise jene glücklich,
deren Küste dich empfängt und deren
Freunde deine Freunde sind: es wuchert
Glück und Segen, wo du weilst, o Jüngling!

So der Greis, die Anker sind gelichtet,
aus dem Haven schwebt das Schiff, die Segel
werden aufgezogen. Sanfte Lüfte
wehn in Assads jugendliche Locken.
Aber als die zweite Nacht herbeikam,
wölkt der Himmel schwer sich an, die Sterne
leuchten einsam durch gehäufte Nebel,
dann verlöschen alle; finster schwärzt sich
jede Purpurwoge, heftige Windsbraut
peitscht die Flut und aus der fadenlosen
Tiefe rollen ungeheure Donner.
Wetterleuchtend zuckt die Luft, die Wellen
wälzen meilenlang beschäumte Kämme,
wie ein Heer, zur Schlacht gereiht, dem Schiffskiel
dumpf entgegen; dieser steigt, gehoben
durch den aufgetürmten Schwall, zu Berge.
Trotzend länger nicht der riesigen Obmacht
eilt die Mannschaft todesmatt und triefend
nach dem untern Raum des Schiffs, es möge
nun zerschmettern oder nicht zerschmettern.
Lange wirft es hin und her sich unstät;
aber als der erste Morgenschimmer
dunkelroth im wolkigen Osten aufgieng,
legte die See sich, heftig blies der Wind noch,
doch geregelt. Aufs Verdeck begibt sich
schnell der Steuermann; allein mit Grausen
schlägt er vor die Stirne sich und jammert:
Wehe, weh uns! Alles ist verloren!
Unaufhaltsam jagt der tückische Wind uns,
zum Magnetberg jene Strömung nieder!
Nahn wir diesem, löst das ganze Fahrzeug
ohne Frist sich auf, und jede Klammer,
jeder Eisenstift und was Metallnes
sonst das Schiff zusammenhält, es trennt sich
aus den Fugen, durch den mächtigen Zauber
jenes Klippensteines angezogen!

Jammernd hört die ganze Schaar die Botschaft:
alles strengt sich an, es bietet Assad
alles auf, durch Ruderkraft das Fahrzeug
abzulenken, das der sausende Nordwind
pfeilgeschwind in schräger Lage fortjagt.
Rein und heiter war die Luft geworden,
jene kahle Klippe stund im klarsten
schroffen Umriß vor den Blicken Assads:
eine schmale Felseninsel war es,
steil und pflanzenlos, ein Heerd der Sonne.
Sieh, und plötzlich wich das ganze Fahrzeug
aus den Fugen seines Baus und theilte
seinen mächtigen Busen; nicht mit Krachen
borst es, friedlich öffnete sichs und langsam,
wie die Flügel eines Thors sich öffnen.
Bretter fluteten, Ruder, Maste, Segel,
weit zerstreut, wo mancher rüstige Schwimmer
sicherm Untergang entgegenkämpfte.

Assad, schwimmend zwischen kantigen Klippen,
schwebte zwischen Tod und Leben. Jeden
Augenblick droht ihm der Fels Zerschmettrung,
dessen schneidende, durch die Flut zerfreßne,
scharfe Spitzen hindern jede Landung.
Aber, droht der tückische Fels Gefahr ihm,
mehr Gefahr noch droht das uferlose
tiefe Bett des Oceans. Die Beute
doppelter Drangsal, wählt der hoffende Jüngling
schmerzensvolleren aber ungewißern
Untergang. So wählt ein wunder Krieger,
statt des Todes, den Natur herbeiführt,
oft Verstümmlung durch die Hand des Arztes,
die vielleicht ein qualenvolleres Ende,
doch der Rettung Möglichkeit zugleich beut.
Rings umschwimmt das kleine Felseneiland
spähend Assad, und zuletzt entdeckt er
ein Gestrüpp von immergrünen Eichen,
dessen wehende Zweige nach der Flut sich
senkten windbewegt. Mit raschem Sprunge
faßt er einen starken Ast und schwingt sich
auf den Fels. Der Insel flachen Gipfel,
bald erreicht er kletternd ihn und mühsam.

Aber ach! Wozu so vieler Arbeit [Klippe
Schweiß und Kampf? Auf einer schmalen
steht er hoffnungslos, er sieht das weite
blaue Meer und hört es mächtig branden;
doch er sieht kein Menschenschiff. Das
Eiland
bietet nichts als wilden Myrten, nirgend
war ein Obdach, nirgend eine Quelle,
während schonungslos die Sonnenpfeile
seine Scheitel treffen, seine Fersen
ihm der heiße Boden sengt; und dennoch
schwellt noch Hoffnung seinen jungen Busen.
Sieh, da tritt, indem er sinnend wandelt,
ihm ins Aug ein hohes, kreidiges Felsstück;
aber, als er näher tritt, erkennt er
statt des Steins ein weißes, ungeheures
Ei, das Ei des Vogel Rocks. Verwundert
staunt ers an, und wills zuletzt zerschlagen,
Nahrung draus zu saugen. Plötzlich aber
fällt ein keckes Wagestück in seine
stets erfinderische, wache Seele. [Werden,
Horch, und kaum war sein Gedank im
als er über sich ein lautes Schwirren
hört, und eine Wolke schien den Himmel
einzuschleiern! Doch der Vogel Rock wars,
der die mächtigen Riesenfittige senkte.
Assad wirft zu Boden sich; der Vogel
setzt sich brütend auf das Ei. Bedächtig
kriecht heran der athemlose Jüngling:
mit dem seidenen Gürtel knüpft er fest sich
an die Klaun des Flügelungeheuers.
Dieses hebt sich über eine Weile
leicht empor und schneidet durch den Aether:
eine lustige Reise für den Vogel,
eine bange für den Sohn des Harun,
übers Meer und über Länderstrecken.
Endlich schwebt das Ungethüm in langen
Kreißen über einer Schlucht, es neigt sich
allgemach, und dann berührts den Boden.
Mit der letzten Kraft ermannt sich Assad,
leise lösend seine seidne Binde.
Doch der Vogel hascht sich eine Beute,
die er ausgespäht von oben; wieder
schwingt er hoch sich dann, und war ver-
schwunden.

Seiner kaum bewußt und todtenähnlich
lag der Jüngling, bis ein tiefer Schlaf ihn
überfällt, der ihn erquickt und rettet.
Doch der Ort, wohin der Vogel trug ihn,
war das tiefe Thal der Diamanten,
durch der Felsenwände jähsten Abfall
unzugänglich jedem Erdensohne. [spärlich
Nur mit List beraubt der Mensch und
diese Thalschlucht ihrer Schätze: große
Klumpen Fleisches wälzen vom Gebirge
jährlich nieder ins Gethal die Hirten;
diese Beute lockt das Raubgevögel,
die empor sie fischen; doch am Fleische
bleiben einzele Diamanten kleben:
lärmend jagen dann die Junggesellen
jenen Thieren ihren reichen Fang ab.

Dieß das Thal, in dem erwachend Assad
um sich blickt; er sieht die wundervollen
prächtigen Steine, deren Werths er kundig.
Mit den schönsten füllt er froh die beiden
Aermel an; doch abermals erkennt er
einer fruchtlos angestrebten Rettung
Wahnversuch: die schroffen Wände bilden
einen Kerker um den Sohn des Harun.
Nahrung spendet ein Johannisbrotbaum
kärglich ihm, der aus dem Felsen aufsproß;
Hilfe sieht er nirgend. Traurig setzt er
untern Schatten sich, und fährt verzweifelnd
mit der Rechten nach der Stirn; da blitzet
in das Aug der zauberkräftge Ring ihm.
Konnt ich dich, so ruft er aus, vergeßen,
mächtiger Talisman der Fee Melinda?
Ewige Kurzsicht ist das Looß des Menschen!
Während hier ich nach Juwelen suchte,
trug den schönsten ich am eignen Finger,
der allein mich retten kann! Zu sparen
bis zum Augenblick der höchsten Noth ihn,
so befahl die Geberin des Ringes,
und ich thats; jetzt aber schlägt die Stunde
seiner Kraft und Wirksamkeit! Er sprach es,
um den Zeigfinger dreht den Ring er:
möcht ich rasch und augenblicks, so ruft er,
stehn am Thor der Magierstadt! Er hatte
kaum vollendet, als er stund am Thore

159.

Die Heilingszwerge.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Am Fluß Eger zwischen dem Hof Wildenau und dem Schloße Aicha ragen ungeheuer große Felsen hervor, die man vor Alters den Heilingsfelsen nannte. Am Fuß derselben erblickt man eine Höhle, inwendig gewölbt, auswendig aber nur durch eine kleine Oeffnung, in die man, den Leib gebückt, kriechen muß, erkennbar. Diese Höhle wurde von kleinen Zwerglein bewohnt, über die zuletzt ein unbekannter alter Mann, des Namens Heiling, als Fürst geherrscht haben soll. Einmal vor Zeiten gieng ein Weib, aus dem Dorfe Taschwitz bürtig, am Vorabend von Peter Pauli, in den Forst und wollte Beeren suchen; es wurde ihr Nacht, und sie sah neben diesem Felsen ein schönes Haus stehen. Sie trat hinein, und als sie die Thür öffnete, saß ein alter Mann an einem Tische, schrieb emsig und eifrig. Die Frau bat um Herberge und wurde willig angenommen. Außer dem alten Mann war aber kein lebendes Wesen im ganzen Gemach, allein es rumorte heftig in allen Ecken; der Frau ward greulich und schauerlich, und sie fragte den Alten: „Wo bin ich denn eigentlich?" Der Alte versetzte, „daß er Heiling heiße, bald aber auch abreisen werde: denn zwei Drittel meiner Zwerge sind schon fort und entflohen." Diese sonderbare Antwort machte das Weib nur noch unruhiger, und sie wollte mehr fragen, allein er gebot ihr Stillschweigen und sagte nebenbei: „Wäret ihr nicht gerade in dieser merkwürdigen Stunde gekommen, solltet ihr nimmer Herberge gefunden haben." Die furchtsame Frau kroch demüthig in einen Winkel und schlief sanft, und wie sie den Morgen mitten unter den Felssteinen erwachte, glaubte sie geträumt zu haben, denn nirgends war ein Gebäude da zu ersehen. Froh und zufrieden, daß ihr in der gefährlichen Gegend kein Leid widerfahren sei, eilte sie nach ihrem Dorfe zurück. Es war alles so verändert und seltsam. Im Dorfe waren die Häuser neu und anders aufgebaut, die Leute, die ihr begegneten, kannte sie nicht, und wurde auch nicht von ihnen erkannt. Mit Mühe fand sie endlich die Hütte, wo sie sonst wohnte, und auch die war beßer gebaut; nur dieselbe Eiche beschattete sie noch, welche einst ihr Großvater dahin gepflanzt hatte. Aber wie sie in die Stube treten wollte, ward sie von den unbekannten Bewohnern als eine Fremde vor die Thüre gewiesen und lief weinend und klagend im Dorf umher. Die Leute hielten sie für wahnwitzig und führten sie vor die Obrigkeit, wo sie verhört und ihre Sache untersucht wurde. Siehe da, es fand sich in den Gedenk- und Kirchenbüchern, daß grad vor hundert Jahren an eben diesem Tag eine Frau ihres Namens, welche nach dem Forst in die Beeren gegangen, nicht wieder heimgekehrt sei und auch nicht mehr

zu finden gewesen war. Es war also deutlich erwiesen, daß sie volle hundert Jahr im Felsen geschlafen hatte und die Zeit über nicht älter geworden war. Sie lebte nun ihre übrigen Jahre ruhig und sorgenlos aus, und wurde von der ganzen Gemeinde anständig verpflegt zum Lohn für die Zauberei, die sie hatte erdulden müßen.

Sprichwörter.

160.

GOtt gibt wohl die Kuh,
aber nicht den Strick dazu.

Heute mir,
morgen dir.

Der Mensch denkt,
Gott lenkt.

Je mehr Ehr,
je mehr Beschwer.

Jedes Dach
hat sein Ungemach.

Gutschmecken
macht Bettelsäcken.

Wer den Heller nicht ehrt,
ist des Thalers nicht werth.

Fromm und still,
red wenig, hör viel.

Treue Hand
geht durch alle Land.

Was Gott spart in die Länge,
das straft er mit Strenge.

Salz und Brot
macht Wangen roth.

Was sein soll,
das schickt sich wohl.

161.

DEr Fuhrmann kann nicht allweg fahren, wie er will.
Wer ein Unglück haben soll, fällt auf den Rücken und bricht die Nase.
Es müßen starke Beine sein, die gute Tage tragen wollen.
Wer den Kern eßen will, muß die Nuß knacken.
Eine blinde Henne findet wohl auch ein Korn.
Es gehen viel Wege nach Darbstädt und Mangelburg.
Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.
Ein räudig Schaf macht die ganze Heerde räudig.
Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.
Wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie am klügsten.
Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz.
Er ist nicht von Gibingen, sondern von Nemingen.

162.

WEnn Eine Gans trinkt, trinken alle.
Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen.
Ende gut, Alles gut.
Eine Hand wäscht die andere.
Handwerk hat einen goldenen Boden.
Ein Undankbarer schadet zehn Armen.
Wie das Garn, so das Tuch.
Etwas Rechts leidet nichts Schlechts.
Wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden.
Der Brävste hat die Geiß gestohlen.
Während das Gras wächst, ist das Pferd todt.
Gott hilft dem Fleißigen.

163.

Ende gut, Alles gut.

(Von J. P. Hebel.)

„Ende gut, Alles gut." Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich drei hundert vier und sechzig Tage lang bengelhaft auf, und am 31sten Dezember werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich sein können bis ans Ende, und wenns nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die Andern denkens auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Zum Beispiel du bist krank, möchtest gern eßen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gaße gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund; — oder du bist in der Lehre, und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Waßer und Brot nicht nur gesättigt, sondern auch gebeßert: — Dann lehrt das gute Ende, daß Alles gut war.

164.

Schall der Nacht.

(Aus dem Simplicissimus. Mümpelgart 1669.)

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
laß deine Stimm mit Freudenschall
aufs lieblichste erklingen!
Komm, komm, und lob den Schöpfer dein,
weil andre Vöglein schlafen ein
und nicht mehr mögen singen.
Laß dein Stimmlein
laut erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein,
und wir im Finstern müßen sein,
so können wir doch singen
Von Gottes Güt und seiner Macht,
weil uns kann hindern keine Nacht,
sein Loben zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
laß erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Echo, der wilde Widerhall,
will sein bei diesem Freudenschall
und läßet sich auch hören,
Verweist uns alle Müdigkeit,
der wir ergeben alle Zeit,
lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
laß erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Die Sterne, so am Himmel stehn,
zu Gottes Lob sich laßen sehn
und thun ihm Ehr beweisen;
Auch die Eul, die nicht singen kann,
zeigt doch mit ihrem Heulen an,
daß sie Gott auch thu preisen.
Drum dein Stimmlein
laß erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

Nun her, mein liebstes Vögelein,
wir wollen nicht die faulsten sein
und schlafend liegen bleiben;
Sondern, bis daß die Morgenröth
erfreuet diese Wälder öd,
in Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
laut erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel, hoch dort oben.

165.

Brief an Andres.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. I. Seite 136.)

DA schreib ich Ihm schon wieder, und dießmal, halt Er mir noch Stand, mein lieber Andres, dann soll Er auch fürerst Ruhe haben. Ich kann doch nicht so ins große Blaue schießen, muß doch Jemand haben, nach dem ich ziele, und Er ist mir so recht bequem und passlich, nicht zu dumm und nicht zu klug, und Sein Gemüth ist nicht böse. Will auch Brüderschaft mit Dir gemacht haben, Bruder Andres.

Was du mir von dem neuen Holzbein und von der Bärenmütze schreibst, die Du dem alten lahmen Dietrich heimlich auf sein Strohlager hast hinlegen laßen, hat mir nicht unrecht gefallen; darüber aber muß ich recht lachen, daß Dir nun nach seinem Dank 's Maul doch so wäßert. 's wäßert einem dann so, Andres, mußt aber alles hübsch hinterschlucken. Dietrich bleibt ja im Lande, kannst ja alle Tage, wenn er vorbeihinkt, Dein Holzbein noch sehen und Deine Bärenmütze. Aber dem Dank wolltest Du gar zu gern zu Leibe? Nun, reiß Dir deshalb kein Haar nicht aus, 's geht andern ehrlichen Leuten auch so; man meint Wunder, was einem damit geholfen sein werde, und ist nicht wahr; hab's auch wohl eher gemeint, aber seit Bartholomäi hab ich mich darauf gesetzt, daß ich von keinem Dank wißen will, und wenn mir nun einer damit weitläuftig angestiegen kommt, so karbatsch ich darauf los, und das alles aus purem leidigen Interesse, wahrhaftig, aus purem Interesse. Denn sieh, Andres, Du wirsts auch finden: wenn die Sach unter die Leut ist, und Dietrich gedankt hat, dann hat man seinen Lohn dahin, und 's ist alles rein vorbei; und was ist es denn groß zu geben, wenn mans hat? Wenn aber keine Seel von weiß, sieh! dann hat man noch immer den Knopf auf'm Beutel, dann ist's noch immer ein treuer Gefährt um Mitternacht und auf Reisen, und man kanns ordentlich als'n Helm auf'n Kopf setzen, wenn ein Gewitter aufsteigt. Herzlicher Dank thut wohl sanft, alter Narre, doch ist das auch keine Kleinigkeit, heimlich hinlegen, und dann dem armen Volk unsichtbar hinterm Rücken stehen, und zusehen, wies wirkt, wie sie sich freuen und handschlagen, und nach dem unbekannten Wohlthäter suchen. Und da muß man sie suchen laßen, Andres, und mit seinem Herzen in alle Welt gehen.

Aber hör, man muß auch nicht jedem Narren geben, der einen anbettelt. Die Leut wollen alle gern haben, und ist doch nicht immer gut:

Mangel ist überhaupt gesunder als Ueberfluß, und traun! glaube mir: 's ist viel leichter zu geben, als recht zu geben. Auf'n Kopf mußte Dietrich was haben, und 'n neues Bein auch, das versteht sich, aber es gibt sehr oft Fälle, wo es beßer und edler ist, abzuschlagen und hart zu thun.

Versteh mich nicht unrecht; wir sollen nicht vergeßen, wohlzuthun und mitzutheilen, das hat uns unser Herr Christus auch gesagt, und was der gesagt hat, Andres, da laß ich mich todt drauf schlagen.

Hast Du wohl eher die Evangelisten mit Bedacht gelesen, Andres? — Wie alles, was er sagt und thut, so wohlthätig und sinnreich ist! Klein und stille, daß mans kaum glaubt, und zugleich so über alles groß und herrlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt, und mans nicht begreifen kann! Und was meinst Du von einem Lande, wo seine herrliche Lehr in eines jedweden Mannes Herzen wäre? Möchtst wohl in dem Lande wohnen?

Ich habe mir einen hellen schönen Stern am Himmel ausgesucht, wo ich mir in meinen Gedanken vorstelle, daß Er da sein Wesen mit seinen Jüngern habe. Ich segne den Stern in meinem Herzen und bet ihn an, und oft, wenn ich 's Nachts unterwegen an den Rabbuni * denke und zu dem Stern aufseh, überfällt mich ein Herzklopfen und eine so kühne überirdische Unruhe, daß ich wirklich manchmal denke, ich sei zu etwas Beßerm bestimmt, als zum Brieftragen; ich trag indes immer den Weg hin, und find auch bald wieder, daß es mein Beruf sei.

Halt! 's wird schon Tag, und der Morgen guckt durch die Vorhänge ins Fenster! Junge, mir ists so wohl dahier hinter den Vorhängen in dieser Frühstund! möchte Dich gleich umarmen. Leb wohl und grüße Deinen Herrn Pastor, für den ich Respekt habe, weil er so 'n lieber guter Herr Pastor ist, und so fromm aussehend, als ob er immer an Etwas jenseit dieser Welt dächte.

166.

Christiane.

(Von Matthias Claudius. Werke, 1819. VI. Seite 96.)

Es stand ein Sternlein am Himmel,
ein Sternlein guter Art,
Das thät so lieblich scheinen,
so lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat Abends vor die Schwelle
und suchte, bis ichs fand.

Und blieb dann lange stehen,
hatt' große Freud in mir,
Das Sternlein anzusehen,
und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden,
ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
und find es nun nicht mehr.

---

* Ev. Johannis 20, 16.

167.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Oft begleit ich euch zu Schmerz und Leide
an die stille Gruft,
Oefter schwing ich mich zu eigner Freude
in die Frühlingsluft.

168.

Die Tabakspfeife.

(Von Pfeffel.)

Gott grüß euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
weist her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnem Reifchen;
was wollt ihr für den Kopf?

„O Herr, den Kopf kann ich nicht laßen!
er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, welchem Bassen
bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
der Türken Glieder mähn."

Ein andermal von euren Thaten;
hier, Alter, seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
für euren Pfeifenkopf! —

„Ich bin ein armer Kerl und lebe
von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
ich nicht um alles Gold.

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
den Feind nach Herzenslust;
Da schoß ein Hund von Janitscharen
den Hauptmann in die Brust.

Ich hub ihn flugs auf meinen Schimmel —
er hätt es auch gethan —
Und trug ihn fort aus dem Getümmel
zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände,
und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirte schenken,
der dreimal Plündrung litt —
So dacht ich; und zum Angedenken
nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
und dann nach meinem Fuß." —

Ihr rühret, Freund, mich bis zu Zähren;
o, sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
und ihn beneiden kann.

„Man hieß ihn nur den tapfern Walther,
dort lag sein Gut am Rhein."
Das war mein Ahne, lieber Alter,
und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund! Ihr sollt bei mir nun leben!
vergeßet eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walthers Reben,
und eßt von Walthers Brot! —

„Nun topp! Ihr seid sein wackrer Erbe!
ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wann ich sterbe,
die Türkenpfeife sein!"

169.

Anschlagzettel im Namen von Philadelphia.

(Von G. C. H. Lichtenberg.)

Avertissement.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein Paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von „Himmel und Hölle Beneideten" nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahr 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9. Jenner dieses Jahres anfangen, seine Einthalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu beßeren fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberea auf Otaheite mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen laßen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von eilf bis zwölf des Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von zwölf bis eins, da er speiset.

Von den Alltagsstückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten faßen laßen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchturmes auf die Jacobi-Kirche. Wenn sie ein Paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle.

   NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er sechs Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch und tractirt die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er sie zwei bis drei Löffel voll geschmolzenen Bleis nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muths und lachend auseinander.

3) Läßt er sich eine Holzart bringen, und schlägt damit einen der Herren vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da dann der Herr sogleich aufsteht und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sei? Uebrigens so gesund, wie vorher.

4) Er zieht drei bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durcheinander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt Jedem einen Schein aus. Wirft hierauf Alles in einen Koffer, und reiset damit nach Cassel. Nach acht Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stücke hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Göttingen, den 7. Jenner 1777.

170.

Kurzweilige Fragen,

Reutlingen bei Justus Fleischhauer.

1) WEr ist geschickt?
2) Wo hat Adam den ersten Löffel genommen?
3) Wo hat er aber den ersten Löffel hingethan?
4) Was sieht ein König selten und ein Bauer alle Tage?
5) Was ist nicht recht und doch keine Sünde?
6) Warum hat St. Paulus an die Korinther geschrieben?
7) Wohin geht man, wenn man zwölf Jahr alt ist?
8) Wo sitzt man, wenn man in die Schule geht?
9) Wer kann hundert Mann auf Einem Wagen in die Stadt fahren?
10) Welches sind die längsten Nächte?
11) Warum freßen die weißen Schafe mehr als die schwarzen?
12) Warum kann jeder Arme sagen, er habe keine neun Dukaten, aber Zehen?
13) Wie viel Eier kannst du nüchtern eßen?
14) Wenn fünf Gäste sind und fünf Eier aufgetragen werden, wie kann jeder ein Ei nehmen und doch zuletzt noch eines in der Schüßel bleiben?
15) Warum schabt man den Käse?
16) Warum freßen die Gänse so gerne Gras und kein Heu?
17) Welches ist die gefährlichste Jahreszeit?
18) Wie kannst du machen, daß dich im Winter die Hand nicht friere?

19) In welchem Monat eßen die Reutlinger am wenigsten?
20) Welches sind die härtesten Nüße?
21) Was geht über ein gutes Gewißen und einen gesunden Leib?
22) Je mehr du davon thust, je größer wird es: was ist das?
23) Welches ist der längste Fisch?
24) Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?
25) Wie kann man aus einem Sack voll Korn zwei solche Säcke zugleich voll machen?
26) Warum ist in Ulm ein Groschenbrot größer als in Schaffhausen?
27) Wer geht zum ersten in die Kirche?
28) Welcher Vogel sieht dem Storch am ähnlichsten?
29) Warum haben die Müller weiße Hüte?
30) Was steht zwischen Berg und Thal?
31) Es sind zween leibliche Brüder, der eine ist mein Vetter, der andere aber nicht: wie kann das sein?
32) Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?
33) Was ist das beste an einem Kalbskopf?
34) Wie weit geht der Hirsch in den Wald hinein?
35) Wann thun dem Haasen die Zähne weh?
36) Wo sagen die Füchse und Haasen einander gute Nacht?
37) Welche Kerze brennt länger, eine Wachskerze oder ein Talglicht?
38) Welche Menschen gehen auf Köpfen?
39) Ein Blinder sah einen Haasen laufen, ein Lahmer sprang ihm nach und ein Nackter steckte ihn in die Tasche: was ist das?
40) Welches ist der schwerste Stab?
41) Wie unterscheidet sich eine saure Gurke von dem Satz, daß zweimal zwei vier ist?

171.

Der vorsichtige Träumer.

(Von J. P. Hebel.)

In dem Städtlein Witlisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder über Nacht, und als er ins Bett gehen wollte, und bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändern an den Füßen fest, und legte sich also in das Bette. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiderte der Erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasscherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte.“

172.

Räthsel.

(Von J. P. Hebel.)

Mit Zweien fährt der Bürgersmann,
der Edelmann spannt Viere an,
die Hottentotten lieben
das reichgeschmückte Sechsgespann:
nun sagt, wer fährt mit Sieben?

173.

Herr Baron von Münchhausen erzählt eine Jagdgeschichte.

(Ausgabe 1840, Seite 29 f.)

Ich jagte einmal zwei ganzer Tage hinter einem Haasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schuße kommen. — An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt; allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen zu Ende. Endlich kam mir aber der Haase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen sie, was ich nun fand? — Vier Läufe hatte mein Haase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei unteren Paar müde, so warf er sich, wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun gieng es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

Nie habe ich nachher einen Haasen von der Art gefunden, und auch diesen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht so ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieser aber übertraf sein ganzes Geschlecht so sehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Dieß Thierchen war minder wegen seiner Gestalt, als wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden sie es gewis bewundert und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine ganz bis dicht unterm Leibe weglief, und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachssucher gebrauchen konnte, in welcher Eigenschaft es mir dann ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

174.

Sprichwort.

(Philander von Sittewalt, 1650. II. Seite 889.)

EIne Glocke am Klang,
einen Vogel am Gesang,
einen Mann am Gang,
einen Thoren an den Worten
kennt man an allen Orten.

175.

Sylbenräthsel.

(Von Theodor Hell.)

Ruhe sanft auf Nummer Eins,
denn dich stört nicht dein Gewißen,
auch ein schlechtes Schlummerkißen
ist doch beßer stets als keins.

Geh alsdann durch Nummer Zwei,
zwar nicht Blumen wirst du treffen,
doch wird kein Morast dich äffen
und der Weg ist felsenfrei.

Hat das Ziel erreicht dein Fuß,
schreibe dann an deine Lieben,
die zu Hause dir geblieben,
und das Ganze brauch am Schluß.

176.

Das Blut.

(Die Geschichte der Seele, von G. H. Schubert. 1830. Seite 71.)

DIe Blutmenge des ausgewachsenen Menschenleibes wird auf den fünften bis sechsten Theil seines gesammten Gewichtes geschätzt. Dieser so ansehnliche, leicht bewegliche Theil der Leibesmasse wird in der mittleren, kräftigsten Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa siebzig Bewegungen des Herzens (Pulsschläge) und achtzehn Athemzüge in Bewegung erhalten, doch ist jene Zahl der Bewegungen in dem neugebornen Kinde gerade die doppelte. So sind es Tausende von Millionen Malen, daß das Herz im kurzen Menschenleben sich bewegt und der Athem aus- und eingehet. Unwichtig und bedeutungslos zwar, wie die Zahl der Haare auf dem Haupte, erscheint die Summe dieser Wellen des lebendigen Bächleins in unserm Innern. Aber es regt diese Wogen ein allgemeiner, durch alles Lebendige wehender Odem auf, der selbst in diesem leisen Spiel der Schwingungen eines vom Leben überkleideten Waßertröpfleins erkannt wird.

177.

Das Schifflein.

(Von Ludwig Uhland.)

EIn Schifflein ziehet leise
den Strom hin seine Gleise,
Es schweigen, die drin wandern,
denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
der braune Waidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet,
das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe
schraubt jener Stift und Habe,
Und mischt mit Flötentönen
sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt stimmt sie mit Gesange
zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunter flieget,
von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,
man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder!
auf Einem Schifflein wieder?

178.

Der Trompeter.

(Von August Kopisch.)

WEnn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
kaum halt ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad der hat ihn geblasen in der Schlacht,
auch guten Freunden oft als ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt, in der grimmigsten Noth,
erscholl er ihm vom Munde, bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von ächter Art;
gedenk ich seiner, rinnet mir die Thrän in den Bart.
Herr Wirt, noch einen Krug von dem feurigsten Wein!
soll meinem Freund zur Ehr, ja zur Ehr getrunken sein.

Wir hatten musizirt in der Frühlingsnacht,
und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
Doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt,
ich trug das Horn und er die Trompet in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand!
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
und rief: Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!

Drauf setzt' er die Trompet an den Mund, und schwang
den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!

Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
als gält es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
als giengs mit Vater Blücher nach Paris hinein — —
Da donnerte das Eis, die Scholle sie zerbrach,
und wurde eine bange, bange Stille danach — —
Das Eis vergieng im Strom, und der Strom in dem Meer —
wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

179.

Die Eroberung Magdeburgs. 1631.

(Von Schiller.)

Das reiche Erzbisthum, dessen Hauptsitz die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause beseßen, welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domkapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzstift zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne Leopold dieses Erzbisthum zuzuwenden. Der Kurfürst von Sachsen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hofe erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert und von chimärischen Hoffnungen erhitzt, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Capitels, die Concurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Restitutionsedict seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden, und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diversion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich mit Hilfe einer Verkleidung in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsversammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sei, und daß ihnen Gustav Adolph seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten

Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entgieng seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mishandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündnis zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs gewißenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fieng die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolph nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen, und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolph, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Commandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich endlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedicte nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine

Zeit lang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30. März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen laßen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie sogleich in Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, gieng bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über zweitausend Mann Fußvolks und einige hundert Reiterei, eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger, ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Last aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloß stellte, während der Reichere seine Dienerschaft schickte und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgiltigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachläßigkeit im Dienst an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß mehrere schon anfiengen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen sei. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und so sehr man in allem Andern getrennt sein mochte, so einig war man, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolphs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch sein möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er der Uebergabe wegen einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben

an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sei, und die Ankunft des Königs in Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschoßen von den aufgeworfenen Batterien aufs heftigste Wall und Türme. Ein Turm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt sein, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolph hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Canonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können: er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschoßen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze

Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete der Abrede gemäß früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kam ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlaßen, und die wenigen zurückgebliebenen feßelte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschloßensten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolks einmarschieren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie in Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich

Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgiengen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelaßen wurden.

Die Würgescene fieng jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mishandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfunfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige liguistische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblicke empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun laßen. „Kommt in einer Stunde wieder," war seine Antwort; „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben." In ununterbrochener Wuth dauerten diese Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Gränzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viel tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Offiziere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens

Offiziere von der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Scharen mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf, viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als sechstausend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gaßen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brot unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Abfeurung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Trojas und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche untergieng, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

180.

Harmosan.

(Von August Graf von Platen.)

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Orus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag. *

Und als die Beute mustern gieng Medinas Fürst auf weitem Plan,
ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;

---

* Die Sassaniden, der letzte persische Herrscherstamm. Dieß Geschlecht erlosch mit Jesdegerd III., der im Jahr 640 durch den Kalifen Omar besiegt und getödtet ward.

Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt,
doch ach, die sonst so tapfre Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an, und spricht: Erkennst du nun, wie sehr
vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?
Und Harmosan erwidert ihm: In deinen Händen ist die Macht!
wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht!

Nur Eine Bitte wag ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

Was zagst du! ruft der Saracen, nie täuscht ein Moslem seinen Gast!
nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dieß getrunken hast!
Da greift der Perser nach dem Glas, und, statt zu trinken, schleudert hart
zu Boden ers auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omars Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan,
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.

Sprichwörter.

181.

Die Gesunden und die Kranken
haben ungleiche Gedanken.

Würde,
Bürde.

Fleiß bringt Brot,
Faulheit Noth.

Die Finsternis sei noch so dicht,
dem Lichte widersteht sie nicht.

Wie die Zucht,
so die Frucht.

Thäten wir, wie wir sollten,
Gott thäte, wie wir wollten.

Frisch Gemüth,
gesundes Geblüt.

Redet Geld,
so schweigt die Welt.

Lust und Liebe zum Dinge
macht Mühe und Arbeit geringe.

Frieden ernährt,
Unfrieden verzehrt.

Hoffen und Harren
macht manchen zum Narren.

Gut Gewißen
ist ein sanftes Ruhekißen.

182.

Gesundheit ist der größte Reichthum.
Wer viel fragt, wird viel innen.
Hunger macht rohe Bohnen süß.
Im Trüben ist gut fischen.
Groß und faul ist doppelter Schaden.
Viel Körner machen einen Haufen.

Fliege nicht eher, als bis du Federn hast.
Unrecht Gut gedeiht nicht.
Verstand kommt nicht vor Jahren.
Der Fuchs kann seinen Schwanz nicht bergen.
Kein Vortheil ohne Nachtheil.
Ein Keil treibt den andern.

183.

Wie es in den Wald hinein schallt, so schallt es wieder heraus.
An vielem Lachen erkennt man den Narren.
Wer sich grün macht, den freßen die Ziegen.
Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt.
Feuer im Herzen bringt Rauch in den Kopf.
Gut Ding will Weile haben.
Goldner Zaum machts Pferd nicht beßer.
Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.
Dem Fleißigen gucket der Hunger wohl zuweilen ins Fenster, aber er darf ihm nicht ins Haus kommen.
Kümmre dich nicht um ungelegte Eier.
Wer über sich haut, dem fallen die Späne in die Augen.
Die besten Gedanken kommen hinter drein.

184.

Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt.

(Von J. P. Hebel.)

„Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt." Zum Beispiel, wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: Guten Morgen. Wenn sich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: Gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: Wohl bekomms. Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in Acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blütenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: Sei willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grab vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: Gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott Manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

185.

Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

(Von Wilhelm Müller.)

Alexander Ypsilanti saß auf Munkacs hohem Turm,
an den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!"

An des Mittags Horizonte hieng sein Auge unverwandt:
„Läg ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah ins öde Land hinein,
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fieng er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
aus dem Lande meiner Väter?“ und die Wimper ward ihm schwer,
Wars von Thränen, wars von Schlummer, und sein Haupt sank in die Hand.
Seht! sein Antlitz wird so helle, träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti! sei gegrüßt und faße Muth!
in dem engen Felsenpasse, wo gefloßen ist mein Blut,
Wo in Einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti! frei wird Hellas heilges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug und Wange naß.
Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
aus dem Fenster und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

186.

Ueberfahrt von Messina nach Neapel.

(Von Goethe. Werke, 1830. 8. XXVIII. S. 222 ff.)

1.

Auf der See, Dienstag den 13. Mai 1787.

Meine Hoffnung, dießmal schneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit eher befreit zu sein, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines so mannichfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergeßen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelbläue zeigte, die man nur sehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff, schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich dünkt, sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde: Einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff, in verschiedenen Richtungen fortstreichend, nur überlisten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrene Reisende versicherten: weder Hauptmann noch Steuermann verstünden ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Werth so vieler Menschen und Güter seien sie nicht geeignet einzustehen.

Ich ersuchte diese übrigens braven Personen, ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter, denn Alles hatte sich auf das französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend. Ich stellte vor, daß Mistrauen und Sorge jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenlosen Leinwand ihr Heil gesehen.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weiße Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie sich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geschwungenen weißen Taschentüchern begrüßen, und dadurch, wechselseitig, ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt; eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brot von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich eßen sollte, was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht, wie auf der Corvette, über die vortreffliche Kost triumphirend meinen Neid zu erregen suchte, mich vielmehr dießmal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

2.

Mittwoch, den 14. Mai 1787.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig, wir beiden aber, die wir die Welt mit mahlerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden sein, denn bei Sonnenuntergang genoßen wir des herrlichsten Anblicks, den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daranstoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indes die

Felsen, die sich südwärts hinabziehen, schon einen blaulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgetürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte, daß alle Farbenkunst nicht hinreiche, diese Harmonie wiederzugeben, so wie der feinste englische Bleistift, die geübteste Hand nicht in den Stand setze, diese Linien nachzuziehen. Ich dagegen, überzeugt, daß ein weit geringeres Andenken, als dieser geschickte Künstler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchst wünschenswerth sein würde, ich ermunterte ihn, Hand und Auge zum letztenmal anzustrengen; er ließ sich bereden, und lieferte eine der genauesten Zeichnungen, die er nachher colorirte und ein Beispiel zurückließ, daß bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit ebenso begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns, und zu unserm Erstaunen entzündete sich die vesuvische Wolke, so wie auch der Wolkenstreif, je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unseres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber diese uns so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelaßen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Passagieren nicht lange in Ungewisheit. Sie, der Meeresereignisse kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und seinem Steuermann bittere Vorwürfe: daß über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sei, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sei. Aber eben diese Windstille machte jene Männer trostlos: wir befinden uns, sagten sie, schon in der Strömung, die sich um die Insel bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung gegeben ist.

Aufmerksam durch diese Reden, betrachteten wir nun unser Schicksal mit Grauen: denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterscheiden ließ, so bemerkten wir doch, daß das Schiff, schwankend und schwippend, sich den Felsen näherte, die immer finsterer vor uns standen, während über das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht

die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken: Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern, weil der Raum zu eng war, sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche besonnen auf Hilfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Capitain. Nun ward ihm alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manoeuvres beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntnis der Schiffkunst, sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewußt und nun, durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit, alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich, länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu; ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und ihr Schreien denen, von welchen allein noch Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. Die Schiffsleute versuchten noch ein Rettungsmittel, das wenigstens in die Augen fallend war: sie ließen das Boot hinunter, das freilich nur sechs bis acht Männer faßen konnte, befestigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matrosen durch Ruderschläge nach sich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß sie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte, es bald aus derselben herausgerettet zu sehen. Ob aber gerade diese Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beschaffen sein mochte, so ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und seine Mannschaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geschleudert, wie die Schmitze einer Peitsche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch diese Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechselten ab und der Zustand wuchs um so schauerlicher, da nun oben auf den Felsen die Ziegenhirten, deren Feuer man schon längst gesehen hatte, hohl aufschrien: da unten strande das Schiff! Sie riefen einander noch viel unverständliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten sie sich auf manche Beute, die sie am andern Morgen aufzufischen gedächten. Sogar der tröstliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felsen

sich so drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannschaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum äußersten käme, damit von den Felsen abzuhalten, bis denn endlich auch diese brächen, und alles verloren sei. Immer stärker schwankte das Schiff, die Brandung schien sich zu vermehren, und meine durch alles dieses wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entschluß auf, hinunter in die Cajüte zu steigen. Ich legte mich halb betäubt auf meine Matratze, doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien; denn ganz deutlich schwebte mir das Bild von Merians Kupferbibel vor Augen. Und so bewährt sich die Kraft aller sinnlich-sittlichen Eindrücke jedesmal am stärksten, wenn der Mensch ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist. Wie lange ich so in halbem Schlafe gelegen, wüßte ich nicht zu sagen; aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltiges Getöse über mir; ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wieder schleppte, dieß gab mir Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile sprang Kniep herunter, und kündigte mir an, daß man gerettet sei, der gelindeste Windshauch habe sich erhoben; in dem Augenblicke sei man bemüht gewesen, die Segel aufzuziehen, er selbst habe nicht versäumt, Hand anzulegen. Man entferne sich schon sichtbar vom Felsen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch, sie zu überwinden. Oben war alles stille; sodann kamen mehrere der Passagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten sich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unserer Fahrt erwachte, befand ich mich frisch und gesund, so wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieser Epoche gewesen war; so daß ich also auf einer längern Seereise mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck sah ich mit Vergnügen die Insel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unser Schiff in solcher Richtung, daß wir hoffen konnten, in den Golf hinein zu fahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, so erschienen nun auch die Castelle und die Stadt gerade vor uns, sodann links der Posilipo und die Erdzungen, die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für seinen Orient sehr eingenommener griechischer Priester, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage: wie sich denn Neapel zu Constantinopel verhalte, sehr pathetisch antwortete: **anche questa è una città!** — Auch dieses ist eine Stadt! — Wir langten

zur rechten Zeit im Hafen an, umsummt von Menschen; es war der lebhafteste Augenblick des Tages. Kaum waren unsere Koffer und sonstigen Geräthschaften ausgeladen und standen am Ufer, als gleich zwei Lastträger sich derselben bemächtigten, und kaum hatten wir ausgesprochen, daß wir bei Moriconi logiren würden, so liefen sie mit dieser Last wie mit einer Beute davon, so daß wir ihnen über die menschenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arme, und wir hätten wenigstens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als die neapolitanischen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verschont hatte.

187.

Meeresstille.

(Von Göthe.)

Tiefe Stille herrscht im Waßer,
ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
glatte Fläche rings umher.

Keine Luft, von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
reget keine Welle sich.

188.

König Karls Meerfahrt.

(Von Ludwig Uhland.)

DEr König Karl fuhr über Meer
mit seinen zwölf Genoßen,
Zum heilgen Lande steuert' er,
und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark,
die Wind und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh,
er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
wie um die Altekläre."*

Dann sprach der schlimme Ganelon,
er sprach es nur verstohlen:
„Wär ich mit guter Art davon,
möcht euch der Teufel holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter:
Komm, liebster Heiland, über das Meer
und führ uns gnädig weiter!"

---

* Name des Schwertes, alta clara, das hohe leuchtende.

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab euch manchen Dienst gethan,
jetzt helft mir von der Stelle!“

Herr Naimis diesen Ausspruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch süßes Waßer und guter Rath
sind oft zu Schiffe theuer.“

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
dereinst ins Trockne legen.“

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
der fieng wohl an zu singen:
„Ich wollt, ich wär ein Vögelein,
wollt mich zu Neste schwingen.“

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf uns aus der Schwere!
Ich trink viel lieber den rothen Wein,
als Waßer in dem Meere.“

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll uns nicht vergeßen!
Aeß lieber selbst einen guten Fisch,
statt daß mich Fische freßen.“

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich laß mirs halt gefallen!
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer saß,
der hat kein Wort gesprochen:
Er lenkt das Schiff mit festem Maaß,
bis sich der Sturm gebrochen.

189.

Die deutsche Turnkunst.

(Die deutsche Turnkunst, von Friedr. Ludw. Jahn und Ernst Eiselen. Berlin 1816. Vorbericht von F. L. Jahn, I—XI.)

Wie so viele Dinge in der Welt hat auch die deutsche Turnkunst einen kleinen unmerklichen Anfang gehabt. Ich wanderte gegen Ende des Jahrs 1809 nach Berlin, um den Einzug des Königs zu sehen. Bei dieser Feier gieng mir ein Hoffnungsstern auf, und nach langen Irrjahren und Irrfahrten wurde ich hier heimisch. Liebe zum Vaterlande und eigene Neigung machten mich wieder zum Jugendlehrer, was ich schon so oft gewesen. Zugleich ließ ich mein „deutsches Volksthum“ drucken.

In schöner Frühlingszeit des Jahrs 1810 giengen an den schulfreien Nachmittagen der Mittwochen und Sonnabende erst einige Schüler mit mir in Feld und Wald, und dann immer mehr und mehr. Die Zahl wuchs, und es wurden Jugendspiele und einfache Uebungen vorgenommen. So gieng es fort bis zu den Hundstagen, wo eine Unzahl von Knaben zusammenkam, die sich aber bald nachher verlief. Doch sonderte sich ein Kern aus, der auch im Winter als Stamm zusammenhielt, und mit dem dann im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz in der Hasenheide eröffnet wurde.

Jetzt wurden im Freien, öffentlich und vor jedermanns Augen von Knaben und Jünglingen mancherlei Leibesübungen unter dem Namen

Turnkunst in Gesellschaft getrieben. Damals kamen die Benennungen Turnkunst, turnen, Turner, Turnplatz und ähnliche mit einander zugleich auf.

Das gab nun bald ein gewaltig Gelaufe, Geschwatz und Geschreibe. Selbst durch französische Tagblätter mußte die Sache Gaßen laufen. Aber auch hier zu Lande hieß es Anfangs: „Eine neue Narrheit, die alte Deutschheit wieder aufbringen wollen.“ Dabei blieb es nicht. Vorurtheile wie Sand am Meer wurden von Zeit zu Zeit ruchbar. Sie haben bekanntlich niemals vernünftigen Grund, mithin wäre es lächerlich gewesen, da mit Worten zu widerlegen, wo das Werk deutlicher sprach.

Im Winter wurde nachgelesen, was über die Turnkunst habhaft zu werden. Dankbar denken wir noch an unsere Vorarbeiter Vieth und Gutsmuths. Die Größern und Herangereiften, vom Turnwesen besonders Ergriffenen, unter denen auch mein jetziger Gehülfe und Mitlehrer Ernst Eiselen war, übten sich dabei recht tüchtig und konnten im nächsten Sommer als Vorturner auftreten. Von denen, die sich damals ganz besonders auf das Schwingen legten, es nachher kunstrecht nach Folge und Folgerung ausbilden halfen und selbst große Meister darin wurden, sind zwei, Pischon und Zenker am 16ten Sept. 1813 bei der Göhrde gefallen.

Im Sommer 1812 wurden zugleich mit dem Turnplatz die Turnübungen erweitert. Sie gestalteten sich von Turntag zu Turntag vielfacher und wurden unter freudigem Tummeln im jugendlichen Wettstreben auf geselligem Wege gemeinschaftlich ausgebildet. Es ist nicht mehr genau auszumitteln, wer dieß und wer das zuerst entdeckt, ersonnen, versucht, erprobt und vorgemacht. Von Anfang an zeugte die Turnkunst einen großen Gemeingeist und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstverläugnung. Alle und jede Erweiterung und Entwickelung galt gleich als Gemeingut. So ist es noch. Kunstneid, das lächerliche Laster der Selbstsucht, des Elends und der Verzweiflung, kann keinen Turner behaften. August Thaer, der jüngste Bruder von einem Turnerdrei, brachte damals am Reck sechzig Aufschwünge einerlei Art zu Stande, die in der Folge noch auf hundert und zweiunddreißig gestiegen sind. Als Thaer während des Krieges einen im Felde erkrankten Bruder pflegte, raffte ihn 1814 die nämliche Seuche weg, von der sein Bruder genas. Zuvor hatte er auch von Mögelin aus zur Einrichtung eines Turnplatzes zu Wriezen an der Oder mit Rath und That geholfen.

Nach Beendigung des Sommerturnens von 1812 bildete sich zur wißenschaftlichen Erforschung und kunstrechten Begründung des Turnwesens aus den Turnfertigsten und Allgemeingebildetsten eine Art Turnkünstler-Verein. Er bestand jenen ganzen Winter hindurch, in dem die Franzosen auf der

Flucht von Moskau erfroren. In diesen Zusammenkünften verwaltete das Ordneramt auf meinen Wunsch und Willen Friedrich Friesen aus Magdeburg, der sich besonders auf Bauwesen, Naturkunde, schöne Künste und Erziehungslehre gelegt hatte, bei Fichte ein fleißiger Zuhörer gewesen, und bei Hagen in der Altdeutschen Sprache; vor allem aber wußte, was dem Vaterlande Noth that. Damals stand er bei der Lehr= und Erziehungs=Anstalt des Dr. Plamann, die, obwohl wenig beachtet, dem Vaterlande vortreffliche Lehrer ausgebildet. Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt, von großen Gaben und Gnaden, den Jung und Alt lieb hatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig, und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Reiter in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland heimzukehren, an dem seine Seele hielt. Von wälscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefället. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide —: Aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größeste aller Gebliebenen.

Beim Aufruf des Königs vom 3ten Febr. 1813 zogen alle wehrhafte Turner ins Feld, und die Sache stund augenblicklich wie verwaiset. Nach langem Zureden gelang es mir in Breslau, einen meiner ältesten Schüler, Ernst Eiselen, zu gewinnen, daß er während des Krieges an meiner Statt das Turnwesen fortführen wollte. Es war ihm dennoch ein harter Kampf, heim zu bleiben, obgleich Aerzte und Kriegsmänner ihm vorstellten, und eigene Erfahrung es täglich bewahrheitete, daß wegen einer frühern langwierigen Krankheit und verfehlter Heilart seine Leibesbeschaffenheit den Beschwerden des Krieges unterliegen müßte. Ich begleitete Eiselen selbst von Breslau nach Berlin, zur Zeit, als sich das preußische Heer in Marsch setzte, und die Hauptstadt schon von den Franzosen geräumt war; stellte ihn den ersten Behörden und Schulvorstehern vor, die ihm alle Unterstützung versprachen, und auch nachher Zutrauen bewiesen haben. Eiselen hat darauf in den Sommern 1813 und 1814 und in dem Zwischenwinter der Turnanstalt vorgestanden, und mit den jüngern Nichtwehrhaften das Turnwesen weiter gefördert.

Am Ende des Heumonds 1814 kam ich wieder zurück nach Berlin, und nun wurde den Spätsommer und Vorwinter sehr ernstlich an der Verbeßerung des Turnplatzes gearbeitet. Noch im Herbst bekam er einen sechzig Fuß

hohen Kletterturm, nützlich und nothwendig zum Steigen, unentbehrlich aber im flachen Lande zur Uebung des Auges für die Fernsicht. Im Winter, als die Freiwilligen heimgekehrt und manche Turner zurückgekommen waren, wurden die gesellschaftlichen Unterhaltungen über Turnkunst erneuert. Die ganze Sommerübung wurde durchdacht und durchsprochen, und so in Reden und Gegenreden die Sache klar gemacht.

Bei Napoleons Ausbruch und Wiederkunft giengen alle wehrhafte Turner abermals freiwillig zu Feld, und nur zwei, so schon die Feldzüge 1813 und 1814 mitgemacht hatten, blieben wegen Nachwehen zurück. Es mußten nun die jüngeren Heimbleibenden mit frischer Kraft wieder an das Werk gehen. Auch im Frühjahr und Sommer 1815 erhielt der Turnplatz noch wieder wesentliche Verbeßerungen und Erweiterungen, einen verschließbaren Schuppen, Kleiderrechen und Vierbaum.

Im Herbst und Vorwinter wurde das Turnwesen noch ein Mal ein Gegenstand gesellschaftlicher Untersuchung. Nachdem die Sache in einem Turnrathe reiflich erwogen und durchprüft, Meinungen verglichen, Erfahrungen vernommen und Urtheile berichtigt worden — begann man, aus allen frühern und spätern Ausarbeitungen und einzelnen Bruchstücken und Beiträgen ein Ganzes zu machen, was dann zuletzt durch meine Feder gegangen.

Wenn auch zuerst nur Einer als Bauherr den Plan entworfen, so haben doch Meister, Gesellen, Lehrlinge und Handlanger treu und redlich gearbeitet und das Ihrige mit Blick und Schick beigetragen. Das ist nicht ins Einzelne zu verzetteln. Auch soll man nicht unheiliger Weise Lebende ins Gesicht loben.

So ist die kurze Geschicht, wie Werk, Wort und Buch entstanden. Vollendet und vollkommen kann keins von allen dreien sein; aber zum Erkennen des Musterbildes mag das Buch hinwirken. Darum wird das Aufgestellte nur dargebracht, um dem Vaterlande Rechenschaft zu geben, in welchem Sein und Sinn unser Thun und Treiben waltet.

190.

Weihelied.

(Nach Matthias Claudius.)

Stimmt an mit hellem hohem Klang,
stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang,
das Waldthal hall ihn wieder.

Der alten Barden Vaterland,
dem Vaterland der Treue
Dir, niemals ausgesungnes Land,
dir weihn wir uns aufs Neue!

Zur Ahnentugend wir uns weihn,
zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichsein
und alte deutsche Sitten.

Die Barden sollen Lieb und Wein,
doch öfters Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein
in Thaten und in Weisen.

Ihr Kraftgesang soll himmelan
mit Ungestüm sich reißen,
Und jeder ächte deutsche Mann
soll Freund und Bruder heißen!

191.

Von Freiheit und Vaterland.

(Von Ernst Moritz Arndt. Juli 1813. Katechismus f. d. Teutschen Kriegs- und Wehrmann. Zwölftes Kapitel.)

Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

„Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört! Wo es dem Menschen wohl geht, da ist sein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit."

Diese sind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und seine Gelüste gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes.

Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, dünkt ihnen das Einziggewisse.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Thier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod, und von seiner Liebe nimmer laßen noch scheiden.

Das kann kein Thier, weil es leicht vergißet, und kein thierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig tichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christenthums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kalte Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch, und sollst nicht vergeßen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Muth und dein Stolz und die Gewisheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn, und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in den Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Muth.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes, und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wieder gewinnest, um was Verräther dich betrogen, und mit Blut erwerbest, was Thoren versäumten.

Denn der Sklav ist ein listiges und geiziges Thier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

192.

Zimmerspruch.

(Von Ludwig Uhland.)

Das neue Haus ist aufgericht't,
gedeckt, gemauert ist es nicht,
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein:
drum rufen wir zum Meister der Welt,
er wolle von dem Himmelszelt
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieses offne Haus.
Zuoberst woll er gut Gedeihn
in die Kornböden uns verleihn;
in die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
in die Küche Maß und Reinlichkeit,
in den Stall Gesundheit allermeist,
in den Keller dem Wein einen guten Geist;
die Fenster und Pforten woll er weihn,
daß nichts Unseligs komm herein,
und daß aus dieser neuen Thür
bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
der Segen Gottes ist im Haus.

193.

Nachtlied.

(Von Göthe.)

Ueber allen Gipfeln
ist Ruh,
In allen Wipfeln
spürest du
Kaum einen Hauch;
die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
ruhest du auch.

194.

Schwalbenliebe.

(Siehe Gemeinnützige Naturgeschichte von H. O. Lenz. Gotha 1835. II. Seite 103.)

Als Otto von Kotzebue bei Kamtschatka vor Anker lag, baute ein Schwalbenpaar ruhig sein Nest nahe bei einer Kajüte. Ungestört von dem Lärm der Arbeiten auf dem Schiffe brütete das liebende Paar seine Jungen glücklich aus, fütterte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt und zwitscherte ihnen fröhliche Lieder vor. Da entfernte sich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie schienen darüber in Erstaunen zu gerathen und umkreißten ängstlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für die Jungen, bis die Entfernung zu groß wurde. Da gieng der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe an. Lange noch umflogen sie das Schiff, verschwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, setzten sich zu ihren hungrigen Jungen, die ihnen die offenen Schnäbel entgegen streckten, und schienen sich zu beklagen, daß sie keine Nahrung für sie finden konnten. Dieses Verschwinden und Wiedererscheinen dauerte noch einige Zeit. Endlich blieben sie aus, und nun nahmen sich die Matrosen der Verwaiseten an.

Sprichwörter.

195.

Guter Rath
kommt nie zu spat.

Heute roth,
morgen todt.

Geld
regiert die Welt.

Beßer allein,
als in böser Gemein.

Muß
ist eine harte Nuß.

Narren und Affen
alles begaffen.

Faule Mädchen,
lange Fädchen.

Trink und iß,
des Armen nicht vergiß.

Morgenstunde
hat Gold im Munde.

Aufgeschoben
ist nicht aufgehoben.

Fröhlich in Ehren
soll Niemand wehren.

Glück und Glas,
wie leicht bricht das.

196.

Der Hausfrau Augen kochen wohl.
Das Beßre ist ein Feind des Guten.
Reinlichkeit ist keine Hoffart.
Wer sich in Gefahr begibt, kommt drin um.
Je leerer Faß, je größrer Klang.
Der Fleißige thut sich nimmer genug.
Wer nichts hat, kann nichts verlieren.
Beßer kleinen Zorn, denn großen Schaden.
Wer zuletzt lacht, lacht am besten.
Wer an dem Wege baut, hat viel Meister.
Armut lehrt geigen.
Beßer heimliche Schaam, als offene [Schande.

197.

Es geschieht nichts Neues unter der [Sonne.
Allzuscharf macht schartig.
Man muß mit den Wölfen heulen.
Jedem Narren gefällt seine Kappe.
Biedermanns Erbe liegt in allen Landen.
Wäre kein Dieb, so wäre kein Galgen.
Ein Esel schimpft den andern Langohr.
Wetzen hält den Mäher nicht auf.
Wer mit Ochsen fährt, kommt auch zu [Markte.
Mit Speck fängt man Mäuse.
Pflaumen kann man nicht zu Aepfeln [machen.
Wens juckt, der kratze sich.

198.

Man muß mit den Wölfen heulen.

(Von J. P. Hebel.)

„Man muß mit den Wölfen heulen." Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehen. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. Drittens: Wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so soll dir erlaubt sein, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen, und anderer Leute Schaafe freßen. Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschoßen.

199.

Graf Eberhard der Rauschebart.

(Von Ludwig Uhland.)

1. Der Ueberfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus,
er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht gehts auf blutgen Strauß,
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirschau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann gehts durch Tannenwälder ins grüne Thal gesprengt,
wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus;
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch,
Nun ists dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab:
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das obre Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild.“

„Mein Sohn! das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein, —
gib mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein,
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn.“

Da kommt ein armer Hirte in athemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.

Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
daß mirs wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt." —

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißende Wolf genannt, —
gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut."

Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rath,
ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat,
Kein Ross mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort,
wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan,
mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn;
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' ers nie vermerkt,
viel lieber möcht er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmts den Hirten des alten, hohen Herrn,
er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thus von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
so sänftlich sein getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich ächt,
drum soll man nie zertreten sein altes gutes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnismal,
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tüchtge Maurer ins Wildbad alsofort,
die sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künftgen Sommern sich jeder greise Mann,
von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

---

2. Die drei Könige zu Heimsen.

DRei Könige zu Heimsen, wer hätt es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft,
sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
bedenken und besprechen gewaltge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
und, beßer als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
dann ists der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh,
schon krähen jezt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Turm:
wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer
und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet und als der Nebel sinkt,
hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschaart,
und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
sie werfen von den Türmen mit Steinen und Geschoß.
„Nur sachte! — ruft der Greiner — euch wird das Bad geheizt,
aufdampfen solls und qualmen, daß euchs die Augen beizt!“

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
in dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein schießt man glühnde Pfeile, wie raschelts da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackerts lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
von all den rüstgen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift
und schon mit lustgem Praßeln der Türme Dach ergreift.

Ein Thor ist freigelaßen, so hats der Graf beliebt,
dort hört man wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort stürzen wohl verzweifelnd die Schlegler jezt heraus?
Nein, friedlich ziehts herüber, alswie ins Gotteshaus.

Voran drei Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
mit unbedecktem Haupte, die Augen untersich;
Dann viele Herrn und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„Willkommen! — so ruft der Greiner — willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt ich wieder dienen für den Besuch im Bad;
nur Einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist Schad!“

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
lehnt dort an seinem Spieße, nimmt alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen, — so schmollt es — das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ists ein Kartenspiel."

---

3. Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschaar;
Wild rauschen ihre Flüge um Reutlingen die Stadt,
bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
ins Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht,
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Herden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hats vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!"
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sanct Leonhard geweiht,
dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit,
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reihn,
die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon ziehn vom Urachthale die Städter fern herbei,
man hört der Männer Jauchzen, der Herden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächtgen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor,
Man hat es schier vergeßen, nun krachts mit einmal auf,
und aus dem Zwinger stürzet gedrängt ein Bürgerhauf.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
heut spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschloßen und wüthender bestürmt,
ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umtürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
die noch am Leben blieben sind müde bis ins Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Alm" — stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
hätt nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen ans Thor
manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich,
nicht jeder Knapp erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
mit Eichenlaub bekränzet, wies Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore die alte Stadt entlang,
dumpf tönet von den Türmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weißenheim eröffnet den langen Leichenzug,
er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelaßen, bis er erschlagen war,
drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt,
von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künftgen Glanz?

Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
der längst mit Klaggeberden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß zum Scherz,
hier bringt man ihrer einen, den traf der Tod ins Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug,
will Jemand alle wißen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl,
ein frostiger Willkommen! kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an den Tisch,
er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Meßer, und spricht kein Wort dabei,
und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei.

---

4. Die Döffinger Schlacht.

AM Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
Zu Döffingen wars anders, dort scholl den ganzen Tag
der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
zum festen Ort geflüchtet und hälts in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
vom edeln Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reisger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will euch zu Dienste sein."
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab sein nicht begehrt,
er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Schaaren stehn,
von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüthgen, wovon der Kamm euch schwoll."

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl ich alte Schuld,
wills Gott, erwerb ich wieder die väterliche Huld.
Nicht darf ich mit dir speisen auf Einem Tuch, du Held,
doch darf ich mit dir schlagen auf Einem blutgen Feld."

Sie steigen von den Gaulen, die Herrn vom Löwenbund,
sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!“ — er stöhnts, er röchelts dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspellt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen.“ — er rufts mit Donnerlaut;
wie rauscht sein Bart im Winde! hei, wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam listge Wort.
„Wer flieht?“ so fragen alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edeln Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge gieng,
auf rostge Degenklingen, Speereisen, Panzerring,
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab Dank, du tapfrer Degen, und reit mit mir nach Haus,
daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß.“

„Hei! — spricht der Wolf mit Lachen — gefiel euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte und nicht um euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht.“
Er sprichts und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
bei seines Ulrichs Leiche, des einzgen Sohns, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roſs,
gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reisgen Troß,
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt:
„Dem Mann ists trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?"

„Ich bring euch böse Kunde: nächt ist in unsern Trieb
der gleißend' Wolf gefallen, er nahm so viel ihm lieb."
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art."

Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstral,
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht:
„Der Knab will mich bedünken als ob er Gutes brächt."

„Ich bring euch frohe Mähre: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein."
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!

200.

Die gute Mutter.

(Von J. P. Hebel.)

Im Jahr 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen," und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus, und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedieß, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find ich ihn in Colmar nicht, so geh ich nach Straßburg, find ich ihn in Straßburg nicht, so geh ich nach Mainz." Die Andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den elsäßer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in

dem Lager nicht weit von der Straße stunden parthieenweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten stunden vor dem Lager beisammen, diskurirten mit einander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stund auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie nahe bei den Herren steht. Was gilts, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorübergefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt: daß sie jetzt etwas von ihrem Sohne erfahren könnte, ob ihn Niemand kenne, und er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Muth fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, Jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, so und so?" Der Diener sagte: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegeßen," und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General!" Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein," und „Ja, so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;" und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft eure Bagage abladen von dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen laße, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager."

Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie," da

küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und goßen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirt zurückkam, sagte er: das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und sein Glück sah; und der Erzähler sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weit aus im menschlichen Herzen, daß es so gern zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will."

201.

Trieb nach oben und unten.

(Von Friedrich Rückert.)

In allem Leben ist ein Trieb
nach unten und nach oben;
Wer in der rechten Mitte blieb
von beiden, ist zu loben.

In Hochmuth überheb dich nicht,
und laß den Muth nicht sinken!
Mit deinem Wipfel reich ins Licht
und laß die Wurzel trinken.

202.

Der Kanarienvogel.

(Von H. O. Lenz. Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1835. II. Seite 148 ff.)

In Cleve zeigte vor einiger Zeit ein Vogelsteller einen Kanarienvogel, dessen Kunststücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt waren und bewundert wurden. Der Vogelsteller nahm den Vogel heraus, setzte ihn auf seinen Zeigefinger, und redete ihn folgendermaßen an: „Du erscheinst hier, mein lieber Bijou (so hieß der Kanarienvogel), vor sehr vornehmen und verständigen Leuten, nimm dich also in Acht, daß du die Erwartung, die man sich von dir macht, nicht täuschest. Du hast Lorbeeren eingesammelt, sorge dafür, daß sie nicht verwelken." Diese ganze Zeit über schien der Vogel zuzuhorchen, und nahm dabei eine Stellung an, als ob er recht aufmerksam auf die Rede wäre, indem er sein Ohr dem Munde des Mannes entgegenbog, und, als dieser zu reden aufhörte, zweimal ganz deutlich mit dem Kopfe nickte, und war je ein Nicken verständlich und vielversprechend, so war es dieses. „Gut," sagte nunmehr der Vogelsteller, indem er seinen Hut gegen den Vogel abnahm, „laß uns denn nun sehen, ob du ein Kanarienvogel von Ehre bist. Stimm einmal ein Liedchen an." — Der Vogel sang. — „Pfui,

das ist zu hart; das klingt ja, als wenn ein heiserer Rabe krächzte. Etwas Rührendes!" — Der Vogel pfiff nun, als ob seine kleine Kehle in eine Laute verwandelt wäre. — „Rascher!" sagte der Mann; „langsamer! So ists recht. Aber was zum Henker hast du mit deinen Füßchen und deinem Köpfchen vor? Kein Wunder, daß du herauskommst, Monsieur Bijou, wenn du den Takt zu schlagen vergißest. Nun, das ist ein lieber Bijou! bravo, bravo, Männchen!" Alles, was ihm geheißen und woran er erinnert wurde, that er mit bewundrungswürdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und sein Fuß schlugen den Takt, und beide drückten sowohl die Abwechselung des Tones als der Bewegung aus. Der Ton selbst war ein treuer Widerhall des Sinnes, und zwar nach den strengsten Regeln der Musik. Bravo, bravo! hallte es von allen Seiten des Zimmers wider. „Und du bezeugst deine Dankbarkeit nicht für dieses Lob?" rief der Vogelsteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte sich auf das ehrerbietigste.

Das nächste Kunststück, das der Kanarienvogel machte, bestund darin, daß er mit einer aus einem Strohhalm gemachten Flinte den Soldaten spielte. „Du hast ein saures Stück Arbeit gehabt, mein armer Bijou," sagte der Vogelsteller, als er fertig war, „und mußt wohl etwas müde sein. Nur noch ein Paar Stückchen, und dann sollst du ausruhen. Zeig einmal den Damen, wie man einen Knix macht." Der Vogel zog nun das eine Füßchen hinter das andere, und sank und hob sich mit der vollkommensten Ungezwungenheit und Grazie. „Das ist schön, mein liebes Männchen; und nun einen Bückling." Er machte ihn, indem er zugleich den Kopf neigte und mit den Füßen scharrte. „Nun laß uns mit einem Walzer schließen, Bijou. Getroffen! recht so! lustig!" Die Lebhaftigkeit, die Genauigkeit, das Feuer, womit dieser letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Gesellschaft bis zur höchsten Bewunderung. Bijou selbst schien den Durst nach Ruhm zu fühlen, schüttelte seine kleinen Federn, und stimmte einen Jubelgesang an, in welchem man das Selbstbewußtsein des Siegers zu hören glaubte.

„Du hast es brav gemacht, was ich dir geheißen habe," sagte der Vogelsteller, indem er seinen gefiederten Liebling liebkosete; „mach also jetzt ein Schläfchen, während ich deinen Platz einnehme." Der Kanarienvogel fiel nun in einen verstellten Schlummer, und zwar so täuschend, als ob Morpheus alle seine Kraft an ihm versucht hätte; erst schloß er das eine Auge, dann das andere, dann nickte er, dann sank er so sehr auf die eine Seite, daß verschiedene von der Gesellschaft die Hände ausstreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten, und gerade, wenn diese Hände ihn zu berühren im Begriffe waren, faßte er sich wieder und sank dann eben so tief auf die andere Seite. Endlich schien ihn der Schlaf in einer festen Stellung zu halten, worauf ihn

der Mann vom Finger wegnahm, und ihn auf den Tisch legte, wo er, wie der Vogelsteller versicherte, so lange fest und ruhig schlafen würde, als er selbst seine Kunststücke machte. Allein kaum hatte er damit angefangen, als eine große schwarze Katze auf den Tisch sprang, den Vogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerstandes ungeachtet mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über diesen Verlust untröstlich, indem er mit diesem Thierchen Jahre lang sein Brot verdient hatte.

203.

Räthsel.

DIe Flotte, ewig unter Segel,
nie lauft sie aus, nie langt sie an,
und ohne Steuer, Mast und Segel
umschifft sie selbst den fernsten Plan.
Sie führt die köstlichsten der Gaben,
dem Schooß der Erde nicht entgraben,
herauf aus tiefstem Ocean.
Doch sollen ihre Schätze landen,
so müßen erst die Schiffe stranden:
bevor das Fahrzeug ist zerschellt,
beglücket nie sein Gut die Welt.

204.

Das Lied vom Samenkorn.

(Von F. A. Krummacher.)

DEr Sämann streut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land,
Und, wundersam! was er gesät,
das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schooß
und wickelt es im Stillen los:
Ein zartes Keimlein kommt hervor
und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
und fleht um Thau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn
und muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
der Himmel deckt mit weißem Schnee
der Erde Kindlein freundlich zu;
dann schlummert es in stiller Ruh.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
die Lerche singt, das Korn erwacht,
Der Lenz heißt Bäum und Wiesen blühn
und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Aehren, schlank und schön,
muß nun die Halmensaat erstehn,
Und wie ein grünes stilles Meer
im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
die Sonne auf das Aehrenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank.

205.

Der Baum des Lebens.

(Von Friedrich Rückert. Vergleiche Theil I. Nro. 25.)

Als Adam lag im Todeskampfe schon,
schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
und zu genesen hofft' er noch davon.
Seth brach das Reis, und als ers hergebracht,
war schon des Vaters Lebenshauch entflohn.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag
und Israel in der ägypt'schen Frohn.
Des Baumes Blüten giengen duftend auf,
als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
irr ward in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
beleben sollt ein andrer Davidssohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
im Leid an Waßerflüßen Babylon.
Und als der ewge Blitz vom Himmel kam,
zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
zu dienen zu dem Holz der Passion.
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
das Kreuz, und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blutge Frucht,
daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Freimund,* sieh! der Baum des Lebens wächst,
ausbreitend sich jemehr, als Stürm ihm drohn.
Die ganze Welt ruh unter seinem Schirm!
die halbe ruht in seinem Schatten schon.

206.

Das Todtenhemdchen.

(Mährchen, von den Brüdern Grimm.)

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte, ohne ihm gut zu sein,

* So nennt sich der Dichter in seinen Gedichten.

und sie hatte es auch lieber, als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank wurde und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind Nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Todtenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „Ach Mutter! hör doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen." Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen, und sagte: „Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken und ich habe Ruhe in meinem Grab." Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

207.

Das Riesenspielzeug.

(Von Adelbert v. Chamisso.)

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
ergieng sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
neugierig zu erkunden, wies unten möchte sein.

Mit wengen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei! artig Spielzeug!" ruft sie, „das nehm ich mit nach Haus."
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus,

Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt;

Und eilt mit freudgen Sprüngen, man weiß wie Kinder sind,
zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
so Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn.“

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliches bringst du in deinem Tuch herbei?
du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei.“

Sie spreitet aus das Tüchlein, und fängt behutsam an,
den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische so zierlich aufgebaut,
so klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,
der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich, und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand,
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

208.

Die Riesen und die Zwerge.

(Von Friedrich Rückert.)

Es gieng die Riesentochter, zu haben einen Spaß,
herab vom hohen Schloße, wo Vater Riese saß;
Da fand sie in dem Thale die Ochsen und den Pflug,
dahinter auch den Bauer, der schien ihr klein genug.
Die Riesen und die Zwerge!

Pflug, Ochsen und den Bauer, es war ihr nicht zu groß,
sie faßts in ihre Schürze, und trugs aufs Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese: Was hast du, Kind, gemacht?
Sie sprach: Ein schönes Spielzeug hab ich mir hergebracht.
Die Riesen und die Zwerge.

Der Vater sahs und sagte: Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu es zusammen wieder an seinen Ort geschwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Thal,
so darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl.
Die Riesen und die Zwerge!

209.

Der Gemsjäger.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Ein Gemsjäger stieg auf und kam zu dem Felsgrat, und indem er immer weiter empor klomm, weiter, als er je vorher gelangt war, stund plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gemsen, und läßest mir nicht meine Heerde? jetzt sollst dus mit deinem Blute theuer bezahlen!" Der Jäger erbleichte und wäre bald hinabgestürzt, doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewußt, daß ihm diese Gemsen gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich hier nicht wieder blicken, so verheiß ich dir, daß du jeden siebenten Tag, Morgens früh, vor deiner Hütte ein geschlachtetes Gemsthier hangen finden sollst, aber hüte dich und schone mir die andern." Der Zwerg verschwand, und der Jäger gieng nachdenklich heim, und die ruhige Lebensart behagte ihm wenig. Am siebenten Morgen hieng eine fette Gemse in den Aesten eines Baumes vor seiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnügt, und die nächste Woche giengs eben so und dauerte ein Paar Monate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seiner Faulheit, und er wollte lieber selber Gemsen jagen, möge erfolgen, was da werde, als sich den Braten zutragen laßen. Da stieg er auf, und nicht lange, so erblickte er einen stolzen Leitbock, legte an und zielte. Und als ihm nirgends der böse Zwerg erschien, wollte er eben losdrücken, da war der Zwerg hinter her geschlichen, und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

210.

Der Alpenjäger.

(Von Schiller.)

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
spielend an des Baches Ranft. —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
in des Waldes Lustgesang. —
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Blümlein warten,
die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten
wild ists auf den wilden Höhn! —
„Laß die Blümlein, laß sie blühen;
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe gieng zu jagen,
und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
an des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß zerborstner Klippen
trägt sie der gewagte Sprung.
Aber hinter ihr verwogen
folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn, loszudrücken,
legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,
ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde!
was verfolgst du meine Heerde?“

211.

Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

(Nach Matthias Claudius. Werke II. Seite 87 ff.)

Der Winter ist ein rechter Mann,
kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist ers!
er krankt und kränkelt nimmer,
Er badet sich am Eis des Meers
und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an
und läßts vorher nicht wärmen,
Und braucht sich über Fluß in Zahn
und Gliedern nicht zu härmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
weiß er sich nichts zu machen;
Ein warmes Herz, das ist sein Drang,
sonst haßt er warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr
wenns Holz im Ofen knittert,
Und an dem Ofen Knecht und Herr
die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
und Teich' und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
dann will er sich todt lachen.

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
beim Nordpol an dem Strande,
Doch hat er auch ein Sommerhaus
im lieben Schweizerlande.

Da ist er dann bald dort, bald hier,
gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
und sehn ihn an und frieren.

212.

Der Krieg.

(Von Friedrich Jacobs. Allwin und Theodor. Leipzig. 1817. Seite 16 ff.)

In den ersten Tagen des Mais führte ein Vater seine Kinder, Allwin und Theodor, in das Freie hinaus. Der Weg gieng eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In seinen weit geöffneten Thüren sahen sie schon von fern ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingiengen, und eine lustige, aus dem Innern schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Theil zu nehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen vergaß hier die Arbeiten und Mühen der vergangenen Tage. Viele spazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab, und genoßen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüten der Bäume süße Düfte hervorlockte. Männer wandelten mit Weibern, und vor ihnen hüpften ihre Kinder oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens beseelt. Die fröhlichen Töne, die sie umzogen, die heitern Strahlen der Abendsonne, und die anmuthigen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüther erheitert und in ein süßes Vergeßen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmählich verlor sich die größere Menge und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsche zur Seite eine anmuthige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen und rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Allwin und Theodor waren nicht unter den letzten. Sie fanden auf einem Rasenplatze einen Knaben sitzen, welcher zwei kleine Pfeifen blies und zur Abwechslung dazwischen sang.

Das Lied, das er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehrmalen; aber immer, wenn er gegen das Ende kam, wurde seine Stimme dumpfer und dumpfer, bis sie endlich bei den letzten Worten ganz zu erlöschen schien.

Wer einmal gekommen war, blieb stehen und hörte. Der Knabe schien etwas über zwölf Jahr alt zu sein. Seine heitere Bildung gefiel jedermann, wie er denn auch die Umstehenden unbefangen und unschuldig mit großen blauen Augen ansah. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkosete. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Anmuth, die jedermann wohlgefiel. Man wollte wißen, wer er sei, wo er herkomme, und wem er angehöre.

„Ich komme weither vom Rhein," antwortete er, „wo meine arme Mutter wohnt. Ich ziehe umher, um etwas zu verdienen."

Diese Worte erregten die Neugierde der Umstehenden noch mehr. Man verlangte seine Geschichte zu hören. Er schwieg einige Augenblicke; dann legte er seine Flöten bei Seite, drückte den Hund fester an sich und erzählte mit gefalteten Händen folgendermaßen:

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirtschaft trieb. Wir hatten ein feines Haus, nicht weit vom Fluß, und einen Garten dabei, auch einen kleinen Weinberg, dicht am Waßer. Wir hatten Pferde und Kühe und alles, was wir wünschten. Gar oft sagte mein Vater: Unsere Nachbarn sind zwar reicher, aber gewis nicht vergnügter als wir. Denn wir sind zufrieden mit dem, was uns Gott beschert, und begehren nicht mehr, als wir haben.

Das war vor dem Kriege, da gieng uns alles zu Glück. Als aber die Kriegsunruhen anfiengen, fiengen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden waren, und daß man niemand schone, weder Alt noch Jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schauderhafte Dinge und machten uns sehr bange. Oft sahen wir auch schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir giengen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf, denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohte uns ebenfalls.

Endlich fieng die Noth auch in unserer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde, bald Feinde. Aber sie waren alle gleich und verlangten immer dieß und das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohlgienge. Aber dabei nahmen sie uns alles, was wir hatten; und wenn wir ihnen alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank.

Eines Tages hörten wir ein gewaltiges Kanonenfeuer, und gegen Abend hieß es, der Feind sei geschlagen und ziehe sich mit großer Eile im Thale herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater gieng nicht zu Bette, sondern verwahrte das Haus und erwartete den Erfolg.

Früh, vor Tagesanbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durchs Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thüren aufzusprengen. Da öffnete ihnen mein Vater gutwillig — denn es waren ihrer zu viele, um sie abzuhalten — und fragte sie recht höflich, was denn ihr Begehren sei. Da verlangten sie Geld, aber viel und schnell; und einige zogen die Säbel,

andere spannten die Pistolen gegen ihn und drohten, ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte.

Ich war unter der Zeit hinausgelaufen und bat meinen Vater, ihnen doch alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend seinen Säbel über mir, um mich in Furcht zu setzen; aber ein andrer, der vom Pferde gestiegen war, faßte mich freundlich beim Kinn und streichelte mir den Kopf und sagte mir, ich sollte mich nicht fürchten. Ich fürchte mich nicht, antwortete ich, aber, um Gottes Willen, thut nur dem Vater nichts!

Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten sie mich und die Mutter in Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus und drohten, uns mitzunehmen oder ums Leben zu bringen. Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes, ich weiß nicht wie viel, und gab es ihnen. Aber sie waren nicht zufrieden, sondern fluchten entsetzlich, und einige stiegen schon ab, um selbst zu suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüße in der Nähe. Da erschraken sie, stiegen hastig wieder auf und jagten mit ihrer Beute auf und davon.

Als sie weg waren, dankten wir alle Gott, daß nichts Schlimmeres geschehen war. Aber mein Vater war still und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahnet, das uns bevorstund.

Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, und keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungestüm Geld verlangten. Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm so arg wurde, um meinem armen Vater zu Hilfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn, und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab; und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen."

Der Knabe hielt bei diesen Worten inne; Thränen rollten über seine Wangen, und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah," fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, „warf sie sich über meinen armen Vater her, und schrie und weinte, bis ihr die Stimme vergieng. Da glaubte ich, sie sei auch todt, und setzte mich neben sie, und wollte auch sterben. Die Reiter waren unterdessen in das Haus gegangen, und rafften zusammen, was sie fanden. Dann ritten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich nicht weiter um uns.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte; bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hilfe suchen. Aber ich war in einer so großen Angst, daß

ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreien; und das hörte niemand; denn unser Haus lag einzeln. Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme, und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre? Ich konnte vor Freude nicht antworten, und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erstickten meine Worte. Aber, ach! in dem Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unseres Hauses empor. Meine Mutter raffte sich auf, und wollte in das brennende Haus hinein. Aber ich hielt sie fest und ließ sie nicht los. Denn sie wäre gewis in dem Feuer umgekommen. Das Haus stund mit einem Mal in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen; aber alle Hilfe war umsonst; das Haus brannte nieder, und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen. Nun versammelten sich viele Leute um uns, und beklagten unser Unglück. Und jeder erzählte etwas, das ihm begegnet war, der eine dies, der andere das; denn es war niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch niemand, als mein armer Vater.

Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank, denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel gewesen; und noch wußten wir nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Meine Mutter saß immer neben meinem todten Vater und hielt mich fest auf ihrem Schooße: damit sie mich nicht auch verlöre, sagte sie. Da kam eine arme Wittwe aus der Nachbarschaft, der mein Vater in beßern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Die bat meine Mutter, aufzustehen und mit in ihre Hütte zu gehen. Sie wollte alles mit uns theilen, sagte sie, was sie in ihrer Armut hätte.

Den andern Tag begruben sie meinen Vater, und der Pfarrer predigte an dem Grabe und sagte: mein Vater wäre nun im Himmel, denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. Und das ist auch gewis wahr; denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes.

Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker, und setzte mich auf das Grab, und weinte, und rief meinen Vater mit Namen; und dann betete ich, und nahm mir vor, auch so gut zu werden, wie er. So saß ich lange auf dem Grabe, und konnte nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an; und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte."

Bei diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn fest dagegen. Dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank, und wir lebten sehr kärglich. Unsere gute Wirtin hatte nur wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen. Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich eines Tages zu ihr:

„Liebe Mutter, ihr seid so traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können. Aber seid nur getrost! Kann ich nicht die Doppelpfeife spielen und allerlei Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben, und Musik machen, wie der blinde Nepomuk, der sonst immer mit seinem Enkel hieher kam; so seid ihr eine Sorge los, und ich denke etwas zu verdienen. Dann komme ich wieder zurück und bringe euch mit, was ich erworben habe.“ — Meine Mutter antwortete nichts; ich aber schickte mich zur Reise an, bat meine Wirtin um etwas Brot, rief den Hund und wollte hinaus. Da meine Mutter nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlaßen, sondern schalt mich und stritt und bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch alles genommen hatten; der sagte: „Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen; Gott wird ihn behüten!“ Und da ich auf meinem Vorhaben bestund, sagte sie endlich unter vielen Thränen: „Nun so geh in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibest.“

Da gab ich ihr die Hand und gieng fort; und es sind nun zwei Monate, daß ich herumziehe und Musik mache, und noch ist mir nichts Uebels begegnet. Ich habe mir schon einiges gespart, und wann es noch mehr ist, kehre ich wieder nach Hause zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge um mich haben mag.“

Mit diesen Worten endigte der Knabe seine Geschichte, und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen wog und zwischen beide Hände drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freigebig und liebkoseten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir kommen?“ — Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will euch so viele Lieder spielen, als ich weiß.“ — Der Mann lächelte und gieng mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindesstatt angenommen hatte und für seine Mutter Sorge trug.

213.

Turmwächterslied.

(Von De la Motte Fouqué.)

Am gewaltgen Meer
in der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
an die Felsen kracht,
da schau ich vom Turm hinaus.

Ich erheb einen Sang
aus starker Brust,
Und mische den Klang
in die wilde Lust,
in die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
in das Sturmgeroll,
verkünd es weit durch die Nacht,
Wo wanket ein Schiff
durch die Flut entlang,
Wo schwindelt am Riff
des Wanderers Gang,
daß oben ein Mensch hier wacht:

Ein kräftiger Mann,
recht frisch bereit,
Wo er helfen kann,
zu wenden das Leid
mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.

Ist zu schwarz die Nacht,
ist zu fern der Ort,
Da schickt er mit Macht
seine Stimme fort
mit Trost über See und Land.

Wer auf Wogen schwebt,
sehr leck sein Kahn,
Wer im Walde bebt,
wo sich Räuber nahn,
der denke: Gott hilft wohl gleich.

Wen das wilde Meer
schon hinunter schlingt,
Wem des Räubers Speer
in die Hüfte dringt,
der denk an das Himmelreich!

214.

Der Waßerfall auf Neuseeland.

(J. R. Forsters Reise um die Welt, beschrieben von Georg Forster. 1784. 8. I. S. 153 ff.)

Am 11ten April (1773) schien uns die klare und helle Luft einen schönen Tag zu versprechen, der uns sehr erwünscht war, weil wir seit unserer Ankunft in Dusky=Bay des naßen Wetters halber unsere Segel und unser Leinenzeug noch nicht hatten trocknen können. Da die Boote heute zu missen waren, so ließen wir uns, um Naturalien aufzusuchen, nach der Bucht übersetzen, wo wir das erste indianische Boot angetroffen und von weitem auch einen Waßerfall gesehen hatten, von welchem diese Bucht Cascade=Cove oder Cascaden=Bucht war benannt worden. Dieser Waßerfall scheint in einer Entfernung von anderthalb englischen Meilen eben nicht beträchtlich zu sein; dieß rührt aber daher, daß er sehr hoch liegt. Denn nachdem wir angelangt waren, mußten wir den Berg, auf welchem er gelegen ist, wenigstens sechshundert Fuß hoch hinauf klettern, ehe wir ihn völlig zu Gesicht bekamen. Von dort her ist die Aussicht groß und prächtig. Der Gegenstand, der zuerst in die Augen fällt, ist eine klare Waßersäule, die gegen vierundzwanzig bis dreißig Fuß im Umfange hält, und mit reißendem Ungestüm sich über einen senkrecht stehenden Felsen, aus einer Höhe von ungefähr dreihundert Fuß, herabstürzt. Am vierten Theile der Höhe trifft diese Waßersäule auf ein hervortretendes Stück desselben Felsens, der von da an etwas abhängig zu werden anfängt, und schießt alsdann in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr fünfundsiebzig Fuß breiten Waßerwand über den hindurch=

scheinenden flachen Felsenrücken weg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Waßer an zu schäumen, und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr hundertundachtzig Fuß im Umfange halten mag und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsenwand eingefaßt, vorn aber von großen und unordentlich übereinander gestürzten Steinmassen eingeschloßen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus, und fällt schäumend und schnell am Abhange des Berges in die See herab. Mehr als dreihundert Fuß weit umher fanden wir die Luft mit Waßerdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Falle entsteht und so dicht war, daß er unsere Kleider in wenig Minuten dermaßen durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns indessen durch diese kleine Unannehmlichkeit im geringsten nicht abhalten, dieß schöne Schauspiel noch von mehreren Seiten her zu betrachten, und stiegen zu dem Ende auf die höchsten Steine vor dem Becken. Wenn man von hier aus in dasselbe hinab sah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hoch stehender Mittagssonne in den Dünsten der Cascade völlig kreißrund und sowohl vor als unter uns zu sehen war. Außer und neben diesem Licht- und Farbenkreiße war auch der Waßerstaub mit denselben Farben, aber in verkehrter Ordnung, gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Erscheinung stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Anschein nach die Gewalt des vom Berge herabkommenden Waßers zusammengetürmt hatte; über diesen hinaus erhub sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von etwa hundert funfzig Fuß, und auf diese war eine fünf und siebenzig Fuß hohe senkrechte Felsenwand, mit Grün- und Buschwerk überwachsen, aufgesetzt. Weiter zur Rechten sah man Gruppen von gebrochenen Felsen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerhand Blumen verschiedentlich schattirt, und der dort herkommende Strom ist zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr vierzig Fuß das Waßer gegen die Strahlen der Sonne decken. Das Getöse des Waßerfalls ist so heftig und schallt von den benachbarten widertönenden Felsen so stark zurück, daß man keinen andern Laut dafür unterscheiden kann. Die Vögel schienen sich deshalb auch etwas davon entfernt zu halten, weiter hin aber ließ sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels und der bezaubernde Gesang verschiedener Baumläufer oder Baumkletterer an allen Seiten hören, und machte die Schönheit dieses wilden romantischen Flecks vollkommen. Als wir uns umwandten und dem Waßerfall den Rücken kehrten, sahen wir die weite Bay, mit kleinen hochbewachsenen waldichten Inseln besäet, unter uns, und über selbige hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee

bedeckte Berge bis in die Wolken reichten, an der andern aber begränzte der unabsehlich weite Ocean die Aussicht.

215.

Im Spessart.

(Von Friedrich Schlegel.)

Gegrüßt seist du, viellieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinnrung mir die Brust.

Jahrtausende wohl standst du schon,
o Wald, so dunkel kühn!
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn
und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Aeste Bug,
und das Gebüsch wie dicht!
Das goldenspielend kaum durchschlug
der Sonne funkelnd Licht.

Nach oben strecken sie den Lauf,
die Stämme, grad und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf
der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
in grüner Frühlingsglut.

Natur, hier fühl ich deine Hand
und athme deinen Hauch;
Beklemmend dringt und doch bekannt
dein Herz in meines auch.

Dann denk ich, wie vor alter Zeit,
du dunkle Waldesnacht!
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
und was er hier gedacht.

Du warst der Alten Haus und Burg,
zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch,
frei war noch da die Welt.

Sprichwörter.

216.

Was Gott bescheert
bleibt unverwehrt.

Bei jedem Freunde halte still,
der dich und nicht das Deine will.

Es ist kein Häuslein,
es hat sein Kreuzlein.

Sei sparsam im Salzen,
doch nicht im Schmalzen.

Wenns muß sein,
so schick dich darein.

Böser Gewinn
fährt bald dahin.

Eintracht
hat große Macht.

Wer gut schmeert,
der gut fährt.

Vom Flecke
zum Zwecke.

Oft fängt man Fische von Ungefähr,
da man nicht meinte, daß Einer wär.

Hilfts nicht allein,
so hilfts doch im Gemein.

Es ist bald geendet,
was lange schändet.

217.

Kleine Häfelein laufen bald über.
Viel Eßen, viel Krankheit.
Man lobt keinen, außer er brauchs.
Gescheidte Hähne frißt der Fuchs auch.
Eine schlechte Maus, die nur Ein Loch weiß.
Wer in allen Gaßen wohnt, wohnt übel.
Fett wird leicht ranzig.
Je ärger Schalk, je größer Glück.
Die Hoffnung ist unser, der Ausgang Gottes.
Vorrede spart Nachrede.
Wer sich nicht bückt, der ackert nicht gut.
Wo nichts innen ist, da geht nichts aus.

218.

Alter Fuchs, alte List.
Versuchen schadet nicht.
Gott bescheert über Nacht.
Irren ist menschlich.
Verbranntes Kind scheut das Feuer.
Das Gewisse findet man im Ungewissen.
Trau, schau, wem.
Wille ist Werk.
Wer nicht hören will, muß fühlen.
Großes Gut, große Sorge.
Steckenpferde reiten, kostet Beine.
Ein Schelm gibt mehr als er hat.

219.

Die Spinne und die Fliege.

(Von Sebastian Franck.)

EIne Fliege sagte zu einer Spinne: Was verschlägst du der Natur die freie, gemeine Landstraße? Die Spinne antwortete: Die Natur selbst hat mir des Gewalt gegeben, und mich gemacht zur Lehrmeisterin aller Menschen. Darum schlage ich die Probstücke meiner Kunst öffentlich auf, und webe in meiner offenen Schul, zu lehren alle Menschen. Die Fliege sprach: Was zu lehren? Sie antwortet: Zum ersten, daß ein Mensch eben so wohl eines rechten Gesichts als eines rechten Herzens bedarf. Denn dieweil deine Augen deines Leibes Laternen sind, und durch die Augen der Tod in die Seele und das Herz geht, sind sie nicht weniger denn das Herz wohl zu bewahren, damit sie nichts Falsches hineintragen, dessen du dich, als eines Giftes der Seelen, mit großer Mühe wieder entledigen müßtest. Wende deine Augen ab, daß sie keine Eitelkeit sehen; folge Salomo, der in den Sprüchen seinem Sohn befiehlt, daß er nicht weniger seine Augen als sein Herz bewahre: sonst wirst du leicht in mein Garn fallen und mir zum Raube werden. Zum andern lerne, daß deine Füße deinen Augen nach und nicht vor gehen sollen. Salomo spricht: Der Weise hat seine Füße in seiner Gewalt, aber der Narr geht seinen Füßen nach und ist in seiner Füße Gewalt, daß er hingeht, wohin sie wollen. Es sollten aber die Füße den Augen der Vernunft nachgehn, und nimmer die Füße das Auge führen: wo ihr sichere Fliegen das thätet, fielet ihr nicht so zu Haufen in mein Netz; aber dieweil ihr blind euren Flügeln nachflieget, werdet ihr in meinem Garn gefangen. Zum dritten lehr ich, daß man in der Sicherheit die größte Sorge haben soll. Denn das Gewisse findet

man im Ungewissen, gewisse Ruhe in der Furcht und Sorge. Lerne in gewissen Dingen zweifeln, so bist du sicher und gewis in ungewissen, zweifelhaften Dingen. Der Weise fürchtet sich und zweifelt, und also entrinnet er gewisser Gefahr; der Thor aber ist sicher und besorget nichts, darum fällt er in gewisse Irrthümer. Furcht vor Schiffbruch verhindert Schiffbruch. In ihrer Sicherheit fahren die Thoren in mein Netz, während die Weisen fürchten und sich vorsehen, daß sie nicht hineinfahren.

Die Fliege sagt: Das sind gute Lehren. Antwortet die Spinne: Gut sind sie, wenn du darnach thust. In demselben Augenblick vergaß dieß die Fliege, und schnurret unvorsichtig und sicher in das Gewebe. Als sie nun klagt, daß die Spinne sie betrogen, antwortet diese, es sei Gerechtigkeit und kein Betrug, wenn der gewarnte Vogel trotz aller Warnung unvorsichtig ins Garn falle.

220.

Columbus.

(Von Luise Brachmann.)

„Was willst du, Fernando, so trüb und
du bringst mir traurige Mähr!“ [bleich?
„„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
nicht länger bezähm ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
so seid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
des Feldherrn heiliges Blut.““

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge sich nach, [schon
Da stürmten die Krieger, die wüthenden,
gleich Wogen ins stille Gemach. [Blick,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden
auf bleichen Gesichtern der Tod: —
„„Verräther! wo ist nun dein gleißendes
jetzt rett uns vom Gipfel der Noth! [Glück?
Du gibst uns nicht Speise, so gib uns
denn Blut!““

„„Blut!““ rief das entzügelte Heer. —
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es,
doch bis noch ein einziges Mal [und lebt!
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
vergönnt mir den segnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad,
so biet ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
und schonten sein heiliges Blut.

„„Wohlan dann! es sei noch! doch hebt sich
der Strahl
und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal,
so zittre der strafenden Hand!““
Geschloßen war also der eiserne Bund;
die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
des duldenden Helden Geschick!

Die Sonne sank, der Tag entwich;
des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
das weite wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
blick auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergehn
im wüsten Flutengrab!"
Es sprachs der Held, vom Mitleid weich;
da — horch! welch eiliger Tritt? [bleich!
„Noch einmal, Fernando, so trüb und
was bringt dein bebender Schritt?"

„„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
jetzt hebt sich der östliche Strahl!""
„Sei ruhig, mein Lieber! von himmlischen
entwand sich der leuchtende Strahl: [Höhn
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol,
mir lenkt sie zum Tode die Bahn." [wohl!
„„Leb wohl dann, mein Feldherr! leb ewig
ich höre die Schrecklichen nahn!""

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden,
gleich Wogen ins stille Gemach. [schon
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit;
ja, werft mich ins schäumende Meer!
Doch wißet: das rettende Ziel ist nicht weit!
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes
erfüllte mit Grausen die Luft; [Geschrei
Der Edle bereitet sich still und frei
zum Weg in die flutende Gruft.
Zerrißen war jedes geheiligte Band:
schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerißen, und — Land!
Land! rief es, und donnert es, Land!!

Ein glänzender Streifen, mit Purpur ge-
erschien dem beflügelten Blick; [mahlt,
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt
erhob sich das winkende Glück,
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
was muthvoll der Große gedacht! —
Sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin,
und priesen die göttliche Macht.

221.

Konradin, der letzte Hohenstaufe. 1268.

(Von Friedrich v. Raumer. Geschichte der Hohenstaufen. IV. Seite 597 ff.)

Konradins Heer war, bei Tagliakozzo vorbei, auf der valerischen, in dieser ebenen Gegend noch nicht ganz verderbten Straße bis Skurkola, oder bis zu derjenigen Stelle gezogen, wo die Schlacht vorfiel, welche man entweder nach der Stadt, woher Konradin kam, Schlacht bei Tagliakozzo, oder nach der Stadt, von wo Karl angriff, Schlacht bei Alba nennen kann, aber eigentlich nach dem Orte, welcher der Kampfstätte am nächsten lag, Schlacht bei Skurkola nennen sollte.

Konradin theilte sein Heer in zwei Hauptheile: der erste bestand aus Spaniern, geführt von Heinrich dem Kastilianer, aus Lombarden, geführt vom Grafen Galvan Lancia, und aus Tusciern, geführt von dem pisanischen Grafen Gerhard Donoratiko; den zweiten Hauptheil bildeten die Deutschen, an deren Spitze sich Konradin und Friedrich von Oesterreich selbst stellten.

Als man König Karl weckte, erschrak er gar sehr über die unläugbare Mehrzahl seiner Feinde, und wandte sich Rath suchend an Erard von Valery, einen so klugen als tapfern Ritter, welcher gerade in diesen Tagen mit mehreren Begleitern aus dem heiligen Lande zurückgekehrt war. — „Wenn du siegen willst," sprach dieser, „so mußt du mehr Kunst und List anwenden, als Gewalt." Ihm überließ hierauf der König die Anordnung des Heeres, und er theilte es in drei Schaaren. Die erste, unter Jakob Gaucelme und Wilhelm l'Etendart, bestund aus Provenzalen, Lombarden und einigen Römern; die zweite, unter dem Marschall Heinrich von Cousance, aus Franzosen; die dritte bildeten achthundert, vom Könige und von Valery auserwählte und befehligte Ritter. Jene erste Schaar Provenzalen sollte mehr in der Ebene, gegen den Salto hin, wirken; die zweite, wenigstens anfangs, die Abhänge des Lagerhügels decken, und dann Beistand leisten, wo er am nöthigsten erscheine; von der letzten Schaar endlich die Entscheidung kommen. Zu dem Zwecke stellte sie Valery heimlich in dem Engthale am Fuße des Berges Felice auf, so daß man sie, der Senkung des Bodens und der vielen Bäume bei Kapella halber, weder in dem konradinisch gesinnten Alba, noch in Skurkola sehen konnte. Um aber in der Schlacht nicht vermisst zu werden, vielleicht auch um sich persönlich zu sichern, erlaubte oder befahl König Karl: daß der Marschall Heinrich von Cousance, welcher ihm an Gestalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anlege.

Hierauf eilte die erste Schaar der Provenzalen in die Ebene hinab, und hoffte, den Uebergang ihrer Feinde über den Salto zu verhindern, oder die etwa Herübergekommenen vereinzelt zu besiegen: aber beides mislang nicht allein, sondern sie sahen sich auch von den Spaniern und Lombarden, welche durch mehrere aufgefundene Fuhrten des Salto vordrangen und ihnen an Zahl und Tapferkeit überlegen waren, so gewaltig angegriffen, daß sie sich in der größten Unordnung auf die Flucht begaben und vom Prinzen Heinrich rastlos auf dem Wege gegen Aquila verfolgt wurden. — In dem Augenblicke, wo das Gefecht diese übele Wendung nahm, rückte die zweite französische Schaar, unter Heinrich von Cousance, zur Hilfe vorwärts, ward aber sogleich von Konradin und den Deutschen dergestalt empfangen, daß sie nach kurzem Widerstande und nach dem Tode ihres Führers, in nicht geringerer Verwirrung, als die Schaar der Provenzalen, entfloh.

König Karl, welcher schon bei jenem ersten Unfalle aus seinem Hinterhalte hervorbrechen wollte, gerieth bei diesem verdoppelten Unglücke so außer sich, daß er vor Schmerz und Zorn weinte, und es thöricht und schändlich zugleich nannte, auch nur einen Augenblick länger der Vernichtung seines Heeres unthätig zuzusehen. Aber Valery hielt ihn fast mit Gewalt zurück und sprach: „Was willst du mit dieser geringen Schaar ausrichten

gegen die Ueberzahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt ermuthigter Deutscher? Bleib, bis sie sich, keinen Feind mehr erwartend, nach ihrer Weise der Ruhe und dem Plündern ergeben; dann wollen wir sie überfallen und vernichten." — Ungern ließ sich der König beruhigen: denn in der That, wenn die Deutschen irgend eine Ahnung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten, wenn sie auch nur eine kurze Zeit wachsam und geordnet blieben, so wurde der, alles auf die Spitze eines bloßen Glücksfalls hinauftreibende Rath Valerys die nothwendige Ursach eines unausweichbar vollständigen Untergangs. Leider aber gewann er sein kühnes Spiel: denn Konradin und die Seinen lebten der festen Ueberzeugung, nicht allein alle Feinde seien besiegt, sondern auch in dem Marschall von Cousance der König getödtet. Sie überließen sich rücksichtslos ihrer Freude, sammelten und vertheilten die Beute, entwaffneten sich zur Erholung von den schweren Anstrengungen dieses langen und heißen Sommertages, oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluten des Salto.

„Jetzo ist es Zeit!" sprach Erard von Valery; und mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit brachen hierauf die französischen Reiter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutschen (welche obenein die Nahenden anfangs für Freunde hielten, die vom Verfolgen zurückkehrten) keine Zeit hatten, sich zu waffnen oder zu ordnen, oder auch nur die Brücke über den Salto zu decken. Vielmehr drangen die Franzosen bis in das Lager von Skurkola vor und sprengten alle nach allen Seiten so auseinander, daß jede Bemühung Konradins oder anderer Häupter, sich irgendwo zu sammeln und zu setzen, vergeblich blieb.

Nunmehr wollten auch die Franzosen verfolgen und plündern; aber vorsichtiger, als die Anführer der Deutschen, hielt sie Valery an der Stelle beisammen, wo jene gestanden hatten: denn er ahnete, daß noch nicht alle Gefahr vorüber sei. Heinrich von Kastilien nämlich, welcher die Provenzalen nur zu weit verfolgt und, sich dann seitwärts wendend, selbst das französische Lager eingenommen hatte, hegte, als er von den Anhöhen bei Antrosciano gen Skurkola hinabsah, nicht den mindesten Zweifel, daß alle Feinde zerstreut wären und Konradin siegreich in seinem Lager stehe. In diesem Sinne sprach er freudig und beredt zu seinen Begleitern; dann rückten alle vorwärts, um sich mit ihren Siegsgefährten zu vereinigen. Indem sie aber der alten Lagerstätte bei Skurkola näher kamen, erschien einzelnes, was sie bemerkten, erst unerklärbar, dann bedenklich, bis man zu der schrecklichen Gewisheit dessen kam, was mittlerweile geschehen war! Doch verlor Heinrich, als ein ächter Kriegsmann, die Gegenwart des Geistes nicht, sondern sprach: „Hat sich das Glück nach so günstigem Anfange von uns abgewandt, so kann es sich, wenn wir tapfer fechten, auch wohl wieder zu uns

wenden." — In geschloßenen wohlgeordneten Reihen zog er den Franzosen entgegen, welche der Zahl nach geringer, ermüdet und minder gut gerüstet waren. Sie zögerten deshalb mit dem wenig Glück versprechenden Angriff, als wiederum ein Vorschlag Valerys aus der Noth half. „Alles kommt darauf an," so sprach er, „daß wir die festen, gefährlichen Ordnungen unserer Gegner auflösen." Zu dem Zwecke begab er sich nach leichtem Angriffe mit dreißig bis vierzig Reitern scheinbar auf die Flucht, es folgten immer mehrere und mehrere, so daß die Spanier, des Sieges gewis, ihre Reihen öffneten und den Fliehenden nachsetzten. In diesem sehnlichst erwarteten Augenblicke wandte sich Valery, und gleichzeitig griff Karl mit den übrigen an. Allerdings überraschte und verwirrte dieß die Spanier: indes einigten sie sich dennoch von Neuem und widerstanden um so glücklicher, als man sie, wegen ihrer starken Rüstungen, mit dem Schwerte gar nicht verwunden konnte. Um deswillen ward befohlen, jene, wie bei Turnieren, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben; welche, obgleich unerwartete, Kampfweise das Gefecht wohl noch lange unentschieden gelaßen hätte, wenn nicht die Zahl der sich wiederum sammelnden Franzosen von Augenblick zu Augenblick stärker geworden wäre. Da mußte endlich auch Heinrich von Kastilien fliehen; nach so mannigfachem, täuschendem Wechsel war die Schlacht wirklich ganz für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viele furchtbare Ereignisse bezeichneten Tag des heiligen Bartholomäus (den 23. August).

Noch an demselben Abend erstattete König Karl dem Pabste einen Siegsbericht, und äußerte am Schluße: „die Schlacht sei weit härter und blutiger gewesen, als die bei Benevent. Ob und wohin Konradin, Friedrich von Oesterreich und Heinrich von Kastilien geflüchtet, wiße man noch nicht; doch hätten einige des letzten Pferd unter den erbeuteten erkannt."

Heinrich war nach Montekassino entkommen, und erzählte kühn, daß die Franzosen besiegt seien: allein aus der ganzen Haltung und Umgebung schloß der Abt sehr leicht auf die Unwahrheit dieser Aussage, nahm den Prinzen gefangen, und überlieferte ihn auf Befehl des Pabstes an König Karl; jedoch nicht eher, als bis dieser versprach, daß er — seinen Verwandten nicht tödten wolle!

Konradin, Friedrich von Oesterreich, Graf Gerhard von Pisa, Graf Galvan Lancia, dessen Söhne und mehrere Edle flohen nach Rom und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme, hier thätige Hilfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfieng, obgleich einzelne, deren Schicksal an das ihrige fest geknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten; so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel

Gleichgiltigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andere früher vertriebene Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würde. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuen. —

Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Asturas vom Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w., die nahe liegende Folgerung zog: daß die Eingeschifften angesehene, von Skurkola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie aber auf die Frage: „Wer ist der Herr von Astura?" zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!" — so faßten sie neues Zutrauen: denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt, wie diese.

Von ihm und seiner Mutter Konstanze erhielt Otto Frangipani, Johanns Großoheim, und Emanuel, sein Großvater, die ansehnlichsten Besitzungen im Neapolitanischen, welche auch während der Streitigkeiten mit den Päbsten nicht eingezogen wurden. Dem Vater Johanns und einem Vetter desselben kaufte der Kaiser ihre Güter ab, und gab sie dann unentgeltlich als Lehn zurück; er zahlte ihnen ferner große Summen für den Schaden, welchen sie bei Unruhen in Rom erlitten hatten, und baute von seinem Gelde ihre Häuser und Türme wieder auf. Endlich hatte Johann Frangipani selbst vom Kaiser den Ritterschlag erhalten, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältnis begründet wurde. — Dieser trostreichen Betrachtung stund andererseits freilich auch Bedenkliches entgegen: Johanns Großmutter gehörte zur Familie Pabst Innocenz des dritten; nach Kaiser Friedrichs Tode hatte die Familie Innocenz dem vierten gehuldigt, und ein Frangipani (dessen mochte sich Friedrich von Oesterreich ängstlich erinnern) sollte ja dessen Oheim, Herzog Friedrich den Streitbaren, meuchelmörderisch umgebracht haben.

Wohin sich aber auch das Gewicht der Gründe und Gegengründe neigen mochte: es gab keine Wahl; man mußte der Gewalt nachgeben. — Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten erinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf; wo-

für ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen oder wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechtern unter seinen Vorfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vortheile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päbste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuthe den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen: daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe; König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepresst werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch, — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleich kommt —, mit dem irrigen Wahne: es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu faßen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet, Robert von Lavena, Karls Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte, durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorene Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierher gesandten Reiterschaar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschütze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte; er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab, und übergab die Gefangenen, ohne sichernde Bedingung, für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Kampanien hindurch in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leids geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reichs.

Nicht bloß diejenigen, welche öffentlich für Konradin aufgestanden waren, oder die Waffen ergriffen hatten, wurden feindlich behandelt, sondern jeder, der nur irgend einen Wunsch für ihn ausgedrückt, ein Lob ausgesprochen, einen Zweifel über den Erfolg gehegt, oder mit einem seiner Freunde geredet hatte. Man nahm ferner nicht bloß Vornehme und Anführer um deswillen in Anspruch, sondern die aus Habsucht verhängte Einziehung der Güter gieng hinab bis auf Bürger und Bauern, bis zu einem heillosen Wechsel unzähliger Besitzer des Grundeigenthums. Und fast mußte man diejenigen glücklich nennen, welche nur mit ihrem Gute, nicht mit ihrer Person büßten. So ließ Karl mehrern Römern, die ihm früher gefolgt waren, jetzt aber in Konradins Heer gefochten hatten, die Füße

abhauen und sie dann (die Folgen der Kundwerdung solcher Grausamkeit fürchtend) in ein Gebäude zusammenbringen, und dieses anzünden! — —

Der Pabst, welcher sich über die Niederlage Konradins im Anfange mehr gefreut hatte, als der Gerechtigkeit und klugen Voraussicht gemäß war, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlings nicht verändert habe, und ermahnte ihn daher wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milde und Beßerung. Anstatt aber, daß Ermahnungen solcher Art diesen Menschen von seiner verwerflichen Bahn ablenken sollten, bestärkten sie ihn nur in seinem finstern Frevelmuthe, und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es jetzo, müße über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl, — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergeßend —, hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dieß anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtischgesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indes so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und

frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Faßung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelaßene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdes errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreiß von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuvs, und rechts begränzen den Gesichtskreiß die schroffen, zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genoße Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln, schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubnis der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen.“

Als die Gegenwärtigen dieß sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf laßend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter

Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Faßung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhiengen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenoßen, besonders Friedrich von Oesterreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfieng er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfiengen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen und dann erst er selbst getödtet werde. — Nach diesem mordete man noch mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählich auf

solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauester Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es zum Beispiel, schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhub sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem Andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät, und erhielt bloß die Erlaubnis, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar Andere jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter, aus Mitleid oder für Lohn, den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten u. s. w.

So viel ist gewis, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle, — mögen sie nun später von reuigen Königen oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein —, Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgiltigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde!

222.

Mitten durchs Herz.

(Von Adelbert v. Chamisso. Gedichte 1811. Seite 184)

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang,
wie weit noch die Stätte, der Weg wie so lang!
Ach, wär er zur Ruh und alles vorbei,
ich glaub, es bricht mir das Herz entzwei.

Ich hab in der Welt nur ihn geliebt,
nur ihn, dem man jetzt den Tod doch gibt!
Bei klingendem Spiele wird paradirt,
dazu bin auch ich, auch ich kommandirt.

Nun schaut er auf zum letztenmal
zu Gottes Sonne freudigem Strahl,
Jetzt binden sie ihm die Augen zu!
dir schenke Gott die ewige Ruh!

Es haben die Neun wohl angelegt,
acht Kugeln haben vorbei gefegt,
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz,
ich aber, ich traf ihn mitten durchs Herz.

223.

Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

(Von Justinus Kerner.)

Auf der Burg zu Germersheim,
stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister,
Aerzte: sagt mir ohne Zagen!
Wann aus dem zerbrochenen Leib
wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr!
wohl noch heut erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!“

„Auf nach Speier! auf nach Speier!“
ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
liegt begraben, seis vollendet!

Blast die Hörner! bringt das Ross,
das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all,
doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtross wird gebracht:
„Nicht zum Kampf, zum ewgen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
jetzt den Herrn, den lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schaar,
als der Greis auf hohem Rosse
Rechts und links ein Kapellan,
zieht, halb Leiche, aus dem Schloße,

Trauernd neigt des Schloßes Linde
vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
als ritt er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heilgen Leib!“
spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
um die mitternächtge Stunde,

Da auf einmal wird der Saal
hell von überird'schem Lichte, —
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.

Glocken dürfens nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten:
Alle Herzen längs des Rheins
fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
schwarz, unzähligen Gewimmels;
Der empfieng des Helden Leib,
seinen Geist der Dom des Himmels.

224.

Der Pilgrim von St. Just.

(Von August Graf v. Platen.)

Nachtists und Stürme sausen für und für,
Hispansche Mönche, thut mir auf die Thür!

Laßt mich hier ruhn, bis Glockenton mich weckt,
der zum Gebet mich in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
mit mancher Krone wars bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
und fall in Trümmer, wie das alte Reich.

225.

Der hart geschmiedete Landgraf.

(Sage, von den Brüdern Grimm.)

Zu Ruhla im Thüringer Wald liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr, demüthig gegen jedermann; da huben seine Junkern und Edelinge an, stolz zu werden, verschmähten ihn und seine Gebote; aber die Unterthanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich nun ein Mal zu, daß der Landgraf jagen ritt auf dem Walde, und traf ein Wild an; dem folgte er nach so lange, daß er sich verirrte, und ward benächtiget. Da gewahrte er eines Feuers durch die Bäume, richtete sich danach und kam in die Ruhla, zu einem Hammer oder Waldschmiede. Der Fürst war mit schlechten Kleidern angethan, hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied frug, wer er wäre? „Des Landgrafen Jäger.“ Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! wer ihn nennt, sollte alle Mal das Maul wischen, des schwachherzigen Herrn!“ Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich heut; in dem Schuppen da findest du Heu, magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht herbergen.“ Der Landgraf gieng beiseit, konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht aber arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammen schlug, sprach er bei jedem Schlag: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart, wie dieß Eisen!“ und schalt ihn, und sprach weiter: „Du böser, unseliger Herr! was taugst du den armen Leuten zu leben? Siehst du nicht, wie deine Räthe das Volk plagen und mähren dir im Munde?“ Und erzählte also die liebe lange Nacht, was die Beamten

für Untugend mit den armen Unterthanen übeten: klagten dann die Unterthanen, so wäre niemand, der ihnen Hilfe thäte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennten ihn Landgraf Metz, und hielten ihn gar unwerth. „Unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die rothen Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel.“ Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn, und hieß ihn hart werden wie das Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf faßte alles zu Ohren und Herzen, und ward seit der Zeit scharf und ernsthaftig in seinem Gemüth, begann die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen.

226.

Der Appenzeller Krieg.

(Von Gustav Schwab, in neun Romanzen. Die dritte und die vierte.)

Wie die Schwabenstädte Abt Kuno Hilfe senden.

Wandrer mögen gerne sehen
von dem Vöglisegg ins Land,
Sich den blauen See besehen
und die Städte längs dem Strand:
  Bregenz unter düstern Fichten,
helles Lindau, Inselstadt,
Mörsburg zwischen Wein und Früchten,
Kostnitz, das den Rheinstrom hat.

Aber das ists nicht, was heute
sieht der Appenzeller Hirt,
Dessen Blick die offne Weite,
finstrer Sorgen voll, durchirrt:
  Er zählt nur die Männerschaaren,
die aus Schwabens Städten ziehn,
er sieht nur die Schiffe fahren,
alle her und keine hin.

Wie von giftigen Gewürmen
wimmelt das Gestade schon,
Fröhlich von Sanct Gallens Türmen
lädt sie ein der Glocken Ton.
  Und ein Wiehern steigt von Pferden
aus dem tiefen Thal herauf;
nach der Heimath mit den Heerden
eilt der Hirt in schnellem Lauf.

Drunten meldet er die Kunde;
und, die Panzer angethan,
Fängt in seinem Wiesengrunde
Appenzell zu tagen an.
  Doch wer soll die Kundschaft bringen
aus der feindevollen Stadt,
Völklein, das zu solchen Dingen
wenig Witz und Gabe hat?

Greif nur muthig zu den Wehren,
führe deinen Landshauptmann;
Wirst du doch die Welt bald lehren,
was die kluge Unschuld kann:
  Deine Töchter werden Boten,
ziehen zu dem Feind mit Lust,
in den Miedern bebt, den rothen,
muthig eine treue Brust.

Durch die Thore von Sanct Gallen,
wo der Wächter stehn genug,
Läßt man doch die Mägde wallen
mit der Milch im schmucken Krug;
  Denn die Städter in dem Saale
mit des Sees bejahrtem Most
tränkt der Abt, doch zu dem Mahle
taugt der Alpen fette Kost.

Und die Jungfraun stehen drinnen
zierlich in des Klosters Flur,
Spähn mit klugen Weibersinnen,
kommen vielem auf die Spur,
Wo Herr Kuno mit den Schwaben
hält beim Becher lauten Rath;
wenn sie gnug erlauschet haben,
gehn sie heim auf steilem Pfad. —

Jene tagten auf der Wiese,
bis die Schaar der Töchter kam,
Und zum Vater eilet diese,
die zum rüstgen Bräutigam:
„Männer, weiter nicht gesäumet!
auf gen Speicher diese Nacht!
wenn sie meinen, daß ihr träumet,
haltet vor dem Lande Wacht!"

Und zweihundert sind gerüstet,
eh der Mond am Himmel scheint,
Die nach kühnem Kampf gelüstet
gegen zehnmal stärkren Feind.
Einen klugen Schaarenmeister
hat das treue Schwyz gesandt;
stille ziehen sie wie Geister
nächtlich auf des Berges Rand.

Ueber ihren Häuptern gehet
trüb und roth ein seltner Stern,
Wie den Scheitel Haar umwehet,
wallt ein Schweif um seinen Kern;
Wohl ist er ein finstres Zeichen,
wo er scheint, da fließet Blut:
fließ es denn von unsern Streichen,
denken sie in hohem Muth.

Die Schlacht am Speicher.

IN dem grünen Speicherwald,
drunter schmucke Häuser liegen,
Werden freie Männer bald
fröhlich sterben oder siegen;
Von dem Sternenhimmel sieht
Gott auf sie, der Herr der Schlachten,
wo das fromme Häuflein kniet,
betend hier zu übernachten.

„Wenn es sein mag," flehen sie,
„laß, o Herr, uns hier genesen!
Oder sei der Boden hie
uns zum Kirchhof auserlesen!
Wer sich fliehend umgewandt
werd auf fremder Erd erschlagen,
nicht das freie Vaterland
soll im Schooße solchen tragen!"

Und der erste Sonnenstrahl
lächelt, wie sie sprechen Amen;
Als die Feinde von dem Thal,
nach den Höhn gestiegen kamen;
Vorn die Edlen, hoch zu Ross,
die im Sattel stählern sitzen,
ihnen folgt ein kecker Troß
leichtbewehrter Bogenschützen.

Doch sie sind die letzten nicht,
die bergan behende laufen:
Hinten erst im Sonnenlicht
glänzen die gewaltgen Haufen;
Dicht wie Blumen in dem Lenz
funkeln Helme, winken Hüte,
Constanz, Ravensburg, Bregenz,
sendet seiner Männer Blüte.

Und die Kirche schickt den Bann
fluchend in des Hirten Ohren,
Pfaffe, Bürger, Edelmann
haben Schmach ihm heut geschworen.
„Will der Bauer," sprachen sie,
„gegen uns sein Haupt erheben?
Nieder muß er auf das Knie,
muß erst betteln um sein Leben!"

Hättet ihr geschauet ihn,
ei, wie würdet ihr ihn loben!
Denn er lag schon auf den Knien,
jetzt erst hat er sich erhoben.
Ja, vor Gott hat er gekniet,
doch vor euch denkt er zu stehen;
ob er schon zurück sich zieht,
klug verborgen auf den Höhen.

Einsam trifft der Feind den Wald,
ein Verhau von wenig Stämmen
Macht ihm keinen Aufenthalt,
kann den raschen Zug nicht hemmen:
Aus der Städter rüstgen Reihn
treten vor die Zimmerleute,
stoßen ihn mit Lachen ein:
„Appenzell, bist unsre Beute!“

Sieh da, von den höchsten Höhn
raßelt es mit Steinen nieder,
Wie im Sturme Schloßen wehn,
und zersprengt die vordern Glieder.
Und die Rosse bäumen sich,
drängen aus Gehölz den Reiter,
und wenn vornen einer wich,
weichen hinten zehen Streiter.

Dann in den verwirrten Zug
schießt der Pfeil und fährt die Lanze,
Jetzt herunter erst im Flug
stürmt der Hirt vom Bergeskranze.
Auf die dichten Haufen ein
haut er mit dem starken Arme,
und vergebens muß es sein,
wehrt sich einer aus dem Schwarme.

Denn es fliegt der Alpenhirt
hüpfend auf die Felsenstücke,
Daß kein Streich, kein Schuß verirrt
unter seinem sichern Blicke,
Bis des Klosters Knechte fliehn,
die zuerst wie feige Weiber
stürzen auf die andern hin,
wie aufs scheue Vieh die Treiber.

Hunderte, sie möchtens gern,
kommen drunten nicht zum Schlagen,
Und die Hirten stehn von fern,
schnelle Gemsen gibts zu jagen.
Hier und dort als edles Wild,
hält ein Häuflein noch von Rittern,
dem die Brust von Grimme schwillt,
daß die andern feige zittern.

Doch erliegen sie dem Streit,
oder fliehen mit dem Heere,
Da zerreißt sein Wappenkleid
wem noch lieb ist Rittterehre.
„Neben Pfaffen kämpfen wir,
neben Söldnern schnöder Städte!
Weiche von uns, Stammeszier!
fall zu Boden, goldene Kette!“

Endlich steht nur Einer noch
als des Ahnenruhms Bewahrer,
Stolz, von Wuchse riesig hoch,
vom Geschlecht der edlen Blarer:
Ein dreifältig Panzerhemd
deckt ihn wider alle Streiche,
seinen Rücken angestemmt,
ficht er unter einer Eiche.

Den besieht vom Berge sich
doch zuletzt ein Hirtenjunge:
„Hilft mir Gott, so fäll ich dich!“
hebt die Schleuder dann zum Schwunge.
Einen spitzen Stein er schießt
ihm so flink durchs Helmesgitter,
daß das Blut sich draus ergießt,
und zu Boden stürzt der Ritter.

Drauf herab hat sich die Flucht
in Sanct Gallens Thal gezogen,
Zwanzig Hirten in die Schlucht
sind ihr kühnlich nachgezogen,
Werfen einen Feuerbrand
vor den Thoren in die Mühle,
und gemach aus Feindesland
ziehn sie in der Morgenkühle.

Und kein Schwert, kein Schild mehr klirrt;
auf dem Speicher weidet wieder
Still der Appenzeller Hirt,
schaut in beide Thäler nieder,
Höret aus dem Appenzell
freien Volkes Jubel schallen,
und ein Todtenglöcklein hell,
tönt herüber aus Sanct Gallen.

Inhalts-Verzeichnis.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Stücke sind Gedichte.)

	Seite
* Die Muttersprache. **Max v. Schenkendorf.**	1
* Zuversicht. **Tieck.**	1
Die vier Jahres- und Lebenszeiten. **v. Butschky.**	2
* Künftiger Frühling. **Uhland.**	3
Die halb gefüllte Flasche im Wappen	3
* Eberhard der Gütige zu Göppingen am Brunnen. **Schwab.**	3
Der Schwanritter. Br. **Grimm.**	4
* Das Münster zu Straßburg in der Sternennacht. **Stöber.**	6
Rheinstrom. **Mendelssohn.**	6
* Die Kaiserwahl. **Uhland**	8
Der Bote, im Junius. **Claudius.**	9
* Sprichwörter	10
Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet. **Hebel.**	11
* Räthsel.	11
Der Bredil. **Karl Stöber.**	11
* Muth und Hoffnung. **Fr. Schlegel.**	14
Von Soldatenehre. **Arndt.**	15
* Soldaten-Morgenlied. **Max v. Schenkendorf.**	15
Heinrich der Löwe. Br. **Grimm.**	16
* Der Taucher. **Schiller.**	19
* Sprüche von **Hans Aßmann.**	21
* Denksprüche alter Weisen. **Claudius.**	22
Bittschrift der linken Hand an die künftigen Erzieher. **Sturz.**	23
* Sylbenräthsel. **Hebel.**	24
* Schäfers Sonntagslied. **Uhland.**	24
Das Reh. **Kaup.**	24
* Im Wald. **Vogl.**	26
Das Gedächtnis. **Schubert.**	26
* Lob der Faulheit. **Lessing.**	28
* Wächterruf. **Hebel.**	28
Der Schneider in Pensa. **Hebel.**	28
* Stilles Gotteslob. **Titz.**	32
Die Vögel. **Lenz.**	33
* Vogelweisheit. **Rückert.**	38
* Sprichwörter.	38
Rom ist nicht in Einem Tage erbaut worden. **Hebel.**	39
Kaiser Heinrich und die Hunnen.	40
* Heinrich der Vogler. **Klopstock.**	41
* Polykarpus. **Herder.**	42
Adalbert von Babenberg. Br. **Grimm.**	43
* Versöhnung. **Rückert.**	43
* Reisesprüchlein. **Ph. v. Sittewald.**	44
Herr Baron von Münchhausen erzählt eine schöne Geschichte.	44
* Der Peter in der Fremde. **Eberhard.**	45
* Räthsel. **Hebel.**	46
* Räthsel. **Hebel.**	47
Die Gegend um die Teufelsbrücke. **Meiners.**	48
* Berglied. **Schiller.**	50
Kampf zwischen dem Ichneumon und der Brillenschlange.	51
* Sprichwörter	51
Frisch gewagt ist halb gewonnen. **Hebel.**	52
* Der Löwe von Florenz. **Bernhardi.**	53

Seite
Wann die Noth am größten, ist Gott am nächsten. 53
* Tod und Leben. **Rückert**. . . . 56
Der Staar von Segringen. **Hebel**. 57
* Räthsel. 58
* Räthsel. **Hebel**. 59
Der Glockenguß zu Breslau. Br. **Grimm**. 59
* Einsiedlers Morgenlied. **De Wette**. 60
* Wohlthun. **Claudius**. 60
Aussicht von einer Alpe. **GutsMuths**. 60
* Hofer, Kommandant von Tyrol. **Rückert**. 61
* Sprichwörter. 62
Es ist nicht alles Gold, was glänzt. **Hebel**. 63
* Der Morgen im Walde. **Ebert**. 63
Des Bergmanns Leiche zu Falun. **Schubert**. 63
* Des Bergmanns Leiche zu Falun. **Trinius**. 64
Wilhelm der Eroberer. Schlacht bei Hastings 1066. **Lanz**. 65
* Taillefer. **Uhland**. 70
Von der Freundschaft. **Claudius**. 72
* Freundschaft. **Dach**. 73
* Brausköpfe. **Fröhlich**. 74
Otto mit dem Bart. Br. **Grimm**. 74
* Frankfurt am Main. **Kopisch**. . 77
* Räthsel. **Hebel**. 78
Der Besuch des Alten. **Hippel**. . 78
* Sonntagsfrühe. **Hebel**. . . . 81
* Sprichwörter. 82
Selber eßen macht fett. **Hebel**. . 83
Undank ist der Welt Lohn. **Johann Mathesius**. 83
* Die Erfrorenen. **Rückert**. . . 85
Johannes Huß zu Constanz. **Matth. Claudius** 86
* Feuers Gedanken. **Trinius**. . . 89
Die Steppenbrände in Südrussland am Pontus. 90
* Abdallah. **Chamisso**. 96
Aus dem gestiefelten Kater. **Tieck**. 101

Seite
* Der Kobold. **Trinius**. 106
Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Jagdgeschichten . . 106
* Räthsel. **Hebel**. 108
Der Löwe und der Hase. **Lessing**. . 108
* Die Fabel. **Rückert**. 108
Der Falke. **Lenz**. 108
* Die Straßburger Tanne. **Rückert**. 110
Die Schlacht bei Zorndorf. **Archenholtz**. 111
* Der gute Kamerad. **Uhland**. . . 115
* Johanna Sebus. **Göthe**. . . . 115
Die Fledermaus. **Kaup**. 116
* Sinngedichte Friedrichs von Logau. 119
Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers. **Hebel**. 119
* Sprichwörter. 123
Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt er. **Hebel**. . . 123
* Das Schlauraffenland. **Sachs**. . 124
Gute Geduld. **Hebel**. 125
Der treue Hofnarr. **Flögel**. . . 126
* Der Schenk von Limburg. **Uhland**. 129
* Friedensbedingung. **Rückert**. . . 130
Des Vaters Vermächtnis. **Claudius**. 131
* Der Schutzgeist. **Südow**. . . . 134
* Der gerettete Jüngling. **Herder**. 135
Des Königs Grab. Br. **Grimm**. . 136
* Das Grab des Busento. **Platen**. 136
Das Erdbeben von Calabrien, 1783. **Stolberg**. 136
* Am Morgen. **Rückert**. . . . 139
Der Mittag auf dem Königssee. **Jacobs**. 139
* Am Abend. **Rückert**. 148
* Sprichwörter. 149
Einmal ist keinmal. **Hebel**. . . . 149
* König Jakob vor Belvedere. **Aug. Kopisch**. 150
Luther auf dem Reichstage zu Worms. 1521. **Marheineke**. . 152
* Eine feste Burg ist unser Gott. **Luther**. 156
Erkenntnis Anderer. **Dutschky** . . 157

Seite
* Gutes Ziel. Opitz. 158
Die drei Bergleute im Kuttenberg. Br. Grimm. 159
* Die wiedergefundenen Söhne. Herder. 159
Das Gewißen. Schubert. . . . 161
* Morgengebet. Eichendorff. . . 161
* Sprichwörter. 162
Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, das kann werden. Hebel. 163
* Räthsel. Hebel. 163
* Das Spinnlein. Hebel. . . . 164
Der Iltis. Lenz. 165
Herr Baron von Münchhausen erzählt einige feine Geschichten. . 166
* Sprüche. Langbein. 167
* Märznacht. Uhland. 167
* Das Lied vom braven Manne. Bürger. 168
Der Cirknitzer See. Guts Muths. . 169
* Zauber der Nacht. Lenau. . . 170
* Wecker Wind. Müller. . . . 170
Die Macht der Dichter. Novalis. 171
* Arion. Tieck. 172
Steinregen. Hebel. 173
* Aus den Abassiden. Platen. . . 174
Die Heilingszwerge. Br. Grimm. 179
* Sprichwörter. 180
Ende gut, Alles gut. Hebel. . . 181
* Schall der Nacht. 181
Brief an Andres. Claudius. . . 182
* Christiane. Claudius. . . . 183
* Räthsel. Hebel. 184
* Die Tabakspfeife. Pfeffel. . . 184
Anschlagzettel im Namen von Philadelphia. Lichtenberg. 185
Kurzweilige Fragen. 186
Der vorsichtige Träumer. Hebel. . 187
* Räthsel. Hebel. 188
Herr Baron von Münchhausen erzählt eine Jagdgeschichte. . . . 188
* Sprichwort. Sittewalt. . . . 189
* Sylbenräthsel. Hell. 189
Das Blut. Schubert. 189

Seite
* Das Schifflein. Uhland. 190
* Der Trompeter. Kopisch. . . 190
Die Eroberung Magdeburgs. 1631. Schiller. 191
* Harmosan. Platen. 197
* Sprichwörter. 198
Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt. Hebel. 199
* Alex. Ypsilanti auf Munkacs. Müller. 199
Ueberfahrt von Messina nach Neapel. Göthe. 200
* Meeresstille. Göthe. 205
* König Karls Meerfahrt. Uhland. 205
Die deutsche Turnkunst. Jahn. . 206
* Weihelied. Claudius. 209
Von Freiheit und Vaterland. Arndt. 210
* Zimmerspruch. Uhland. . . . 211
Schwalbenliebe. Lenz. 212
* Nachtlied. Göthe. 212
* Sprichwörter. 213
Man muß mit den Wölfen heulen. Hebel. 213
* Graf Eberhard der Rauschebart. Uhland.
1. Der Ueberfall im Wildbad. . . 214
2. Die drei Könige zu Heimsen. . 215
3. Die Schlacht bei Reutlingen. . 217
4. Die Döffinger Schlacht. . . 219
Die gute Mutter. Hebel. 221
* Trieb nach oben und unten. Rückert. 223
Der Kanarienvogel. Lenz. . . . 223
* Räthsel. 225
* Das Lied vom Samenkorn. Krummacher. 225
* Der Baum des Lebens. Rückert. 226
Das Todtenhemdchen. Br. Grimm. 226
* Das Riesenspielzeug. Chamisso. 227
* Die Riesen und die Zwerge. Rückert. 228
Der Gemsjäger. Br. Grimm. . . 229
* Der Alpenjäger. Schiller. . . 229
* Ein Lied hinterm Ofen zu singen. Claudius. 230
Der Krieg. Jacobs. 231

	Seite
* Turmwächterslied. Fouqué. . .	235
Der Waßerfall auf Neuseeland. Forster.	236
* Im Spessart. Fr. Schlegel. . .	238
* Sprichwörter.	238
Die Spinne und die Fliege. Frank.	239
* Columbus. L. Brachmann. . .	240
Konradin, der letzte Hohenstaufe. Fr. v. Raumer.	241
* Mitten durchs Herz. Chamisso.	250
* Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe. Just. Kerner.	251
* Der Pilgrim von St. Just. Platen.	252
Der hart geschmiedete Landgraf. Br. Grimm.	252
* Der Appenzeller Krieg. Schwab.	253

Auflösung der Räthsel.

Hagelwetter. Hebel. Winterschuh. Haar. Bett. Fensterscheibe. Rad in einer Taschenuhr. Bienenkorb. Schimmel. Spinngewebe. Trauermantel. Der Siebmacher. Streusand. Wolken.

Beantwortung der kurzweiligen Fragen Nro. 170.

38) Die Nägel in den Stiefeln haben. 3) In die Suppe. 36) Unter freiem Himmel. 5) Den linken Handschuh auf die rechte Hand ziehen. 34) Bis zur Mitte, dann geht er wieder hinaus. 7) Ins dreizehnte. 32) Der Seiler. 9) Der öfter fährt. 30) Das Wörtlein und. 11) Weil es mehr weiße gibt. 28) Die Störchin. 13) Eines. 26) Weil man es größer bäckt. 15) Wenn er Federn hätte, würde man ihn rupfen. 24) Die kleinsten. 17) Der Frühling, weil da der Salat schießt und die Bäume ausschlagen. 22) Eine Grube. 19) Im Februar. 20) Betrübnisse und Gefängnisse. 41) Die Gurke ist eingemacht und der Satz ist ausgemacht. 1) Der Bote. 40) Der Bettelstab. 2) Beim Stiel. 39) Eine Lüge. 4) Seines Gleichen. 37) Sie brennen beide kürzer. 6) Wäre er bei ihnen gewesen, so hätte er es ihnen mündlich sagen können. 35) Wenn die Hunde ihn beißen. 8) Man sitzt nicht, man geht. 33) Das Kalb. 10) Die die kürzesten Tage haben. 31) Der andere ist mein Vater. 12) Weil er Zehen an den Füßen hat. 29) Damit sie dieselben aufsetzen. 14) Der Letzte nimmt seines sammt der Schüßel. 27) Der zweite. 16) Weil es ihre Voreltern auch gern gefreßen haben. 25) Man muß zween Säcke über einander ziehen und den innersten füllen. 18) Ich mache eine Faust aus der Hand. 23) Der Stockfisch, denn der Kopf ist in Holland und der Leib gar weit davon. 21) Ueber ein gutes Gewißen geht nichts und über einen gesunden Leib geht die Haut.

Wörter zu Nro. 32.

1) Losen — hören, gönt — gehet.
2) No — noch, bieti — gebitte ich.
3) Der — dir, di — dich.
4) rot — Rath.
5) di — dein, hi — hin.

Wörter zu Nro. 146.

1) Luegen — schauen, des — das, cha — kann, Bas gevatter — in vertraulicher Anrede gleichbedeutend mit Gevatter, meinsch — meinst, chaschs — kannst es, traui — trau ich, i wott — ich wollte, aßi — daß ich.

2) Riste — die Fäden des ungesponnenen Flachses, gno — genommen, wellem — welchem, lo — laßen.

3) morn — morgen, ene dure, — drüben durch.

4) was hesch, was gisch — was hast, was gibst, ne — ein, i — ein, öbbe — etwa.

5) verstunen — irre werden, ane — hin, weger — wahrlich, näumis — etwas, sel — dieß, numme — nur.

6) sich verluegen — sich über dem Zuschauen vergeßen, zeme — zusammen, gleit — gelegt, ein — einer.

7) der faden — den Faden.

8) feiß — fett, bi nem — bei einem — bi sich.

9) au — auch, wonis — der uns, bis — sei.

10) chunnt — kommt, gha — gehabt, üst — unser.

11) enanderno — sogleich.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

4	4
6	3
3	1
4	2
8	2
35	12

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wackernagel, Philipp, 1800-1877

Deutsches Lesebuch

Bd.: 2

Stuttgart (1843)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.969(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723582-0